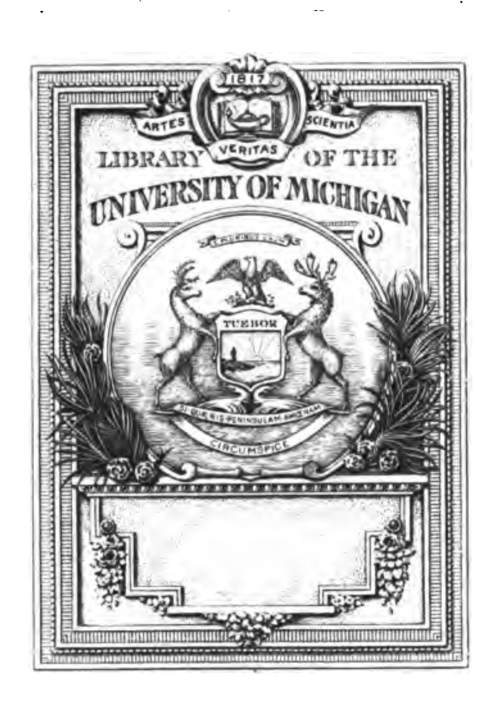
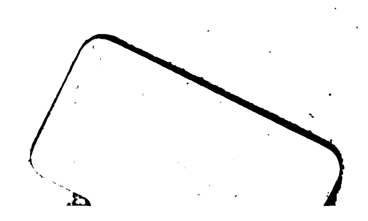
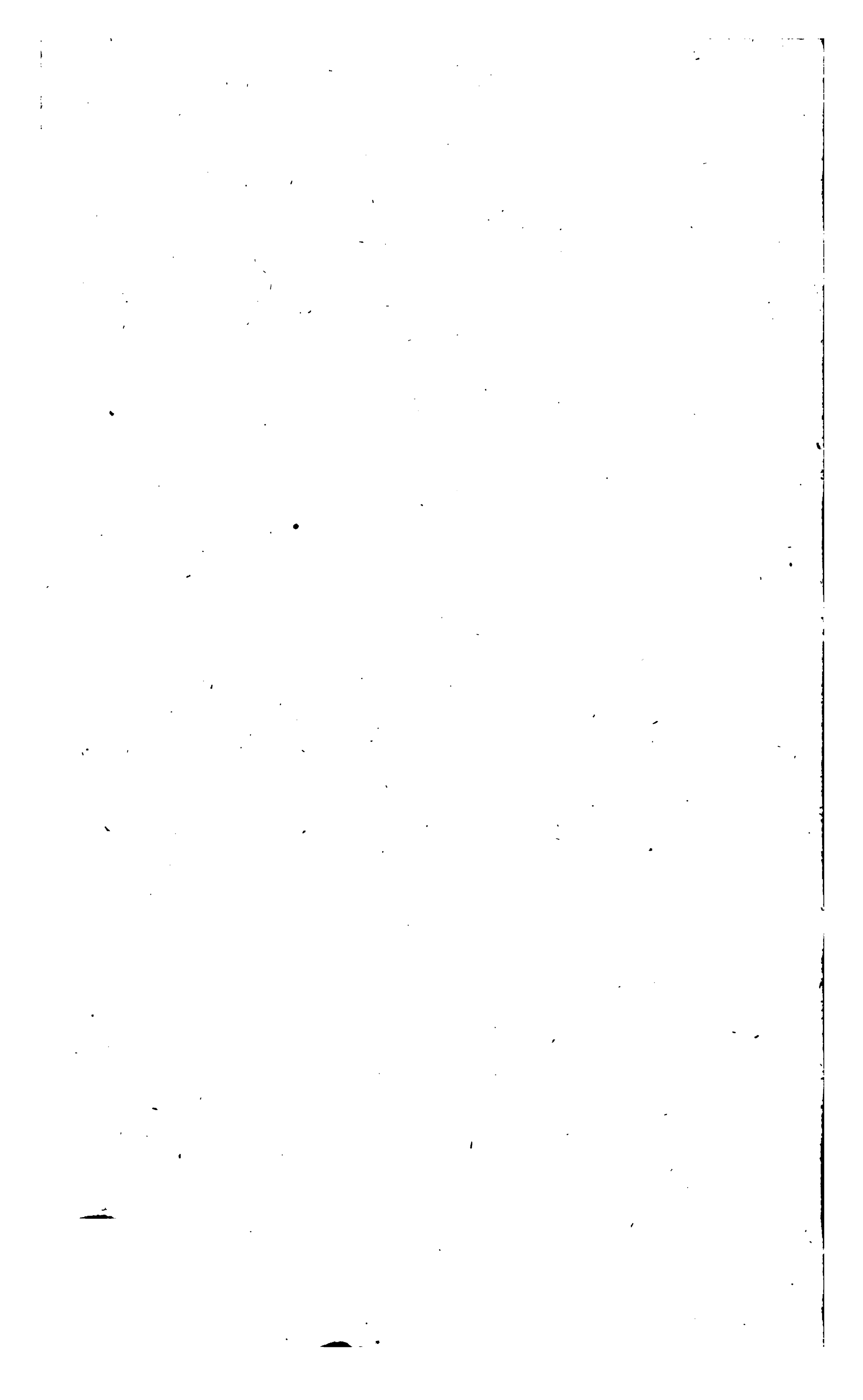

1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE




Geschichte

der

Europäischen Menschheit

im

Mittelalter.

Von

Anton von Tillier.

Vierter Theil.

Geschichte

der

Europäischen Menschheit

im

Mittelalter.

In vier Theilen.

Von

Anton von Tillier.

Vierter Theil.

Frankfurt a. M.
Brönner'sche Buchhandlung.
(S. Schmerber.)

Basel, bei J. G. Neukirch.

1830.

So eben sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte

der

Europäischen Menschheit

im

Mittelalter.

In vier Theilen.

Von

Anton von Tillier.

Vierter Theil.

Frankfurt a. M.

Brönner'sche Buchhandlung.
(S. Schmerber.)

Basel, bei J. G. Neukirch.

1830.

Und Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf Er ihn.

Inhalt.

Dreizehntes Buch.

Philosophie. S. 3

Vierzehntes Buch.

Religions- und Kirchengeschichte.

I. Capitel. Ursprung der christlichen Lehre. . . . — 67
II. Capitel. Von Christi Tod bis auf die Kirchenversammlung zu Nicäa im Jahr 325. . . — 77
III. Capitel. Vom Concilium zu Nicäa bis auf Muhammed. 325—604. . . . . — 86
IV. Capitel. Von der Erscheinung Muhammeds bis zum Tode Gregors VII. 1088. . . . . — 97
V. Capitel. Von Gregors VII. Tod bis zur Verlegung des päpstlichen Stuhls nach Avignon. 1087—1305. . . . . — 117
VI. Capitel. Vom Tode Benedicts XI. oder der Verlegung des päpstlichen Stuhls nach Avignon bis zur Eroberung von Constantinopel. 1304—1453. . . . . — 150

Fünfzehntes Buch.

Mathematische Wissenschaften.

I. Capitel. Die ältesten Zeiten bis auf die Belehrung der Griechen durch Thales. . . . — 179
II. Capitel. Von Thales bis auf die Gründung der Schule zu Alexandrien. (Von 7. bis zum 3. Jahrhundert v. Chr. Geb.) . . . . — 185

III. Capitel. Von der Gründung der Schule zu Alexandrien bis auf den Tod des Ptolemäus. (Vom 3. Jahrhundert v. Chr. Geb. bis um die Mitte des 2. Jahrhunderts nach Chr. Geb.) . . . . S. 192
IV. Capitel. Vom Tode des Ptolemäus bis auf den Tod des Mönchs Gerbert, nachmaligen Papstes Sylvesters II. (Von der Mitte des 2. Jahrhunderts nach Chr. Geb. bis auf das Jahr 1003.) . . . . — 203
V. Capitel. Vom Tode Gerberts bis zur Eroberung von Constantinopel. 1044—1453. . . . . S. 214

Sechzehntes Buch.

Geschichte der Naturwissenschaften.

I. Capitel. Die frühesten Zeiten bis auf Aristoteles, starb 326 v. Chr. Geb. . . . . — 225
II. Capitel. Von Aristoteles bis zum Untergang des abendländischen Reichs oder dem Anfange des sogenannten Mittelalters. . . . . — 247
III. Capitel. Vom Untergange des abendländischen Reiches bis auf den Untergang des morgenländischen. 476—1453. . . . . — 268

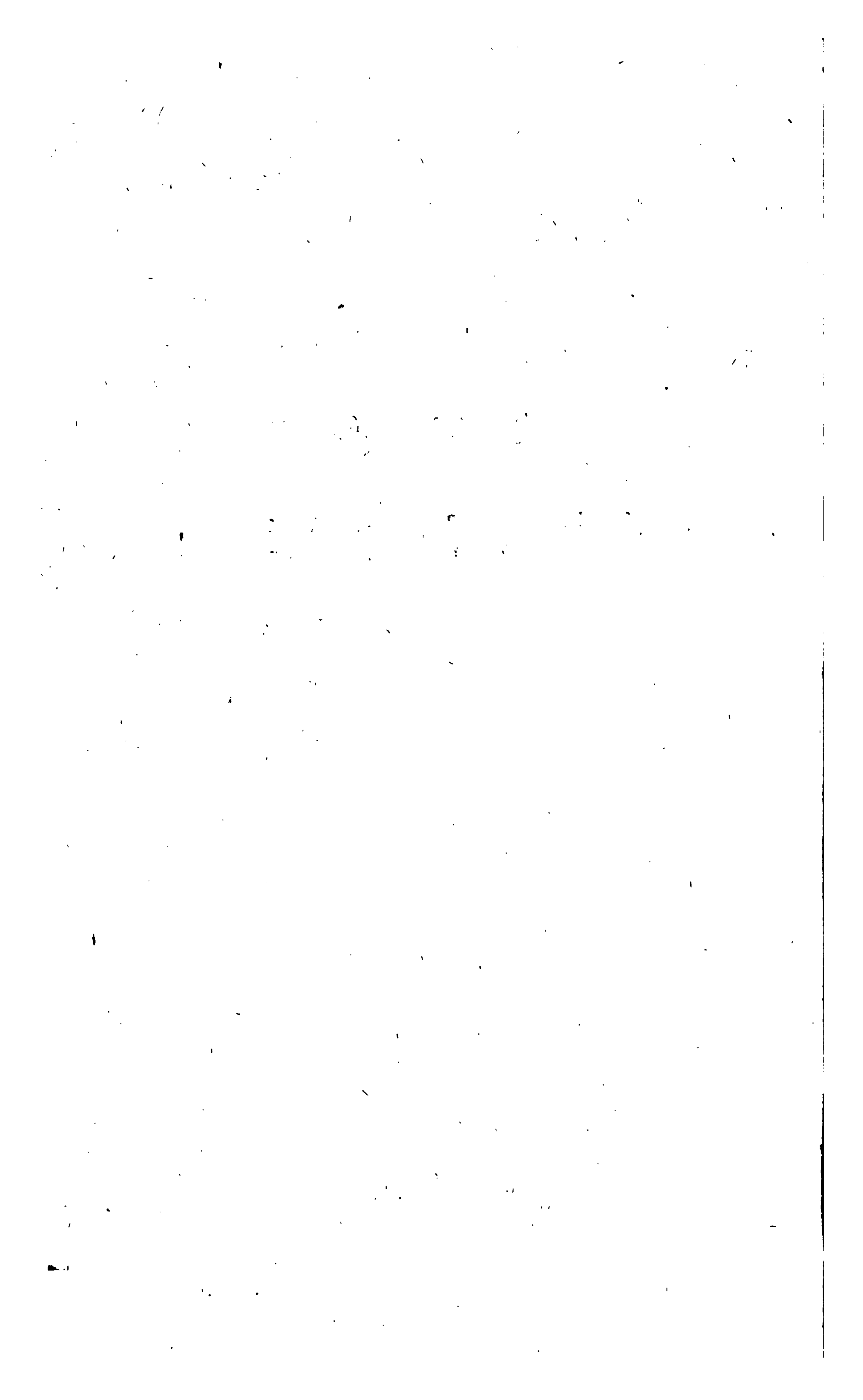
Siebenzehntes Buch.

Geschichte der in der Wissenschaft und im Leben herrschenden Begriffe über den Staat und die allgemeinen Verhältnisse der Völker.

I. Capitel. Das Alterthum. . . . . — 293
II. Capitel. Vom Untergange des abendländischen Reichs bis zum Ende des ersten Jahrhunderts. . . . . — 343
III. Capitel. Das eilfte, zwölfte und dreizehnte Jahrhundert. . . . . — 375

Dreizehntes Buch.

Philosophie.



Philosophie.

Die ersten Forschungen über den Ursprung aller Dinge trifft man schon in uralten Zeiten des Lebens der Menschheit an. Aber wenn man den Zustand der Geistes-Bildung erwägt, der erfordert wird, um auf diesen Gedanken zu führen, so fällt dennoch die Nothwendigkeit der Annahme eines bedeutenden Zeitraums zwischen dem ersten Anfang der menschlichen Entwicklung und jener Periode in die Augen. Zwar scheint an sich selbst die Forschung nach dem Ursprung vorhandener Dinge eine sehr natürliche Richtung der Geistesthätigkeit; allein da bei rohen Menschen die körperliche Entwicklung einen großen Schritt von der geistigen voraus hielt, so konnten sie schwerlich zu einem bestimmten Begriffe über Hervorbringung und Hervorgebrachtes, Ursache und Wirkung, ja Grund und Folge kommen, ehe sie durch Anschauung eigener Arbeit darauf geleitet wurden.

Weit später noch als er auf die Forschung nach dem Ursprunge der außer ihm vorhandenen Dinge fiel, konnte sich der menschliche Geist mit Nachdenken über sich selbst, über seine verschiedenen Kräfte und seine Verhältnisse zu dem was außer ihm lag, oder ihm selbst das Daseyn gegeben haben konnte, beschäftigen. Aber der Umstand, daß wir über den vor der Erfindung der Buchstabenschrift und den seit ihr verfaßten geschichtlichen Ueberlieferungen verflossenen Zeitraum weit entfernt etwas Bestimmtes zu kennen, kaum die dunkelsten Ahnungen haben, verhindert uns, die Fortschritte des menschlichen Geistes geschichtlich zu verfolgen. Schon in den Urzeiten unserer bekannten oder gemuthmaßten Geschichte findet man in Indien, Babylonien und Aegypten Spuren von Philosophie. Forschungen nach dem Ursprunge des Weltalls und der Einrichtung desselben wur-

den von Einzelnen in diesen Völkern vorgenommen; aber bei der damaligen niedrigen Stufe der allgemeinen Bildung gelang es bald Wenigen, sich der Ergebnisse dieser Forschungen zu bemeistern, dieselben zu bestimmten Glaubenssätzen umzuschaffen, und als Priester sich und ihre Nachkommen in ihrem ausschließlichen Besitze zu erhalten. Dieser eigennützige und vollkommen zweckwidrige Gebrauch der bisher erlangten Kenntnisse machte bald den weitern Fortschritten derselben ein Ende. Als dogmatisches Lehrgebäude blieben sie fest und unveränderlich, und die Oberaufseher aller geistigen Bildung fanden es ihrem Vortheile gemäß, sie so zu behaupten.

Den Griechen war es vorbehalten unter großen Begünstigungen des Klimas, der Verfassungen, einer sichern Schifffahrt u. s. w. neue, unabhängige Forschungen anzustellen. Linus, Musäus, Orpheus, Homerus und Hesiodus können für die Heroen der Griechischen Philosophie gelten.

In allegorischen Gedichten hatten sie philosophische Lehren besungen, welche das Volk in seinen Glauben aufnahm, und aus denen eine Religion entstand, in welcher die Urkräfte nebst großen Naturerscheinungen und Naturkräften auf eine sinnbildliche Weise verehrt wurden. Aber wenn auch diese ersten Anfangsgründe der Philosophie, theils Ergebnisse eigener Forschungen, theils Ueberlieferungen fremder Völker, eine bestimmte Volksreligion bildeten, so wurde dennoch in Griechenland das freie Streben nach weiterer Erkenntniß durch den herrschenden Glauben nicht unterdrückt. Die Griechische Religion wurde nicht auf einmal nach bestimmten Dogmen festgesetzt, sondern bildete sich erst nach und nach, je nachdem einzelne Allegorien durch das Sinnreiche ihres Inhalts oder ihre gefällige Darstellung Eingang fanden, und einen bleibenden Eindruck auf die Menschen begründeten. Daher ward auch die Griechische Religion nie ein vollkommen abgeschlossenes Ganzes, mit welchem neue Zusätze oder andere von ihm unabhängige Forschungen — insofern sie mit dem positiven bestehenden Glauben nicht in offenbaren Widerstreit geriethen — unverträglich gewesen wären. So gewöhnte man sich endlich unvermerkt, Glaube und Forschung zu trennen,

und jedem von ihnen im Reiche des Geistes seine besondere Herrschaft anzuweisen, so daß der Gang, welchen sie von nun an nahmen, im Ablaufe der Zeit sie nach und nach von unbedeutenden Abweichungen zu den verschiedensten Endergebnissen führte, bis endlich der erste unter den Trümmern der alten Welt zu Grunde ging, während die letztere den wichtigsten Einfluß, selbst in den neusten Zeiten noch, fortdauernd behauptete.

Die ersten bedeutenden Fortschritte auf dieser neuen Bahn machte am Ende des siebenten Jahrhunderts vor Christi Geburt Thales von Milet. Statt wie seine dichterischen Vorgänger die Verhältnisse der Natur durch sinnbildliche Götterzeugungen zu bezeichnen, zeigte er natürliche Ursachen und Wirkungen, und brachte den Ursprung aller Dinge auf ein materialistisches Grundprincip zurück, wofür er für seine Person das Wasser (seine Schüler andre Elemente) annahm. Thales war Stifter der Jonischen Schule. Seine Nachfolger hingegen begnügten sich nicht damit, ein Element als Grundstoff anzunehmen, welches die Form der Sinnenwelt und ihren mannigfaltigen Wechsel nicht erklären konnte, sondern sie ließen vielmehr diesen Wechsel durch eine der Materie einwohnende Kraft der Verdichtung und der Verdünnung entstehen, wobei sie indessen Ursache mit Wirkung verwechselten. Empedokles stellte das Urbild der Form als Freundschaft und Feindschaft, Heraklit als Harmonie und Zwietracht dar. Die Joniker im Allgemeinen, aber besonders die beiden letztern Philosophen nahmen den Zufall als Regel der Wirksamkeit jener Urkräfte an. Der Urstoff und die demselben einwohnende Kraft der Veränderung waren ihre Gottheit. Empedokles behauptete neben dieser noch das Daseyn geistiger Wesen, bei denen das Körperliche weit ätherischer war, als bei den Menschen, und die zum Theil über die Veränderungen walteten, ihnen aber auch zum Theil selbst unterworfen wären. Diese Dämonologie der Jonischen Philosophen, welcher jedoch Heraklit nicht beitrat, war wesentlich von der Griechischen Götterlehre verschieden, obschon man (vielleicht aus Mangel an Nachrichten) keine Spur von öffentlichem Streite derselben findet. Einer ihrer Hauptgrundsätze, daß nur das Gleiche das Gleiche

erkennen könne, veranlaßte sie, der Seele einen materiellen Ursprung zu geben, welchen Empedokles in allen vier Elementen, Heraklit hingegen nur im Feuer suchte, dessen reinste Natur der göttlichen am nächsten kommen müsse.

Während auf diese Art in Jonien die Anfangsgründe der Naturphilosophie sich zu einer größern Vollkommenheit ausbildeten, gründete in Italien Pythagoras von Samos, der erste, welcher sich einen Philosophen genannt haben soll, eine neue Schule, deren Einfluß auf die folgenden Zeiten von ungleich größerer Bedeutung war. Durch das Umfassende seines Genie's und die innere Kraft desselben hatte er sich weit über die Bildung seines Zeitalters zu einer Höhe heraufgeschwungen, auf die es ihm seine edle Seele zum Bedürfnisse machte, die ganze Menschheit zu erheben. Während seines Aufenthalts in Aegypten erlangte er die gründlichsten mathematischen Kenntnisse, und machte sich mit der ganzen Cultur dieses Landes, besonders aber mit der Priester-Verfassung und dem Einflusse derselben auf das ganze Land aufs innigste vertraut. Eine ähnliche, aber darin wesentlich von der Aegyptischen Priesterkaste verschiedene, Verbrüderung, daß sie statt der von jener aufgestellten strengen religiösen Dogmatik, eine auf freie vernünftige Forschung begründete Aufklärung verbreiten sollte, schien ihm besonders dazu geeignet, die Menschheit im Ganzen und in allen ihren Theilen zu jener Harmonie zu leiten, welche ihm als höchster und letzter Zweck des Weltalls in Gedanken vorschwebte. Diesen erhabenen Gedanken suchte Pythagoras in der Mitte des sechsten Jahrhunderts vor Christi Geburt in dem zu Kroton gestifteten Philosophenbunde endlich zu verwirklichen. Hier forschten Männer, welche durch ihren staatsbürgerlichen Einfluß in ihrem Vaterlande im Stande waren, die innern und äußern Verhältnisse desselben zu bestimmen, gemeinschaftlich nach der reinen Wahrheit und den zweckmäßigsten Mitteln, ihre Mitbürger für dieselbe empfänglich zu machen. Durch eine sorgfältige Uebereinstimmung in der Bildung des Körpers und der Seele wurden beide zu einer innigen Harmonie verbunden, zu welcher die neu aufzunehmenden Mitglieder eigends erzogen werden mußten.

Durch strenge Reinlichkeit und Mäßigkeit blieben Seele und Körper für höhern Genuß empfänglich, durch Geistesthätigkeit und gymnastische Uebungen gewannen sie an Kraft. Musik und Gesang waren am frühen Morgen die Vorbereitung zu den ernstern Geschäften des Tages, an welchem philosophische Unterhaltungen und bürgerliche Geschäfte mit körperlichen Uebungen abwechselten; den Abend weihte man der Fröhlichkeit, die letzte Stunde vor dem Schlafe aber einer ernsten Prüfung seiner selbst. Die gemeinschaftliche Absicht, sich zu veredeln, erzeugte unter allen Mitgliedern die innigste Freundschaft, welcher das gemeinsame Streben die wohlthätigste Wirkung auf das Zeitalter verdankte. Aber nur zu bald gerieth ihre politische Wirksamkeit mit dem Argwohn, den Vorurtheilen und der Selbstsucht ihrer Mitbürger in feindselige Berührung, und der Philosophenbund wurde als solcher zerstört, ehe er etwas Bedeutendes von seinen erhabenen Zwecken für die sittliche Veredlung der Menschheit verwirklichen konnte.

Ueber den ganzen Zusammenhang der eigentlichen Pythagoräischen Philosophie zu urtheilen ist schwer, weil man weder von dem Stifter der Schule selbst, noch von seinen unmittelbaren Schülern schriftliche Denkmäler besitzt, deren Aechtheit durchaus unzweifelbar wäre. Dennoch scheint der Geist derselben, insofern er sich aus spätern Ueberlieferungen erkennen läßt, im Wesentlichen folgender gewesen zu seyn: Pythagoras hatte sich in der Erforschung der mathematischen Wissenschaften gebildet. Von da aus schwang er sich in die höheren Regionen der Philosophie hinauf, und kam wohl auf diesem Wege dazu, gewisse mathematische Begriffe, die zur Bestimmung der Größenverhältnisse dienten, als Grundlagen der ganzen Sinnenwelt anzunehmen, und auf diesen Grundlagen mit einer solchen Bestimmtheit zu folgern, daß ihn auch die lächerlichsten Ergebnisse in der Wirklichkeit nicht irre machten. Als Grundlage der Form und Materie nahm er das Eins an. Als Materie ohne Form war das Eins das Gleiche, d. h. ohne alle Merkmale unendlich, mit der Form verbunden war es das Ungleiche, hatte Merkmale und war endlich, begränzt. Form und Materie blieben unzer=

trennlich verbunden. Aus der ewigen Wirkung des Ungleichen auf das Gleiche war die Welt entstanden. Die beiden einzigen Bedingungen der Form, welche die Einheit der Materie zuließ, sind das Gerade und Ungerade, welche ins Unendliche auf die unendliche Materie angewandt werden konnten. Das Gerade und Ungerade war als Zahlenverhältniß nur durch Zahlen bestimmbar, deren Wissenschaft ihm daher für die der Naturprincipien galt. Indessen wurden hier die Zahlen im metaphysischen Sinn als Qualität gedacht, während sie im mathematischen die Quantität ausdrücken. Unter den Zahlen waren dem Pythagoras die geraden, welche ein harmonisches Verhältniß enthielten, vollkommner als die ungeraden, und unter jenen hielt er die Dekas für die vollkommenste unter allen, weil sich durch sie am meisten andere Zahlverhältnisse auflösen ließen. So wie die Dekas unter den Zahlen, so war unter den Figuren der Kreis die vollkommenste. Daher nahmen die Pythagoräer das Weltall für rund an. Im Mittelpuncte desselben war der eigentliche Urquell der Weltseele, hier wohnte die heilige Wache des Zeus. Die Substanz der Weltseele selbst war das reinste Feuer, Centralfeuer. Wahrscheinlich setzten sie dieses in die Sonne, und kamen auf diese Art zuerst auf völlig abgezogenem Wege zu richtigen astronomischen Begriffen. Um das Centralfeuer herum bewegte sich der ganze Sternhimmel mit der Erde in zehn abgemessenen Kreisen, und gerade durch diese Zahl zehn drückte das Weltall seine höchste Vollkommenheit aus. Diese Kreisbewegung bewirkte den berühmten Sphärengesang oder Weltchoral der Pythagoräer, welchen die Erdbewohner nicht hörten, weil sie gleich beim Eintritt ins Leben von ihm betäubt und dadurch für denselben unempfindlich wurden.

Obschon nun die Pythagoräer das Feuer als das Göttliche überhaupt im Weltalle annahmen, so entwickelten sie doch aus diesem Grundsatze die Lehre von der Vielgötterei. In den Gestirnen, welche am meisten von jenem Feuer in sich hatten, wohnten die obersten Götter, welche durch ihre Vollkommenheit die Verehrung der Menschen in Anspruch nahmen.

Die Kräfte in den Elementen der sublunarischen Welt waren Götter niedern Rangs, noch tiefer standen die Menschen selbst, in welchen nur noch ein Funken von jenem göttlichen Feuer war. Die Götter walteten über die Menschen und ihre Schicksale, und je mehr sich die Menschen durch Harmonie in Gesinnungen und Handlungen den Göttern näherten, desto inniger war die Verbindung mit denselben. Da aber das göttliche Feuer selbst aus Zahlen hervorging, waren alle Seelen, sowohl göttliche als geringere, aus den Zahlen entsprungen.

Was endlich den menschlichen Geist selbst betrifft, so unterschieden die Pythagoräer im Allgemeinen Vernunft und Sinnlichkeit. Jene war ihnen ein reiner Ausfluß der Weltseele, ihr Zweck Harmonie; als gesetzgebendes und regierendes Princip blieb sie mit den Anmaßungen der Sinnlichkeit in stetem Widerspruche. Die Sinnlichkeit, als Lebensprincip zwar ebenfalls ein Erzeugniß der Weltseele, sahen sie indessen für mit gröbern Stoffen verwebt und dadurch der Disharmonie fähig an. Als eine für sich bestehende Zahl, wie der Körper, ging die Seele nach dem Tode des Menschen in einen andern menschlichen oder thierischen Körper über, in welchen der Zufall sie führte.

Die oberste Regel des sittlichen Handelns war die Gerechtigkeit, eine Harmonie, von welcher die Harmonie der Handlungen des Menschen mit der Weltharmonie eine Folge war. In der Vernunft, so folgerten die Pythagoräer, ist die Erkenntniß, in den Affecten die Kraft, in den Begierden und Neigungen das Bestreben gegründet. Sind Affecten und Begierden mit sich selbst und dem Gesetze der Vernunft in Harmonie, so ist der Mensch tugendhaft, wo nicht, so fröhnt er dem Laster.

Wie vieles in den erwähnten Systemen, besonders über den Urspfung der Natur, über die Veränderung u. s. w. undeutlich blieb, fällt in die Augen. Spätere Philosophen suchten diese Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen. Die ersten unter ihnen waren die Eleatiker: Xenophanes aus Kolophon stiftete diese Schule zu Elea in Groß-Griechenland,

wo er sich noch zu Pythagoras Zeiten in der 61sten Olympiade hinbegab. Er ging von dem Grundsatze aus, daß aus Nichts nie Etwas entstehen könne; folglich mußte Alles ewig vorhanden seyn, und konnte auch nicht aufhören. Es mußte Eins seyn, weil mehr Dinge einander begränzen und dadurch ihr Seyn aufheben würden, und Alles umfassend unveränderlich. Diese eine, ewige, unveränderliche Weltsubstanz war das Vollkommenste, Gott. Die Gottheit mußte Empfindungs- und Denkvermögen im vollkommensten Grade, und sofern sie sich überall gleich war, auch dieses überall haben. Insofern war das Bild einer runden Kugel ihr das angemessenste. Schon Xenophanes fühlte den Widerstreit der Vernunft mit der Sinnenerfahrung, wußte ihm aber nicht zu begegnen. Im Wesentlichen zeichneten sich die Eleatiker überhaupt dadurch vor ihren Vorgängern aus, daß sie statt einer materiellen Gottheit das Denken der Substanz allein für die einzige reelle Substanz, Weltgottheit, annahmen. Hiedurch gestanden sie den Ideen der Vernunft von absoluter Einheit und Totalität eine objective Realität zu, womit die Begriffe der Beschränktheit, der Veränderung durchaus unverträglich waren. Vorzüglich kämpften die Eleatiker mit zwei großen Schwierigkeiten, der Vorstellung des Raumes bei ihrem aus reiner Vernunft abgeleiteten Begriffe einer Weltsubstanz, und dem oben erwähnten Widerstreit der Vernunft und der Sinnenerfahrungen. Xenophanes begnügte sich mit Klagen über die Ungewißheit der menschlichen Erkenntniß; Parmenides stellte die Erkenntnisse aus verschiedenen Quellen, der Sinnlichkeit und der reinen Vernunft, neben einander als besondere Systeme aus ganz verschiedenartigen Principien. Melissus verwarf die Sinnenerfahrung als Täuschung schlechthin, Zeno endlich bewies, daß die Sinnenerfahrung sich selbst widerstreite und vernichte, folglich das Ergebniß der forschenden Vernunft nichts sey als ein ewiges, unendliches, unveränderliches Ding an sich.

Das Streben, Vernunft und Erfahrung zu vereinigen, führte den Leucipp auf sein Atomensystem, ein kühner Gedanke,

der dem philosophischen Genie seines Urhebers in dem damaligen Zeitpunct Ehre macht. Nach diesem war der Zufall Herrscher der Welt und Vater der Götter. Die Atomen waren ewige einfache, wegen ihrer Kleinheit durch die Sinne nicht wahrnehmbare, Substanzen in einem objectiven unendlichen leeren Zeitraume. Der Wechsel der Formen der Erscheinungswelt war eine Folge zufälliger Vereinigungen und Trennungen der Atomen, welche durch ihre ewige regellose Bewegung im unendlichen leeren Raume bewirkt wurden; unendliche zweckmäßige, sich selbst erhaltende Formen konnten entstehen, bis der Zufall jene zweckmäßige, sich selbst erhaltende Form bewirkte, die wir Natur nennen. Sein Schüler Demokrit vervollkommnete dieses System, erläuterte einzelne Theile desselben, und stellte Beweise für gewisse Sätze auf. Aus dem Atomensystem entwickelten Leucipp und Demokrit ihre Lehre von den Grundkräften, in der sie im Allgemeinen mit Heraklit und Empedokles übereinstimmten. Von einer Götterlehre Leucipps erwähnen die Alten gar nichts. Demokrit ließ aus den Atomen auch menschenähnliche luftige Wesen guter und böser Art von ungeheurer Größe entstehen, welche, wie alle Atomenproducte, der Veränderung unterworfen waren; diesen legte er die Eigenschaften und Wirkungen bei, welche der gemeine Volksglauben den Göttern und Dämonen zuschrieb.

Auch in Ionien, dem Stammlande der Griechischen Philosophie, machte die vernünftige Forschung Fortschritte, ohne jedoch die einmal betretene Bahn, die Erklärung der Natur aus empirischen Gründen, zu verlassen. So gerieth Anaxagoras (500 — 428) aus Klazomenä auf den Begriff der Zweckmäßigkeit, der einem hellen Denker in die Augen fallen mußte. Er nahm zwar ein ewiges Grundprincip der Materie an, welches die Empfänglichkeit für bestimmte Formen in sich hatte, allein bloß denkbar und für die Sinne nicht empfindbar war; daher trennte er auch die Bewegkraft von ihr, um sie einem Vernunftwesen zuzuschreiben, welches durch sie seine Idee von Weltzweck an der Materie zu verwirklichen suchte. Dieses war der Weltgeist des Anaxagoras, von welchem sein System Theismus geheißen wurde, und welcher der Materie nur eine zweckmäßige

Form ertheilen konnte, ohne ihre ursprüngliche Natur zu verändern. In dem Zurückstreben der Materie in den einzelnen Dingen zur alten chaotischen Mischung lag der Grund alles Vergehens und alles Uebels. Durch das Trennen und Verbinden der Materie war das Vergehen und Entstehen der Erscheinungen bewirkt. Als Erzeugnisse der Weltseele waren die Seelen der Menschen und Thiere von gleichem Wesen, nur hatten die Menschen eine vorzüglichere körperliche Gestaltung. Diese Ergebnisse hatte Anaxagoras durch höchst merkwürdige Naturbeobachtungen erhalten. Mit seiner Lehre standen die des Diogenes von Apollonia und Archelaus aus Athen, seiner Zeitgenossen, in naher Verwandtschaft; aber man weiß zu wenig von ihren Systemen, um sie eigentlich näher zu würdigen.

Der Umstand, daß von allen diesen Systemen keines die Angriffe der Vernunft ganz beseitigen konnte, veranlaßte spätere Denker über die Vernunft selbst zu philosophiren, und die Gesetze, welche sie bei ihrer Thätigkeit befolgen mußte, die Gesetze des Denkens auszumitteln. Den ältern Philosophen, welche das Gebiet der Erfahrung in ihren physischen Systemen nicht verlassen hatten, war dieses Bedürfniß weniger fühlbar; allein die Eleatiker, welche von den Grundsätzen der reinen Vernunft ausgingen, empfanden die Nothwendigkeit einer Wissenschaft, vermittelst deren die Vernunft selbst und das Denken gewissen bestimmten Regeln unterworfen wurden, die alle Undeutlichkeit oder Zweideutigkeit in der Erfahrung aufhöben. Schon Zeno bediente sich in der Anwendung einer Denklehre. Noch andere Gründe kamen hinzu, die Ausbildung einer solchen Wissenschaft zu befördern. Die meisten Griechischen Verfassungen, vorzüglich aber die von Athen, veranlaßten öftere Reden vor dem Volke. Anfänglich begnügte man sich mit ungekünstelter Darstellung aus eigener Ueberzeugung. Aus Uebung entstand Kunst. Bald wurde man die Vortheile gewahr, welche die Kunst ihren Jüngern zur Ueberzeugung der Zuhörer verlieh, und richtete von nun an den mündlichen Vortrag nach ihren Vorschriften ein, um desto sicherer zu überführen. So gaben Philosophie und Politik einer Wissenschaft das Daseyn,

welche von nun an die Leiterin der Gedanken und Reden wurde, und welche man je nach ihrer Anwendung auf das Denken selbst den Zusammenhang, und die einzelnen Theile der Rede, Dialektik, Logik, Grammatik und Rhetorik, und die Männer, welche sich vorzüglich oder ausschließlich mit derselben beschäftigten, Rhetoren oder Sophisten nannte. Im Anfange und so lange Forschen nach Wahrheit der letzte und einzige Zweck der Sophisten blieb, leisteten sie sowohl in der Philosophie als in der Politik äußerst wichtige Dienste. Sie dachten schärfer und drangen tiefer ein, als man es bisher gethan hatte, und machten in der philosophischen Sprache mehr Bestimmtheit, in der Folgerung mehr Strenge nothwendig, weil sie alles, was nicht eines festen Beweises fähig war, über den Haufen warfen. Besonders zeichnete sich Protagoras aus Abdera aus durch den Scharfsinn, womit er jede objective Wahrheit zu zerstören suchte, indem er von dem Grundsatze ausging, daß keinem Dinge ein absolutes, bleibendes Seyn zukomme; daß einerseits die Materie, andrerseits auch der Zustand der Sinne und ihre davon abhängende Empfänglichkeit in jedem Augenblicke verändert würden. Mit dieser Lehre zog er in Griechenland umher, hielt in den verschiedenen Städten öffentliche Vorlesungen und Disputationen, und gewann durch Unterricht bedeutende Summen. Aber sowohl in der Politik als in der Philosophie verließen die Sophisten ihre ursprüngliche Bahn, die Forschung nach Wahrheit. Das Volk durch eine glänzende Kunst zu blenden und für eigennützige oder ihren Gönnern und Bezahlern vortheilhafte Plane zu gewinnen, wurde jetzt leider der vorzüglichste Zweck der meisten Volksredner, die ihre schöne Kunst zu einem Geldgewerbe entweihten. Auch in der Philosophie machten sie es nicht besser; besonders hatten hier die allgemein eingerissene Sittenlosigkeit der Griechen und der Neuheitsreiz der Athenienser einen verderblichen Einfluß. Beinahe alle weitere Forschung im Gebiete der Philosophie hörte jetzt auf. Eine Art von dialektischen Untersuchungen der bisher aufgestellten Systeme, wobei Witz und Scharfsinn, aber desto weniger Wahrheitsgeist glänzte, und wobei durch künstlichen Trug die Wahrheit entge-

gengesetzten Meinungen beinahe in gleiche Augenscheinlichkeit gesetzt wurde, machte nach und nach die vorzüglichste Beschäftigung der Sophisten aus, und wurde allmählig mit dem Begriffe eines Sophisten verbunden. Aus dieser Behandlung der Wissenschaft mußte bald die furchtbarste Zweifelsucht entstehen, welche alle menschliche Erkenntniß über den Haufen zu werfen drohte. So stellte einer der berühmtesten Sophisten, Gorgias von Leontinum, in einem Buche von der Natur oder dem was nicht ist, die Grundsätze auf: 1) es sey gar nichts vorhanden, 2) wäre etwas vorhanden, so wäre es doch nicht erkennbar, 3) wäre es erkennbar, so ließe sich doch diese Erkenntniß keinem andern mittheilen. Diese Behauptungen suchte er durch scharfsinnige aber trügliche Schlußfolgerungen zu beweisen. Ihr Streben, objective Wahrheit zu vertilgen, machte bald ihre Zuhörer an den Begriffen von Tugend und Laster, Recht und Unrecht, Vaterlandsliebe, Religion und Sitten irre. Eine abscheuliche Sittenlosigkeit und die Vernachlässigung aller höhern Begriffe waren die nächsten Folgen ihrer Einwirkung auf die gebildetern Stände des Volks, und Staat und Wissenschaft geriethen an den Rand des Verderbens, als die Vorsehung einen außerordentlichen Mann erweckte, sie zu bekämpfen.

Daß schon früher Männer von Gefühl und Vaterlandsliebe das Verderbliche der Sophisterei einsahen, und dem Strome, wiewohl vergeblich, einen Damm entgegen zu setzen suchten, ist der Natur der Dinge nach höchst wahrscheinlich, aber Niemand fühlte das Bedürfniß, dem Geiste seiner Zeit eine bessere Richtung zu geben, lebhafter und inniger als Sokrates, der Sohn des armen Bildhauers Sophroniskus aus Athen (geb. 469 v. Chr. Geb.). Von Jugend auf hatte sein Geist einen Drang nach Bildung und Wahrheit gefühlt, den er selbst während er die Kunst seines Vaters ausübte, wie vorher aufs sorgfältigste zu befriedigen suchte. Die Schulen der Sophisten verließ er getäuscht in seinen Erwartungen von ihnen, und sah sich gezwungen, in seinem eigenen Geiste dasjenige zu suchen, was er im fremden Unterricht vermißte. Die Wiederherstellung der Sitten und der Herrschaft des gesunden Menschenverstands schien ihm das

nächste und dringendste Bedürfniß der Zeit. Aber die Schwierigkeiten, welche sich in den Lehren der Eleatiker und Sophisten durch den Widerstreit der reinen Vernunft und der Erfahrung fanden, brachten ihm einen Abscheu vor der Metaphysik bei, der sich bei den damaligen Zeitumständen zwar nicht völlig entschuldigen, aber doch leicht verzeihen läßt, und führte ihn auf eine bloße Erfahrungs-Philosophie für das Leben. Diese beförderte logische Richtigkeit im Denken, Kenntniß der Natur und ihrer Zweckmäßigkeit, Aufhellung des Blicks über Welt und Menschen und des Begriffs von Tugend und Gerechtigkeit, ohne sie auf die obersten wissenschaftlichen Grundsätze zurückzuführen. Seine ganze Lehre war mit einem Wort eine Philosophie und Sittenlehre für die Welt, welche zu allen Zeiten und allen Menschen nützlich seyn könnte. Dabei bediente er sich in seinem Unterricht eines Verfahrens, welches für die freie Entwicklung des Geistes sehr viele Vorzüge hat; er griff nämlich den Fortschritten der eigenen Forschung bei seinen Zöglingen nicht vor, sondern suchte sie vielmehr durch angemessene Fragen selbst auf die genauere Entwicklung der Begriffe zu leiten, welche er auf diese Art aus ihrem Geiste herausnahm. Sein Moralsystem führte er auf einen höchst weisen und gütigen Lenker aller Dinge zurück, wodurch er den sittlichen Glauben der Menschen zu befestigen strebte; aber sein guter Wille scheiterte an der Erbitterung seiner Gegner, welche ihm ungeachtet seiner unsterblichen Verdienste unter dem Vorwande der Götterverachtung den Giftbecher reichten.

So schön auch die Sittenlehre des Sokrates an sich selbst war, und so großen Nutzen seine Erfahrungs-Philosophie unter den Menschen stiftete, so war sie doch bei der gänzlichen Vernachlässigung der Metaphysik und der höhern Dialektik für den menschlichen Forschungstrieb keineswegs befriedigend. Schon bei seinem Leben, aber mehr noch nach seinem Tode wichen mehrere von seinen Schülern in vielen und bedeutenden Puncten von seiner Lehre ab, und stifteten eigene Schulen, welche von neuen Ansichten ausgingen. So gründete Euklides aus Megara kurze Zeit nach dem Tode seines Lehrers eine besondere Schule

in seiner Vaterstadt, welche die Metaphysik der Eleatiker und die Dialektik von neuem bearbeitete. Die strenge Richtigkeit der Beweisführung, welche sie verlangten, ihre Angriffe gegen den formalen und materialen Dogmatismus ihrer philosophischen Zeitgenossen und die öftern Disputationen welche sie hielten, um auf den Grund der wissenschaftlichen Wahrheit zu kommen, zogen ihnen den Vorwurf der Disputirwuth zu, obschon sie dabei ganz andere Absichten als die Sophisten hatten, und zur festen Begründung der Wissenschaft unendlich viel beitrugen. Leider ist uns von den Verhandlungen des Euklides und seiner Schüler nur sehr wenig übergeblieben. Euklides war Stifter der im Alterthume so berühmten sieben Sophismen. Diodor erweiterte die Schlußfolgerung des Eleatischen Zeno gegen die objective Wirklichkeit der Bewegung, und Stilpo leugnete, wie im Mittelalter die Nominalisten, die objective Gültigkeit der allgemeinen Begriffe, weil sie sich auf keinen bestimmten Gegenstand bezögen, und folglich an Inhalt leer wären. Im Allgemeinen bereiteten die Megariker durch die Art ihrer Behandlung der Wissenschaft wesentlich den Skepticismus der neuern Akademie und der Pyrrhonier vor, wodurch später die Philosophie eine ganz neue Richtung erhielt.

Antisthenes aus Athen, ein andrer Schüler des Sokrates, faßte die sittlichen Lehren desselben in einem zu strengen Sinne. Vom Grundsatz ausgehend, daß nur Tugend dem Menschen nothwendig und zur Glückseligkeit hinreichend sey, verwarf er deswegen alle theoretische Philosophie, und predigte die Enthaltsamkeit von allen nicht durchaus nothwendigen Gütern. Er ward Stifter der Cynischen Schule, welche nach ihm Diogenes von Sinope so berühmt machte. Ihr äußerer Aufzug, die vielen Laster, deren sich die spätern Cyniker schuldig machten, und die Satyren, womit sie Lucian deswegen züchtigte, machten sie verächtlich; überhaupt war ihre Zahl nie groß.

Auch Aristipp aus Cyrene in Libyen hatte seine erste Bildung von Sokrates erhalten, verließ aber sein System, um die Cyrenaische Schule zu begründen. Als Grundsatz stellte er auf, nur die subjective Empfindung enthalte für den Menschen Wahr=

heit, nur dieser allein sey sich der Mensch bewußt, nur angenehme Empfindungen seyen ein wünschenswerthes Gut, und diesen müsse man also vorzüglich nachstreben. Er läugnete einen objectiven moralischen Werth der Handlungen, und hielt die in der bürgerlichen Gesellschaft darüber herrschenden Begriffe für bloß herkömmlich, rieth jedoch, sich nach ihnen zu bequemen. Von seinen Schülern und Nachfolgern lehrte Theodor den Atheismus und den höchsten praktischen Egoismus; Eusemerus und Bion spotteten gleich ihm, der erstere vorzüglich in seiner heiligen Geschichte der Griechischen Volksreligion. Hegesias predigte, weil das höchste Gut im Leben so schwer zu erreichen sey, den Selbstmord, und fand Narren, welche ihn befolgten.

Anniceris endlich, der die Schwierigkeiten des Cyrenaischen Systems einsah, suchte es, obwohl vergebens, mit den Lehren der Vernunft zu vereinigen.

Dem berühmtesten und geistreichsten unter allen Schülern des Sokrates, dem genialischen, dichterischen Plato war es vorbehalten, in der höchsten Wissenschaft einen Einfluß zu gewinnen, welcher sich bis auf die späteste Nachwelt erhalten sollte. Plato verband mit einem weit umfassenden Genie, welches ihn bald über die Schranken der Sokratischen Moralphilosophie hinausriß, eine feurige, kühne Phantasie, welche ihn, da wo die Vernunft nicht auszureichen schien, die verwegensten Sinnbilder aufstellen ließ, die seiner Philosophie eine eigenthümliche idealische oft aber schwärmerische Richtung gaben, die sie von allen andern unterschied; daher auch in spätern dem Wunderglauben so geneigten Zeitaltern der häufige Misverstand und Mißbrauch derselben. — Plato hatte als Jüngling in der epischen, lyrischen und dramatischen Art gedichtet, und dieser seinem Geiste angemessenen Beschäftigung nur zu Gunsten der Philosophie, besonders seit seiner Bekanntschaft mit Sokrates, entsagt, über welchen er den großen Vortheil einer gründlichen Gelehrsamkeit in den positiven Wissenschaften hatte. Später hatte er durch Reisen seine Bildung veredelt, welche auf den praktischen Theil seiner Philosophie einen bedeutenden Einfluß übten.

Philosophie war ihm im Allgemeinen die Wissenschaft desjenigen, was in den Dingen als fest und bleibend gedacht werden kann, und also Object einer reinen Vernunfterkenntniß ist. Besonders suchte er den langen Streit der Vernunft und der Erfahrung zu beseitigen, deren Forderungen er beiden Genüge leisten wollte. Plato trennte die Erkenntnißquellen in reinvernünftige und empirische sinnliche, aus denen er die allgemeinen und empirischen Begriffe ableitete. Die Vernunftbegriffe, Ideen, die einen Gegenstand fest und unwandelbar darstellen, und von denen er behauptete, daß sie dem wirklichen Seyn der Dinge entsprächen, waren in der Platonischen Philosophie die höchsten logischen und metaphysischen Principien der Dinge; ihren Ursprung konnte er nicht anders erklären, als indem er sie als Gedanken der absoluten göttlichen Vernunft, der Gottheit zuschrieb, welche sie den Menschen mitgetheilt hätte. Die Ideen, deren oberstes Princip die absolute Einheit ist, sagte Plato, sind das Unveränderliche der Erkenntniß. Diese ist durch die Vernunft bestimmte Vorstellung von einem bestimmten Gegenstande. Erkennen und Wissen ist daher einerlei und Wissenschaft nur insofern möglich, als ihr Gegenstand durch die Ideen der Vernunft bestimmt werden kann. Auch das bloße Denken war es ihm noch nicht möglich vom Erkennen zu trennen, und die Wissenschaft von den Principien der Erkenntniß war ihm daher mit der von den Regeln des Denkens eins, Dialektik, welche er jedoch nicht zu einer vollständigen systematischen Lehre ausbildete, welches erst Aristoteles that. Da nach Plato alles Denken durch ein Verbinden der Begriffe möglich wird; so war ihm die Dialektik die Wissenschaft der möglichen Verbindung der Begriffe, und bei seiner Identität des Denkens und Erkennens war die Dialektik gewissermaßen auch mit der Metaphysik identisch.

Das Ding war dem Plato entweder ein vorgestellter Gegenstand, oder ein Gegenstand außerhalb der Vorstellung. Der vorgestellte Gegenstand, fuhr er fort, ist entweder veränderlich oder unveränderlich. Ein jedes Ding aber wird mit Merkmalen vorgestellt, der Inbegriff der Merkmale ist

das Wesen des Dinges. Die Bestimmungen eines Dinges drücken entweder ein Unveränderliches oder ein Veränderliches aus; in jenem Falle sind sie wesentlich, in diesem zufällig; die wesentlichen sind in der Idee enthalten, das Unveränderliche des Dinges ist die Substanz, die wechselnden Bestimmungen die Accidenzen desselben. Die Veränderung eines Dinges ist der Uebergang desselben aus dem Entgegengesetzten in das Entgegensetzte, so daß es das Gegentheil von dem wird, was es vorher war. Jede Veränderung muß eine Ursache haben; diese sind entweder frei, unbedingt, vernünftig oder bedingt physisch. Das Bedingte wird durch das Unbedingte bestimmt. Die Dinge sind bloß denkbar und unveränderlich, sie sind durch die Vernunft bloß den Formen nach gedachte Gegenstände. Die Erscheinung hingegen ist dasjenige, was durch die Sinne wahrgenommen wird, also veränderlich. Die Materie ist ein formloses, unbestimmtes, mannigfaltiges, sich stets bewegendes (veränderliches) und von Ewigkeit her vorhandenes Etwas. Durch Bestimmung und Begränzung im Raume erhält die Materie Körperlichkeit, die bloße Begränzung im Raume bewirkt die Figur der Körper. Die Unterordnung der regellosen Bewegung unter die Form bewirkt die Harmonie der Kräfte. Die Körperwelt ist aus Materie und Form gebildet; jene ist das leidende Princip, die Mutter, diese das thätige, der Vater. Die Körper sind veränderlich, indessen ist bei ihnen auch etwas Beharrliches, das aus Materie und Form verbundene Ding im Raume überhaupt (die empirische Substanz), an welchem die Bestimmungen wechseln, oder welches Accidenzen in der Zeit hat.

Seele nannte Plato jedes selbstthätige Princip von Wirkungen, und theilte sie in vernünftige und unvernünftige ein. Zu den vernünftigen Seelen gehörte 1) die unbedingte Intelligenz, Gottheit, eine Seele ohne Körper, und 2) die menschliche Seele als Vernunftwesen; mit dieser müssen aber noch zwei besondere Kräfte verbunden seyn, von welchen die eine die Begierden, die andere das Gefühl von Lust und Unlust erzeugt. Auch die Pflanzen haben Seelen, oder materielle Kräfte, die selbstthätig wirken, aber die Veränderungen, welche durch sie

erzeugt werden, gelangen zu keinem Bewußtseyn wie bei den Menschen; die unvernünftigen Seelen sind vergänglich, sterblich, die vernünftigen sind es nicht. Den Grund der Verbindung der Seele mit dem Körper konnte er sich nicht klar vorstellen, er suchte ihn vielmehr durch ein phantastisches Philosophem von einem frühern Aufenthalt der Seelen in höhern Regionen zu erklären, welches eine sehr nahe Verwandtschaft mit den Symbolen und Fabeln des Orients hatte. Seinem Systeme gemäß erkannte Plato die vernünftige Seele für unsterblich, und entwickelte die Beweisgründe dieses Satzes noch besonders schön in der merkwürdigen Unterredung, welche von Phädon ihren Namen erhielt.

Die Trennung des Materiellen und Geistigen führte den Plato auch auf neue Begriffe von der Welt, welche nun nicht mehr wie früherhin aus physischen Ursachen erklärt werden konnte. Nach Plato ist die Welt der Inbegriff aller Substanzen überhaupt mit Ausschlusse ihres unbedingten Urhebers (der Gottheit). Sie besteht aus Körper und Seele, und ist also überhaupt ein lebendes Thier. Weil sie empirisch wahrgenommen wird und zufällige veränderliche Bestimmungen hat, so muß sie entstanden seyn, und wegen ihrer Vollkommenheit muß die vollkommenste Intelligenz (Gott) ihre unbedingte Ursache seyn. Gott machte diese Welt nach dem vollkommensten Ideale, Weltideale. Dem Ganzen nach ist die Welt unzerstörbar, weil sie Gott nicht wird zerstören wollen, und sie durch keine andere Ursache zerstört werden könnte. Ihre äußere Gestalt ist kugelförmig, weil diese Figur die vollkommenste ist und alle andern Figuren in sich faßt, auch hat sie eine Bewegung im Kreise, die der Vernunftthätigkeit am angemessensten ist. Die Bewegung der Welt schrieb Plato einer Seele zu und zwar, insofern jene regelmäßig war, einer vernünftigen, guten, insofern sie aber unregelmäßig war, einer materiellen, bösen, welche verbunden die Weltseele ausmachen. Die Gottheit konnte wohl die Kräfte des bösen Princips der Vernunft unterwerfen, aber nicht ganz unterdrücken. Bei dem Menschen war das böse Princip die Quelle aller unordentlichen Begierden und Leidenschaf-

ten, deren Bekämpfung die Tugend ausmacht. Gott hatte dem Menschen die Freiheit gegeben, zwischen dem Guten und Bösen zu wählen, nebst der Kraft, die Reize des letztern zu besiegen.

Obschon Plato die ganze Schwierigkeit der wissenschaftlichen Bestimmung des Begriffes von der Gottheit fühlte, und ihm der Volksglaube hier bedeutende Hindernisse in den Weg legte, so blieb er nichts desto weniger in seinen Folgerungen aus seinem bisherigen Systeme consequent, während er hie und da durch besondere Aeußerungen den Volksmeinungen huldigte. Wie Sokrates leitete er die Existenz der Gottheit von der Zweckmäßigkeit der Welt und der Nothwendigkeit einer ersten absoluten Ursache alles bedingten Vorhandenen ab. Auch die Verbindung der Form mit der Materie und das Daseyn der menschlichen Seelen, als vom Körper wesentlich verschiedener Substanzen, waren ihm Beweisgründe. Aus dem allgemeinen Begriffe von Gott entwickelte er dessen Eigenschaften. Gott ist ewig, sich immer gleich und unveränderlich, er ist der Grund aller Erkenntniß und daher allwissend, er handelt nach einem vollkommenen Ideale, und ist daher der Urquell alles Guten, ferner das sich selbst zureichendste und seligste Wesen, und eben darum einzig. Das Böse liegt in der ewigen Natur der Materie, die Gott nicht hervorbrachte, sondern nur seinem Ideale verähnlichte. Der Hauptzweck der Welt ist die Vervollkommnung, Verähnlichung der vernünftigen Substanzen mit Gott, die Besiegung der Unwissenheit, der Thorheit und des Lasters.

So groß auch das Verdienst des Plato um die theoretische Philosophie durch Erweckung neuer Ideen war, so leistete er doch nach Verhältniß unendlich mehr in der praktischen, wo außer den Anfangsgründen des Pythagoras und später des Sokrates beinahe noch gar nichts geschehen war. Sokrates hatte vorzüglich gegen den praktischen Egoismus gekämpft, ihm aber durch seine Theorie von der Glückseligkeit eher geschmeichelt, als ihn beseitigt. Plato ging auf der Bahn des Sokrates weiter, und baute, indem er dem Grunde des Sittengesetzes und seiner Verbindlichkeit im Wesen der Vernunft nachforschte, eine vollendetere Theorie der Sittenlehre, welche er in Beziehung auf

das Verhalten einzelner Menschen gegen einander, oder in Beziehung auf eine Gesellschaft derselben, in Moral und Politik eintheilte.

Aus der doppelten Einwirkung der Vernunft und der unvernünftigen Seelenkräfte auf das Begehrungsvermögen des Menschen entwickelte Plato den Grundsatz: Handle so, wie es der Vernunftidee des Besten gemäß ist, und zwar um der Vernunft willen; durch Befolgung dieses Grundsatzes erreicht man die Vollkommenheit, welche Zweck des Lebens ist. Das Vermögen des Menschen, dem Sittengesetz gemäß oder entgegen zu handeln, ist der sittliche Wille, die Freiheit des Menschen. Plato hatte eine Ahnung von den Schwierigkeiten der Lehre von der Freiheit, sah sie aber dennoch nicht in ihrem ganzen Umfange ein, wie sie später entwickelt wurde. Da er den göttlichen Ursprung der Vernunft behauptet hatte, so war ihre Nachgiebigkeit gegen die Sinnlichkeit oder das Böse bei seinem System ein Widerspruch, aus dem er sich vergebens mit spitzfindigen Distinctionen zu ziehen suchte. Die vollkommenste Sittlichkeit, oder die vollständige Harmonie der praktischen Gemüthsvermögen mit dem Sittengesetz kommt nur der Gottheit zu; der Mensch darf nur in einem künftigen körperlosen Zustand hoffen, die vollkommene Tugend zu erreichen. Die Sittlichkeit setzt Erkenntniß der Vernunft, ihrer Beschaffenheit und ihrer theoretischen und praktischen Beziehung auf den sinnlichen Menschen und die Dinge um ihn her, voraus. Diese heißt, vornehmlich in praktischer Hinsicht, Weisheit. Die Vernunfterkenntniß in Beziehung auf Sittlichkeit kann bloß klar seyn, wenn man sich des Sittengesetzes bewußt ist, ohne es bis zu seinen Gründen verfolgt zu haben, oder sie ist deutlich, wenn man eine wissenschaftliche Einsicht davon hat, jenes ist ein Meinen, was man in der neuern Philosophie moralisches Gefühl heißt, dieses ein Wissen. Auch fühlte Plato den ganzen Einfluß der Vorstellungen vom Wünschenswerthen oder den Gütern auf das Begehrungsvermögen des Menschen und die Nothwendigkeit der Festsetzung eines höchsten absoluten Guts, auf welches alles Streben zurückgeführt

werden konnte; durch Abstraction fand er dieses in der harmonischen Regelmäßigkeit des Denkens, Empfindens und Handelns, also eigentlich in der Sittlichkeit selbst. Bei der weitern Entwicklung des Verhältnisses von Glückseligkeit und Sittlichkeit gerieth er indessen auf Schwierigkeiten, wo er diese beiden Begriffe nur gar zu sehr verwechselte, und sich vergebens durch Distinctionen und Phantasien herauszuhelfen suchte. Das Wort Tugend (ἀρετή) braucht Plato bald für die sittliche Vollkommenheit selbst, bald aber auch für die subjective Handelnsweise, welche die Angemessenheit des Menschen zum Sittengesetze verlangt. In diesem letztern Sinne unterscheidet er vier Hauptarten: 1) die Weisheit, die Erkenntniß der sittlichen Vernunftgesetze in ihrer Anwendbarkeit auf den Willen; 2) die Mäßigkeit, die selbstthätige Unterordnung des sinnlichen Begehrungsvermögens unter das Vernunftgesetz; 3) die Tapferkeit, die beharrliche Gemüthsstimmung, bloß das Böse zu fürchten, das physische Uebel um des moralisch Guten willen standhaft ertragen zu können, und die sittliche Maxime unabhängig von sinnlicher Lust und Unlust zu vollziehen, und endlich 4) die Gerechtigkeit, die vollkommene Erfüllung der Pflichten des Menschen gegen Andere. Die Uebereinstimmung dieser vier Tugenden ist die vollendete Sittlichkeit.

Auf den Grundlagen seiner Moral erbaute Plato das System seiner Politik. Diese ist die Wissenschaft, die Menschen zu einer Gesellschaft zu verbinden unter der Herrschaft des Sittengesetzes, und sie in dieser Verbindung zu erhalten. Er entwickelte sie vorzüglich in seinem Werke von der Republik, in welchem das Ideal der Tugend des Staats, dargestellt ist; die in diesem Werke enthaltenen Vorschriften nähern sich mehr dem Ideal, während die in den Büchern von den Gesetzen sich mehr an das Praktische anschließen. Die Staatswissenschaft ist ein Erzeugniß der Vernunft, also ein Theil der Philosophie, eine Wissenschaft der Philosophen, und weil nur diese die Gesetze der Vernunft auf das Leben anzuwenden wissen, so sollten sie allein regieren. Der höchste Staatszweck ist Sittlichkeit und Glückse-

lichkeit der Individuen, diesen müssen die Regenten, das heißt diejenigen, welche die Gesetze geben und vollziehen, zu erreichen suchen. Der Staat wird durch seine Mitglieder und ihre Handelnsweise eine moralische Person im eigentlichen Sinne des Worts, und muß in seiner Gesammtheit die Tugenden des einzelnen Menschen, Weisheit, Tapferkeit, Mäßigkeit und Gerechtigkeit vereinigen. Nach den Bedürfnissen der menschlichen Gesellschaft theilte Plato die Gesammtheit der Staatsbürger vorzüglich in zwei Classen ein: 1) den Nährstand, Ackerbauer, Handwerker und Künstler und 2) den Wehrstand, die Krieger, von welchen jede Classe eine besondere, ihren Bedürfnissen angemessene Erziehung erhalten sollte, aus dem Wehrstand sollten auch die Regenten gewählt werden, die zu Uebernahme der Aemter das fünfzigste Jahr angetreten haben sollten. Die Weiber sollten gleiche Rechte mit den Männern haben, dieselbe Erziehung genießen, und wenn sie durch Talent, Kenntnisse und Verdienst dazu fähig wären, auch zu den öffentlichen Aemtern und Würden gelangen können. Im Wehrstande sollte zur Beförderung des Patriotismus der Krieger und Staatsbeamten Gemeinschaft der Weiber, der Kinder und Güter statt haben. Um die Ausschweifung des Geschlechtstriebes zu verhüten, war die Begattung auf gewisse Tage und ein bestimmtes Alter beschränkt. Plato unterschied die Hauptarten der bestehenden Staatsverfassungen sowohl nach der Zahl der herrschenden physischen Personen, als nach der Beschaffenheit der Triebfedern, welche sich in der Regierungsform verrathen. Um den Mängeln und Ausartungen der einzelnen Arten so viel möglich zu begegnen, hielt er eine gemischte Verfassung, und zwar die aus Monarchie und Demokratie zusammengesetzte für die beste. Das allgemeine Beste ist der oberste sittliche Zweck der Gesetzgebung. Aus der Nothwendigkeit, die Sinne zu bezähmen und dem Egoismus der Einzelnen seine Schranken anzuweisen, leitete er die Eigenschaften des Gesetzgebers und der Gesetzgebung ab; vorzüglich muß der Gesetzgeber für die moralische Erziehung der Grundlage aller Rechtlichkeit der Staatsbürger sorgen. Körper und Geist müssen durch eine sorgsame Behand-

lung der Eigenthümlichkeit des Zöglings mit Verbannung alles Zwanges zu einer vollkommenen Harmonie unter der Regierung der Vernunft geführt werden. Hiebei ertheilt er Vorschriften für die physische, ästhetische, moralische und vernünftige Ausbildung der Kinder, für welche letztere er besonders den Unterricht in den mathematischen Wissenschaften empfahl.

Noch reiht sich an die praktische Philosophie des Plato seine Theorie vom Schönen an, welches nur dem Menschen erkennbar ist, weil er allein Sinn für Harmonie, das Wesen des Schönen hat. Schöne Gegenstände müssen von dem Urschönen an sich unterschieden werden, welches absolut eine Idee der Vernunft, der sichtbare Abglanz des Vollkommenen ist. Das körperliche Schöne liegt in der Harmonie materieller Theile jener Idee gemäß, das geistige Schöne in der Harmonie der Erkenntniß und der Handelnsweise mit den Regeln und den Gesetzen der Vernunft; im Menschen können beide Schönheiten vereinigt seyn.

Aus dieser für die Geschichte der spätern Philosophie nothwendigen Darstellung des Platonischen Systems lassen sich im Allgemeinen die Vortheile und Mängel desselben sehr gut entwickeln. Viele Eigenthümlichkeit läßt sich derselben in keinem Falle absprechen. An Kenntniß des ganzen Umfanges der Philosophie und Würdigung der einzelnen Theile derselben übertrifft Plato alle seine Vorgänger, besonders sah er die Nothwendigkeit der harmonischen Verbindung der Theorie mit der Erfahrung ein, und leitete hiedurch die Spätern auf eine bessere Bahn. Dennoch ist es dem ganzen Gebäude anzusehen, daß man hier noch erst am Schaffen, und das von Plato eröffnete Feld noch vieler Bearbeitung bedürftig war. So ist unter anderm eine Erkenntnißlehre durch das Ideen-System nichts weniger als vollkommen gründlich und erschöpfend erörtert, auch die einzelnen Gemüthsvermögen waren nicht genugsam auseinandergesetzt, und endlich in der Sittenlehre die Schwierigkeiten der Lehre von der Freiheit keineswegs gehoben. Dessenungeachtet erwarb sich Plato durch seine Bearbeitung der Philosophie ein so unsterbliches Verdienst, daß nicht nur sein Ruhm

und seine Werke sich bis auf unsere Tage erhalten haben, sondern man auch lange nach ihm, und als schon viele Spätere im Felde der Philosophie bedeutende Fortschritte gemacht hatten, noch öfters wieder auf sein System zurückgekommen ist, und es neuerdings als Grundlage fernerer Ausbildung gebraucht hat.

Auf dieser Stufe war die philosophische Cultur des Alterthums, als die Zeit in Aristoteles, dem Schüler Plato's und Lehrer Alexanders, einen Mann hervorbrachte, welcher ihren ganzen Umfang in sich faßte. Durch die Begünstigung seines erhabenen, den Musen so huldreichen Zöglings war er im Stande, alle wissenschaftlichen Schätze des Alterthums zu benutzen und auf seine eigene Bildung anzuwenden, in Büchern und auf Reisen sich eine Menge Erfahrungs-Kenntnisse zu sammeln, deren Darstellung für die spätesten Zeiten wichtig seyn sollte. An Umfang und Schärfe des Geistes war er dem Plato gleich, und dessen schwärmerische idealisirende Phantasie war durch den eindringenden Scharfsinn, die Thätigkeit und praktische Urtheilskraft des Aristoteles für das Gedeihen der Wissenschaft als solcher mehr als ersetzt. Ihm gelang es erst, die Wissenschaft eigentlich systematisch zu ordnen.

Vor allem aus suchte dieser große Denker den Begriff von Wissenschaft selbst von neuem genau zu bestimmen, indem er ihn sorgfältig von dem mit ihm Verwandten und mit ihm Zusammenhängenden trennte. Wissenschaft, so folgerte Aristoteles, ist also Erkenntniß der Gegenstände nach ihren wesentlichen Bestimmungen, ihr Zweck ist Wahrheit, deswegen erfordert sie Beweisführung aus Principien. Diese Principien werden durch die Vernunft möglich, die Lehre von dieser ist die Vernunftkunde, die höchste Philosophie. Die Philosophie ist theoretisch, wenn sie Erkenntniß der Gegenstände, praktisch, wenn sie Handlungen anbelangt. Jene umfaßt die Physik, Mathematik und Vernunftkunde. Die Physik betrifft die Natur in ihrer Qualität, die Mathematik in ihrer Quantität. Die Lehre von den Principien der Qualität und Quantität der Erscheinungen führt auf das letzte Princip, das Urding, und die Wissenschaft von diesem ist die Vernunftkunde. Die praktische

Philosophie betrifft entweder die mechanische Hervorbringung materieller Werke nach Ideen von Zwecken, Technik, oder die Handlungen des Menschen nach dem Freiheitsbegriffe überhaupt, Sittenlehre. Insofern sich nun die Lehre von Handlungen des Menschen auf seine Verhältnisse als Mensch, als Bürger oder als Hausvater beziehen, ist die Sittenlehre Ethik (Tugendlehre), Politik oder Oekonomie. Zu der gesammten Philosophie kommt die Wissenschaft der Regeln des Denkens, Dialektik, hinzu, welche alle Erkenntnisse, theoretische oder praktische, voraussetzen.

Alle diese einzelnen Theile der menschlichen Erkenntniß arbeitete Aristoteles wieder systematisch zu einer hohen Vollendung aus, wie sie vor ihm kaum geahnet, und nach ihm bis auf die neusten Zeiten im Ganzen nie verbessert wurde. Von der Kritik des früher Geleisteten ausgehend, verbesserte und vervollkommnete er wo es sich thun ließ, und schaffte aus eigener Kraft neu, wo noch gar nichts gethan, oder das Vorhandene nicht haltbar war, und stellte so das vollendetste Gebäude der philosophischen Dogmatik auf, von welchem man von nun an ausging.

Gern würden wir unsern Lesern eine vollständige Entwicklung eines wissenschaftlichen Systems, welches auf die Cultur späterer Zeiten einen so unendlichen Einfluß hatte, darstellen, wenn sich der weite Umfang desselben mit unserm Plane vernünftiger Weise vertragen könnte; und mit innigem Bedauern sehen wir uns genöthiget, nachdem wir die allgemeine Uebersicht seiner Eintheilungen gegeben, uns bloß mit einer Schilderung der Fortschritte und Verdienste des Aristoteles in dem Gebiete der Wissenschaft überhaupt und seinem Einfluß auf sein Zeitalter und die spätern zu begnügen. Unmöglich können wir uns hier der Aeußerung des Wunsches enthalten, daß unsre philosophischen Leser wo nicht in den Urquellen selbst, doch bei denjenigen Schriftstellern, welche sich ein besonders Verdienst um die Geschichte der Philosophie erworben haben, jene gründlichere Belehrung über die einzelnen Theile des Aristotelischen Systems suchen mögen, welche für die richtige Würdigung der spätern

Philosophie so höchst interessant ist, sich aber mit dem beschränktern Raume, welchen wir diesem Fache widmen können, nicht verträgt.

Schon die systematische Form an sich selbst, welche Aristoteles der Wissenschaft gab, ist der Bewunderung aller spätern Jahrhunderte würdig, wenn man bedenkt, daß er sich nicht allein mit der Ordnung des Ganzen beschäftigen konnte, sondern sogar zu vielen einzelnen Theilen die Materialien sammeln mußte, während das schon Vorhandene höchst zerstreut ja häufig im Widerspruche mit sich selbst aus den Werken der ältern Philosophen herauszureißen war, und er zur Bildung eines Zusammenhangs eine wissenschaftliche Sprache größtentheils neu zu schaffen, sich genöthigt sah. Aber diese systematische Form seines ganzen Lehrgebäudes konnte nicht ohne eine vorhergegangene vollendete Ausbildung der Logik als Wissenschaft statt haben, welche man dem Aristoteles gleichfalls sehr hoch anrechnen muß, um so mehr, da er außer der systematischen Ordnung des Ganzen auch einzelne Theile derselben mit vielem Scharfsinn vervollkommnete. Durch seine Kritik der bisherigen philosophischen Systeme wurden nicht nur in der damaligen Zeit viele Vorurtheile und irrige Meinungen der Frühern gehoben, sondern er hinterließ sogleich in seinen Werken für alle Spätern eine unschätzbare Quelle der Geschichte der Griechischen Philosophie. Durch seine Sorgfalt, die speculative Philosophie mit der Erfahrung in Harmonie zu erhalten, erhielt seine Metaphysik besonders für seine Zeit einen großen Vorzug vor den frühern, und in der Analyse des Erkenntnißvermögens machte er bedeutende Fortschritte, obschon er, abgeschreckt durch die der Erfahrung widersprechenden Behauptungen seiner Vorgänger über die Erkenntniß a priori, diese letztere von der empirischen Erkenntniß nicht genug unterschied. In seiner praktischen Philosophie, wo Aristoteles eben so sehr auf den sinnlichen als den vernünftigen Menschen Rücksicht nahm, und die Sinnlichkeit der Vernunft unterordnete, ohne sie wie die Stoiker gänzlich zu unterdrücken, entwickelte er eine große Kenntniß des menschlichen Herzens und der gesellschaftlichen Verhältnisse, und ertheilte eine Menge

herrlicher Vorschriften für das Leben. Besonders wirkten seine Weltkenntniß und sein Abscheu vor allzu transcendentalen oder schwärmerischen Systemen vortheilhaft auf seine Politik, für welche er weit haltbarere Grundsätze aufstellte als sein Vorgänger Plato, welchen er, vielleicht ohne genugsame Würdigung seiner hohen Ideen, wohl allzu vornehm bespöttelte. Aber nicht nur das Gebiet der Philosophie, sondern der ganze Umfang des menschlichen Wissens wurde durch Aristoteles auf eine unglaubliche Weise erweitert. In den Naturwissenschaften macht er eine Epoche, wie vielleicht keiner vor oder nach ihm. Viele seiner Beobachtungen hat man in unsern Zeiten beinahe für neue Entdeckungen gehalten, und über wie Vieles könnten seine Werke Auskunft geben, wenn sie alle bis auf uns gekommen wären! Auch für die Redekunst in Prosa und Poesie ertheilte er rhetorische und ästhetische Vorschriften; von vielen andern Materien sind uns nur die Titel der Werke, in welchen er sie behandelte, übrig geblieben, welche uns auf die Größe ihres Verlusts schließen lassen. Nachdem er die Erziehung Alexanders vollendet, stiftete er während eines dreizehnjährigen Unterrichts in den Hallen des Lyceums zu Athen die Peripatetische Schule, und starb endlich, durch Neid und Verfolgungen aus Athen vertrieben, im 63. Jahre seines Alters zu Chalcis in Euböa im Jahr 320 vor Christi Geburt.

Unter den unmittelbaren Schülern des Aristoteles namentlich unter Theophrast aus Eresus auf Lesbos, seinem Freund und Erben seiner Handschriften, erhielt sich die Aristotelische Lehre unverfälscht; als aber nach und nach die unmittelbaren Schüler ausstarben, und nach Theophrasts Tode die Handschriften dem Gebrauche der Gelehrten entzogen wurden, artete sie je länger je mehr aus, so daß später Cicero, welcher im Stande war, die Lehren der nachfolgenden Peripatetiker mit den Handschriften des Aristoteles zu vergleichen, zweifelte, ob man sie eigentlich zu der Peripatetischen Schule zählen könne. So läugnete Strato aus Lampsacus gänzlich das Daseyn einer verständigen Ursache der Welt außerhalb derselben, und suchte den Ursprung der Natur aus widerstreitenden Principien, dem Schweren und

Leichten, dem Kalten und Warmen u. s. w. zu erklären. Strato, welcher wegen seiner vorzüglichen Kenntniß der Physik im Alterthum sehr berühmt war, blühte um das Jahr 285 vor Chr. Geb.

Indessen hatte Epikur aus Gargettus, einem kleinen Flecken in Attika, auf das theoretische Atomensystem des Demokrit und die Sittenlehre der Cyrenaiker eine ganz neue philosophische Lehre gegründet, deren Eigenthümlichkeiten unendlich merkwürdig wurden. Er theilte die Philosophie in drei Haupttheile, die Logik, Physik und Ethik, wobei er die sinnliche Erfahrung zum gemeinschaftlichen Princip annahm. Die Empfindung war ihm die einzige Quelle der Wahrheit. Die Art der Empfindung entsteht durch das Object, den Sinnen aber kömmt nur eine bestimmte Fähigkeit zu, Eindrücke aufzunehmen. Die Spur, welche von dem Eindrucke, den ein Gegenstand auf die Sinne macht, zurückbleibt, und zur Wiedererkennung desselben oder eines ähnlichen Gegenstandes dient, ist die Epikurische Anticipation der Wahrnehmung (πρόληψις), durch welche Vorstellungen verschiedener Gegenstände, Begriffe, abstrahirt werden. Von der Uebereinstimmung der Urtheile mit der Evidenz der Empfindung hängt ihre Wahrheit oder Falschheit ab. In der Physik stimmte Epikur in den wesentlichen Puncten mit dem Demokrit überein, nnd gab sich Mühe, es noch besser zu entwickeln und aus Naturerscheinungen zu beweisen.

Das Daseyn einer Gottheit als oberster moralischer Intelligenz, als Schöpfers und Regierers der Welt, läugnete Epikur aus dem Grunde, daß dieselbe als das vollkommenste und seligste Wesen keinen zureichenden Grund gehabt habe, eine Welt ins Daseyn zu rufen, und sich ferner die objective Zweckmäßigkeit der vorhandenen Gegenstände nicht erkennen lasse. Aus Atomen feinerer Natur ließ er indessen Götter entstehen, welche sich in den Zwischenräumen der Himmelskörper befänden, und wegen ihrer vollkommnern Natur von den Menschen verehrt werden müßten, ohne daß sie sich jedoch mit den Angelegenheiten derselben beschäftigten. Der Seele gab er so gut wie dem Körper einen materiellen Ursprung, und glaubte in ihrer Verbindung mit dem letztern hinlängliche Gründe für ihre Ver-

gänglichkeit zu finden. Auf den Grundsatz, daß Wahrheit allein auf Empfindung gegründet sey, baute er auch seine Moral. Das Vergnügen, welches die Empfindnng gewährt, ist das höchste Gut und der Schmerz das höchste Uebel, was weder Vergnügen noch Schmerz gewährt, ist gleichgültig; die Moral sollte ihm dazu dienen, den Werth der Dinge nach diesen Grundsätzen zu schätzen, und die Handlungen nach dieser Schätzung zu bestimmen. Die Klugheit, welche er in ihrer Anwendung zeigte, indem er die mit späterm Schmerz verbundenen Sinnengenüsse verwarf, und den dauernden Genuß zur Folge habenden vorübergehenden Schmerz anpries, nebst dem praktischen Beispiel, welches er selbst durch Mäßigkeit und Standhaftigkeit gab, milderten hier das Verderbliche seiner Grundsätze. Die Sittenlosigkeit der spätern Epikuräer, und der Umstand, daß viele Griechen und Römer bloß um der Wollust zu fröhnen seinem System anzuhängen schienen, warfen in der Folge ein sehr falsches Licht über den großen Stifter dieser Schule, dessen Lehren beinahe zu allen Zeiten misverstanden, bald misbraucht, bald durchaus verketzert wurden.

Nach Plato's Tode erhielt seine Schule von dem Orte, wo er lehrte, den Namen der Akademischen. In spätern Jahren hatte sich ihr Stifter mit seinem ausgezeichnetesten Schüler Aristoteles wegen verschiedener Meinungen überworfen, und ihn zu Gunsten des Speusippus von der Nachfolge in seinem Lehrstuhle ausgeschlossen. Speusippus und seine Nachfolger Xenokrates, Polemo, Krantor und Krates suchten die Platonische Ideenlehre mit der Pythagoräischen Zahlenlehre zu vereinigen, und zwar im spätern Sinne des Pythagoräismus, wo die Einheit als das thätige, und die Zweiheit als das leidende System vorgestellt wurde. Ihr Moralsystem näherte sich mehr dem Aristotelischen; sie hielten die Tugend für eine vernünftige, der menschlichen Natur angemessene Ausbildung und Befriedigung der eigennützigen und uneigennützigen Triebe; wobei sie weit mehr auf die Sinnlichkeit des Menschen Rücksicht nahmen als es Plato gethan hatte. Sie bildeten die sogenannte

ältere Akademie, deren wesentlicher Unterschied von der neuern der ihnen wie allen Frühern eigenthümliche Dogmatismus ist.

Vergebens bemühte sich Zeno, ein Mann von einem vortrefflichen Sinne, durch ein neues System den Streit aller Frühern aufzuheben, und den Forderungen der theoretischen und praktischen Vernunft ein Genüge zu leisten. Die Werke der Sokratiker hatten bei ihm eine vorzügliche Neigung zur praktischen Philosophie erweckt, in welcher er auch allein eigenthümlich wurde, während ihn indessen der Umgang mit Megarikern und Platonikern die theoretische Philosophie nie ganz vernachlässigen ließ, in der er aber nur aus bereits vorhandenen Systemen, was ihm das Beste schien, in Zusammenhang brachte. Von der Stoa, einer mit schönen Gemälden verzierten Halle, wo er lehrte, erhielt seine Schule den Namen der Stoischen. Die Vollkommenheit, welche die menschliche Natur in jeder Hinsicht zu erreichen fähig ist, schien den Stoikern der eigentliche Gegenstand der Philosophie zu seyn. Nach diesem Grundsatze theilten sie die Philosophie ein 1) in die Logik, oder die Lehre von der Vollkommenheit des Denkens, 2) Physik, oder die Lehre von der Vollkommenheit der Erkenntniß der Dinge, und endlich 3) Ethik, oder die Lehre von der Vollkommenheit des Handelns. Alle Erkenntniß hielten sie für empirisch, und läugneten allen Unterschied des Materiellen und Unmateriellen. Zur Wahrnehmung hatte die Seele bloß eine Empfänglichkeit für Eindrücke, die sie Phantasie nannten, wobei sich die Seele bloß leidend verhielt. Aus einer Summe von Wahrnehmungen entstand die Erfahrung und aus dieser wieder die Vergleichung, Zusammensetzung der allgemeinen Begriffe und Grundsätze. Ein gewisses Gefühl der Seele, vermöge dessen sie Erkenntnissen beiflichtet oder nicht, war ihnen das Kriterium des Wahren oder Falschen. Der Grad der Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit war ebenfalls ein Eintheilungsgrund für die Phantasien, welche demnach in sehr viele Ober- und Unterabtheilungen geordnet wurden. Die Physik der Stoiker war ganz aus frühern Systemen zusammengesetzt, besonders hatten sie viel von der Heraklitischen Feuerlehre aufgenommen, im Ganzen nahmen sie ein nach

unwandelbaren Gesetzen zu moralischen Zwecken geordnetes materialistisches Weltsystem an, welches durch das thätige Princip der Materie, die Gottheit, regiert wird.

Aus einer Untersuchung der Natur des menschlichen Willens schien den Stoikern hervorzugehen, daß die Selbstliebe, welche aber bloß die Erhaltung des thierischen Lebens und der Vernunft nebst den hiezu nothwendigen Mitteln zur Absicht hat, einen vorzüglichen Einfluß auf jenen hatte. Was dem wesentlichen Zwecke der Selbstliebe unentbehrlich ist, nannten sie der Natur gemäß, was ihm zuwider ist oder ihn gar zerstört, der Natur zuwider. Was immer der Natur gemäß ist, war ihnen ein Gut, und dafür hielten sie nur die Tugend. Was der Natur immer entgegengesetzt war, hießen sie Uebel und dafür erkannten sie nur das Laster, alle übrigen Dinge waren ihnen gleichgültig. Aus diesen Grundsätzen entwickelten sie ihr ganzes moralisches System: Das der Natur Gemäße ist das Moralischedle, das der Natur Entgegengesetzte das Moralischschändliche; alles Uebrige ist Scheingut oder Scheinübel, welches der Weise mit einer ruhigen Unempfindlichkeit, Apathie, betrachten muß. Zur Tugend gehört die Klugheit, oder die Kenntniß des Guten, Bösen und Gleichgültigen, die Standhaftigkeit, oder die Stimmung des Gemüths, den Vernunftgesetzen unerschütterlich zu gehorchen, die Gerechtigkeit, oder die feste Gesinnung, Jedem zu leisten was ihm gebührt, und endlich die Mäßigung, oder die Maxime nur das zu wählen oder zu meiden, was man wählen oder meiden soll. Nur in der Vereinigung dieser Eigenschaften besteht die Tugend. Umgekehrt sind Unklugheit, Wankelmuth, Ungerechtigkeit und Unmäßigkeit die Bestandtheile des Lasters. Nur ein vollkommen Tugendhafter ist weise, alle Uebrigen sind Thoren. Später wurde die Stoische Lehre noch viel mehr ausgebildet und besonders durch die Vorliebe der Römer, welche sich fast ausschließlich zu ihr bekannten, merkwürdig. Obschon Logik und Physik viele spätern Stoiker beschäftigten, so blieb doch die praktische Philosophie immer der Hauptgegenstand derselben und wurde von ihnen in der Folge weit mehr dem Bedürfnisse der

Menschen angepaßt. Epiktet, Seneca und der Kaiser Antonin erwarben sich vorzügliches Verdienst in derselben.

Die Stoiker waren die letzte philosophische Schule des Alterthums, welche ein dogmatisches System aufstellte. Schon längst hatten die entgegengesetzten Behauptungen der verschiedenen Schulen und die Widersprüche, welche man in den einzelnen Lehren derselben fand, bei vielen Denkern mächtige Zweifel nicht nur gegen die einzelnen Behauptungen der Philosophen, sondern gegen die gesammten Ergebnisse der bisherigen Forschungen, ja endlich später gegen die gesammte menschliche Erkenntniß selbst, erweckt. Der Hang zum Zweifel äußerte sich jetzt vornehmlich bei den Akademikern, welche mit Arkesilaus die alte dogmatische Bahn verließen, und von nun an nach denjenigen Grundsätzen philosophirten, welche den wesentlichen Charakter der neuern Akademie ausmachten. Arkesilaus besaß sehr viele Kenntnisse, einen äußerst gebildeten und angenehmen Vortrag und vielen Scharfsinn in Behandlung seines Gegenstandes. Diese Vorzüge hatte er sich durch das Studium der ältern Griechischen Classiker und frühzeitige dialektische Uebungen, welche wahrscheinlich auch einen entscheidenden Einfluß auf die Richtung seines Geistes erhielten, erworben. Von dem Grundsatze ausgehend, daß man über nichts entscheiden könne, und daher seinen Beifall über Alles zurückhalten müsse, läugnete er das Daseyn eines Kriteriums der Wahrheit, und setzte das höchste Gut in jenes Zurückhalten des Beifalls. Obschon er mit seiner Zweifelsucht alle dogmatischen Systeme angriff, so waren doch seine Bemühungen vorzüglich gegen die Lehre der Stoiker gerichtet, mit denen er daher in beständigem Kampfe lebte. Uebrigens war Arkesilaus sehr duldsam und seine Handlungen äußerst sittlich. Er starb 243. — Die Nachfolger des Arkesilaus fuhren fort in dem nämlichen Geist zu philosophiren, aber keiner warf einen solchen Glanz auf die Akademie wie Karneades aus Cyrene (geb. 145). Wie Arkesilaus lehrte er dogmatisch die Ungewißheit der Erkenntniß, wodurch er sich wesentlich von den Pyrrhoniern unterschied, welche nicht einmal diesen Satz gelten lassen wollten. Vorzüglichen Ruhm erndete er auf der Gesandt-

schaft nach Rom ein, wohin ihn die Athenienser mit Diogenes dem Stoiker und Kritolaus dem Peripatetiker schickten. Aber wenn auf der einen Seite sein erhabenes Rednertalent ihm die höchste Bewunderung vieler geistreichen jungen Römer gewann, so erweckten auf der andern seine blendenden sophistischen Künste den Argwohn des alten Cato und seiner Zeitgenossen gegen die Griechische Philosophie, so daß der Senat endlich die Gesandten durch ein Decret aus Rom verbannte. Besonders hatten seine Schlußfolgerungen für und wider die Gerechtigkeit dazu beigetragen, indem sie dem Karneades, nach den damals noch unter den Römern herrschenden Begriffen, eher die Verachtung als die Bewunderung dieses Volkes zuzogen. Obschon sich dieser dem Pyrrhonischen Skepticismus schon bedeutend näherte, so hob er doch die objective Existenz einer absoluten Wahrheit nicht auf, sondern erklärte sie nur für dem Menschen subjectiv unerreichbar, und empfahl deswegen die Denkart und Handlungsweise nach Gründen der Wahrscheinlichkeit. Seine Nachfolger Klitomachus aus Karthago, Philo von Larissa, Antiochus und Aristo Chius verließen nach und nach die skeptische Bahn, und beschäftigten sich theils mit historischer Aufzählung und Kritik der ältern Schulen, theils mit Bildung eigener aus den frühern zusammengesetzten Systeme, und kehrten auf diese Art zur Dogmatik zurück.

Wie weit auch schon in frühern Zeiten der Skepticismus getrieben worden, und wie weit noch die Stifter der neuern Akademie darin gegangen waren, so hatte er doch seine vollständige wissenschaftliche Ausbildung erst dem Pyrrho aus Elis zu verdanken, einem Zeitgenossen des Aristoteles, dessen philosophischem Forschungsgeiste keines der bisherigen Systeme Befriedigung gewährte, und der deswegen in einsamer Zurückgezogenheit in der Ungewißheit aller Dinge die wahre Gemüthsruhe des Weisen zu finden hoffte. Durch hohe Geistesbildung und ein äußerst sittliches Leben erwarb sich Pyrrho die Achtung seiner Landsleute und Zeitgenossen in einem so hohen Grade, daß ihm jene die Würde eines Oberpriesters ertheilten, und Alexander der Große ihn, als er schon in einem hohen Alter war, zu

seinem Begleiter auf seinem Kriegszuge erkohr, wo der 90 Jahre alte Pyrrho auf Befehl Alexanders getödtet wurde, weil er von ihm die Hinrichtung eines Persischen Satrapen begehrt hattte.

Pyrrho läugnete schlechthin alle Möglichkeit einer wahren Erkenntniß für den Menschen, sey es durch die Vernunft, sey es durch die Sinne, erklärte hiedurch Alles für ungewiß, und nahm nicht einmal diese Erklärung selbst von seiner Behauptung aus. Zur Begründung dieses Systems bediente er sich hauptsächlich zehen Argumente, welche in der Folge seine Schüler vermehrten, und deren Anwendung den vorzüglichen Charakter der Pyrrhonischen Schule wurde. Die fünf ersten waren von der subjectiven Verschiedenheit der Wahrnehmung verschiedener Thiere, Menschen u. s. w. bei verschiedenem Zustande, unter verschiedenen Umständen u. s. w. hergenommen; im sechsten, siebenten und achten behauptete er, daß man die Objecte nie rein und einfach, sondern entweder mit andern vermischt oder zusammengesetzt oder in gewissen Verhältnissen wahrnehme; im neunten schrieb er die Verschiedenheit der Urtheile den häufigern oder seltnern Erscheinungen der Objecte zu. Im zehnten endlich machte er auf die hergebrachten Einrichtungen und Gewohnheiten bei Völkern, Geschlechtern und einzelnen Menschen und auf ihre Vorurtheile aufmerksam, welche ebenfalls eine reine Wahrheit der Erkenntniß unmöglich machten. Das Ergebniß dieser ganzen Schlußfolgerung war die Ungewißheit aller menschlichen Erkenntniß und der Beruf des Philosophen, seinen Beifall zurückzuhalten, und nach jener gleichgültigen Gemüthsruhe zu streben, welche der letzte Zweck alles Philosophirens sey. Pyrrho's berühmtester Schüler Timon von Phlius griff nicht nur alle ältern philosophischen Lehren, sondern selbst ihre Stifter und Anhänger mit Satyren an, in denen er den bittersten Spott auswarf, und um das Publicum durch eine anscheinende Unparteilichkeit zu täuschen, traf er sogar sich selbst auf eine empfindliche Art mit seiner Geisel, und erreichte mehr oder weniger seinen Zweck, die philosophische Dogmatik lächerlich zu machen. Der wenig befriedigende Zustand, in welchem der Pyrrhonismus das mensch-

liche Gemüth zurückließ, war es jedoch ohne Zweifel, der der Ausbreitung dieser Lehre ein wesentliches Hinderniß in den Weg legte, so daß bis auf Aenesidem sich Niemand darin auszeichnete. Ohne neue Hauptsätze aufzustellen, erneuerte dieser die alten Angriffe auf die Dogmatik mit besonderm Scharfsinn, und machte insonderheit merkwürdige Einwürfe gegen die Gültigkeit des Begriffes der Ursachlichkeit, die er vorzüglich aus den verschiedenen Ansichten hierüber und dem Mangel an Gründlichkeit bei den Untersuchungen herleitete.

Dem Sextus Empiricus, einem sehr gelehrten, äußerst scharfsinnigen und witzigen Arzt aus der Mitte des zweiten Jahrhunderts nach Chr. Geb. war es vorbehalten, die skeptische Kunst in der höchsten Vollendung darzustellen, und durch seine treue Schilderung sowohl der ältern dogmatischen Systeme, als der skeptischen Philosophie in ihrem ganzen Umfange uns in seinen Werken ein geschichtliches Denkmal von unschätzbarem Werthe für die Griechische Philosophie zu hinterlassen. Schon früher hatte das skeptische System einen höchst wichtigen Einfluß auf die Arzneiwissenschaft gehabt. Die Unzulänglichkeit der rationalen Medicin, welche durch sichere Schlüsse die innern verborgenen Ursachen der Krankheits-Symptome mit gleicher Augenscheinlichkeit wie die offenbaren ergründen wollte, fiel in die Augen. Daher schränkten die sogenannten Empiriker die Gültigkeit der Arzneiwissenschaft bloß auf die Kenntniß der äußern Krankheitserscheinungen ein, und erklärten die innern Ursachen für schlechthin unbegreiflich. Einige von dieser Schule und unter andern Sextus wurden völlige Skeptiker, und bezweifelten sogar diese Unbegreiflichkeit der innern Ursachen der Krankheit selbst. Sextus hat uns zwei Werke hinterlassen; im ersten, den Pyrrhonischen Hypotyposen, entwickelt er in drei Büchern das ganze Pyrrhonische System, das andere gegen die Mathematiker enthält in den ersten sechs Büchern skeptische Angriffe gegen die Mathematiker, d. h. Lehrer der Grammatik, Rhetorik, Geometrie, Arithmetik, Musik und Astrologie, in fünf andern gegen die Logiker, Physiker und Ethiker.

Das Princip der skeptischen Kunst ist: Daß jedem Grunde für ein Dogma ein eben so starker wider dasselbe entgegen stehe. Zu den zehn skeptischen Argumenten des Pyrrho setzte einer seiner Nachfolger Agrippa noch fünf andere hinzu: 1) Von zwei Parteien, die mit einander über einen Satz streitig sind, kann keine als Richter entscheiden; 2) der Skeptiker kann ins Unendliche nach dem Grunde fragen und dadurch beweisen, daß es keinen letzten unmittelbar gewissen Grund gebe; 3) das Argument aus der Relation, das schon in den zehn enthalten war; 4) jeder Hypothese als einem Postulate kann der Skeptiker eine gleiche als Postulat für das Gegentheil entgegensetzen, und endlich 5) der sogenannte Diallelus, wo man zeigt, daß durch etwas bewiesen wird, welches selbst vorher bewiesen werden muß. Ein Unbekannter vermehrte die Zahl der Argumente noch durch zwei: 1) Die Unbegreiflichkeit des Gegenstandes durch sich selbst, welche aus den widersprechenden Meinungen der Philosophen offenbar erhellt, und 2) die Unbegreiflichkeit des Gegenstandes durch einen andern, wobei man entweder in den Progressus ins Unendliche, oder in eine Hypothese, oder in den Diallelus geräth, wodurch kein Gegenstand begreiflich werden kann. Das Nichtentscheiden weder für ja noch für nein, welches das letzte Ergebniß des Skepticismus war, nannten die Skeptiker Aphasia.

In seinen Werken griff Sextus der Reihe nach alle Theile des menschlichen Wissens und die Meinungen der verschiedenen philosophischen Schulen über dieselben theils mit äußerst scharfsinnigen, theils mit schwachen Gründen an, und warf auf diese Art die Gesammtheit der menschlichen Erkenntniß über den Haufen, ohne selbst die Bedürfnisse des menschlichen Geistes zu befriedigen. Mit Sextus schließt sich die Reihe der alten Skeptiker. Für die freie Ausbildung der theoretischen Philosophie, die sie vor Einschränkung in Gränzen eines bestimmten Dogmatismus bewahrten, hatten die Einwürfe der Skeptiker denselben Nutzen, welchen die ersten Angriffe der Sophisten gehabt hatten; dennoch war zu befürchten, daß sie durch ein ausgebreitetes Ansehen im Gebiete der Philosophie selbst bessere und gründlichere

Denker von den mit Anstrengung verbundenen Forschungen nach Wahrheit, die sie für unzugänglich erklärten, abschrecken möchten, wodurch der wohlthätige Einfluß, welchen sie durch scharfsinnige Erörterung vieler Gegenstände und Behauptungen auf die Entwicklung des menschlichen Geistes hatten, mehr als aufgehoben wurde. Im Gebiete der praktischen Philosophie stifteten sie vollends in einem Zeitalter, in welchem man schon zu sehr geneigt war, alle Schranken des sittlichen Gesetzes zu übertreten, unsäglichen Schaden. Daher läßt sich im Allgemeinen der Skepticismus zu denjenigen großen Erscheinungen im Gebiete der menschlichen Geistesbildung zählen, deren Untergang, nachdem sie ein mannigfaltiges Streben ja beinahe ein neues Leben aufgeweckt haben, für die Sache der Cultur nicht nur wohlthätig, sondern sogar nothwendig war.

Die Verbindung der Griechen mit den Römern zu einer Zeit, wo diese letztern in den Wissenschaften noch eine sehr geringe eigenthümliche Bildung erworben hatten, wirkte auf die Römische Cultur bei weitem nicht so günstig, als sich vielleicht unter andern Umständen hätte erwarten lassen. Der Einfluß des Griechischen Wesens zu Rom war bald zu herrschend, als daß die Römer Zeit gehabt hätten, in den Wissenschaften sich auf eine eigenthümliche Weise auszubilden. Daher blieben die Römer, selbst nachdem sie Griechenland völlig ihrer politischen Herrschaft unterworfen hatten, in wissenschaftlicher Hinsicht unter der Vormundschaft der Griechen, welche sich so weit erstreckte, daß die Römer nie in irgend einem Zweige der Litteratur etwas völlig Selbstständiges leisteten.

Schon zu des ältern Cato Zeiten hatten Karneades und seine Mitgesandten die Römer mit der Griechischen Philosophie bekannt gemacht. Der blendende Witz und der Scharfsinn, welcher aus der Skepsis des Karneades hervorleuchtete, hatte ihm unter den jüngern Römern viele Bewunderer erworben; den ältern Staatsmännern hingegen und dem größern Theile des Römischen Publicums hatte er sich durch seine Angriffe auf das, was bei ihnen in hoher Achtung stand, verhaßt und verächtlich gemacht. Bald fanden es diese letztern nothwendig, die Ge-

sandten und mit ihnen die Griechische Philosophie aus Rom zu verbannen. Diese Verbannung dauerte jedoch nicht lange; der Durst der Römischen Jünglinge nach philosophischer Belehrung, die immer engere Verbindung Griechenlands mit Rom, und das Bestreben der Griechischen Gelehrten, ihren Lehren durch Verbreitung ein längeres Leben zu sichern, brachten die Griechische Philosophie wieder nach Rom. Indessen waren nicht alle Systeme in gleichem Maße dazu geeignet, sich der Natur des Römischen Sinnes anzupassen. Die praktische Philosophie der Stoiker war es, welche mit dem Römischen Ernste am besten übereinstimmte, ihre unwandelbaren Maximen hatten für den festen Sinn jener kräftigen Republicaner etwas Ehrwürdiges, die edelsten Männer des Staats gaben ihr den Vorzug. Auch die Sokratische Lehre hatte in ihren Augen, wegen der Anwendbarkeit ihrer sittlichen Vorschriften auf das wirkliche Leben, einen hohen Werth. Erst später und als die alte Kernhaftigkeit schon mehr und mehr aus dem Römischen Leben verschwand, fand das Epikurische System Eingang. Die Kühnheit seiner theoretischen Philosopheme reizte vorzüglich diejenigen, welche die Unhaltbarkeit der damaligen Volksreligion einsahen, während dem die Grundsätze seiner Sittenlehre dem Hange der einen zur Empfindsamkeit und den sinnlichen Leidenschaften der andern in gleichem Grade schmeichelten. Um die Verbreitung der Griechischen Philosophie zu Rom hat Niemand ein größeres Verdienst als Cicero. Seine philosophischen Werke, die in dem Studium der Griechischen Classiker ihren Ursprung haben, enthalten den wahren Maßstab für die Römische Kenntniß Griechischer Philosophie. Auch Lucullus, der während seines Aufenthalts in Griechenland und auf seinen Feldzügen mit vielen Griechischen Philosophen bekannt wurde, wandte Reichthümer insonderheit zur Begünstigung der Platonischen Philosophie an, während durch Sulla die Werke des Aristoteles und Theophrast nach Rom kamen. Allein der Verfall der Römischen Freiheit zog bald auch den des gründlichern Studiums der Philosophie nach sich: statt Forschung nach Wahrheit sah man jetzt Zeitvertreib für den eigentlichen Zweck der Philosophie an, edle Ge-

sinnungen und Heraufschwingen zu erhabenen Gedanken wurden unter der kriegerischen Zwangsherrschaft unmöglich. Bald gewannen Schwärmereien, Mystik und Magie ein höheres Ansehen als die Wissenschaft der Wahrheit. Zwar zeichneten sich immer noch hie und da treffliche Männer unter den Haufen ihrer Zeitgenossen aus, besonders zählte ihrer das Stoische System noch in spätern Zeiten viele unter seine Verehrer. Seneca, die beiden Pline, Tacitus und Marcus Aurelius Antonin sind für alle Zeitalter verehrungswürdige Namen; aber leider wurde die Zahl solcher Männer je länger je schwächer, und endlich hörten sie bei der allgemeinen Verwirrung gänzlich auf.

Eine weit eigenthümlichere Ausbildung als zu Rom erhielt dr Griechische Philosophie in Palästina und Aegypten. Der Afenthalt in Babylon hatte nämlich einen höchst bedeutenden Eifluß auf die Glaubenslehre und Philosophie der Juden gehat, welcher in den spätern Schriften des alten Testaments schuleicht zu bemerken ist. Sie waren nämlich in dieser Zeit mit der morgenländischen Zoroastrischen und der Platonischen in Berührung gerathen, und hatten durch diese höchstmerkwürdige Verenderungen in ihr religiöses und politisches Glaubens-Systemaufgenommen, welche bald auch die sogenannte gnostische Philsophie erzeugten, deren vorzüglichste Quellen Philo und Josphus sind. Lange Zeit hat man sich mit ziemlicher Heftigke über das Daseyn jener Philosophie gestritten, wobei man der Griechischen Philosophie und insonderheit dem Plato Grundsätze heimessen wollte, welche mit den seinigen in gar keinem Zusammenhang lagen; aber neuere Entdeckungen und gründlichers Forschen scheinen sie aufs kräftigste zu bestätigen.

Zu dem Eigenthümlichen dieser morgenländischen Lehren gehört schon der Hauptgrundsatz, daß Gott ein Licht sey und in dei reinsten Lichte wohne; dann die Annahme zweier entgegengesetzter Urprincipien alles Vorhandenen, des Guten (Ormuzd) un des Bösen (Ahriman), ferner die dämonische Hierarchie, wehe von beiden Principien abhängt, die Meinung von einer bestimmten Epoche der Dauer der Welt, und endlich die Lehren voi einem künftigen Leben, von Auferweckung der Todten, ei-

nem feierlichen Weltgerichte und künftigen Belohnungen und Strafen im Himmel und in der Hölle. Durch die Aufnahme dieser Grundsätze erhielt die spätere jüdische Religion immer mehr Aehnlichkeit mit den Zoroastrischen und magischen Lehren, welche im Morgenland herrschten. Indessen waren die Juden bei der Aufnahme und Anwendung derselben nichts weniger als einig, und so entstanden nach und nach die verschiedenen Secten der Pharisäer, Sadducäer, Essener und Therapeuten, welche alle in wesentlichen Hauptgrundsätzen von einander abwichen. Die Pharisäer nahmen einen Gott an, der Himmel und Erde geschaffen hatte, die göttliche Vorsehung war das Schicksal, welches jedoch die Freiheit nicht aufhob, und aus der Willensfreiheit folgerten sie, daß nur das wirkliche Aeußere einer Handlung nicht die innere damit verbundene Gesinnung ihren Werth bestimme. Moses hatte nach ihnen außer seinen schriftlichen Gesetzen noch ein mündliches hinterlassen; der Mensch konnte sich dadurch, daß er noch mehr leistete, als ihm beide Gesetze vorschrieben, ein überfließendes Verdienst erwerben. Durch eine strenge Befolgung des Gesetzes und insonderheit der äußerlichen gottesdienstlichen Ceremonien war Vergebung der Sünden zu erwarten. Endlich glaubten sie noch an Belohnungen und Strafen in einem künftigen Leben, an die Unsterblichkeit des Geistes und die Auferstehung der Körper. Aber ihre ganze Tendenz ging auf einen Dienst Gottes im eigentlichen Sinne des Worts durch äußere Handlungen, welche bei der größten sittlichen Verderbtheit statt haben konnten, und keineswegs eine Folge jener erhabenen Gefühle des Herzens wären, durch welche allein Tugend denkbar wird.

Die vielen offenbaren Irrthümer der Pharisäischen Lehre hatten die Sadducäer verleitet, in Allem gerade das Entgegengesetzte von dem, was die Pharisäer lehrten, zu behaupten. Daher läugneten sie nicht nur die Existenz des sogenannten mündlichen mosaischen Gesetzes, sondern auch die Unsterblichkeit der Seele, die Auferstehung des Körpers, die Existenz der Dämonen und die Belohnungen und Strafen in einem andern als diesem Leben, wobei sie dem Menschen sein Schicksal ganz in seine

Gewalt gaben. Ernste Sitten, richterliche Strenge gegen Verbrechen und genaue Befolgung des Buchstabens in den Gesetzen zeichneten diese Secte im Leben aus, welche die gebildetern Juden unter sich zählte, während der große Haufe den Pharisäern zugethan war. Den Sadducäern gleich verwarfen auch die Kanaiten das mündliche Gesetz, glaubten aber an die Unsterblichkeit der Seele, jenseitige Vergeltung u. s. w.

Weit reiner, erhabener und philosophischer als die beiden letzterwähnten war die Lehre der Essener, auf welche besonders der Platonismus in Aegypten einen vortheilhaften Einfluß hatte. Von dem Grundsatze ausgehend, daß Gott nur im Geist und in der Wahrheit durch Tugend des Herzens d. h. reine, uneigennützige Liebe Gottes und des Nächsten verehrt werden könne, hatten sie das ganze mosaische Ceremoniensystem abgeschafft, und begnügten sich damit, am siebenten Tage, der ihnen heilig war, in den Synagogen feierliche Hymnen zur Ehre Gottes zu singen, und der Jugend die heiligen Urkunden nach einer allegorischen Auslegungsweise zu erklären. Bruderliebe, Mäßigkeit, Enthaltsamkeit, Ehrfurcht vor dem Alter, Arbeitsamkeit, Geduld und Standhaftigkeit im Leiden, Verachtung aller Ungleichheit der Stände und Vorliebe für die Ehelosigkeit waren die vornehmsten Züge des sittlichen Charakters der Essener, welcher mit dem Geiste des um die damalige Zeit entstandenen Christenthums auf eine höchst merkwürdige Art übereinstimmt. Während dem die eigentlichen Essener die Speculation, insofern sie nicht zur religiösen Erkenntniß durchaus nothwendig war, verwarfen, zeichnete sich ein Theil von ihnen, die sogenanten Therapeuten, durch ihren Hang zur mystischen Beschauung aus, welche sie zur Zurückgezogenheit in einsamen Wohnungen und zu häufigem Fasten bewog —, die mit dem spätern Mönchsleben große Aehnlichkeit hatten. In ihren Versammlungen an jedem siebenten Tage hielt der älteste von ihnen eine Rede über einen religiösen Gegenstand, auch wurden an sogenannten Liebesmahlen Hymnen gesungen und religiöse Unterredungen gehalten.

In diese Zeit fällt die Stiftung der christlichen Religion, der allumfassenden Lehre der Wahrheit, Menschenliebe, Dul-

dung, Entsagung und Hoffnung. Abgesehen von ihrem religiösen Werth, kann man den Schwung, welchen das System, das jede Schranke der Volksthümlichkeit beseitigend, alle Menschen zu Brüdern verband, die Eitelkeit aller äußern Güter und den unvergänglichen Werth der Geistesbildung predigte, den Forschungen der praktischen Philosophie mittheilte, nicht verkennen. Nie gewährte irgend ein Glaube oder irgend eine Sittenlehre den dringenden und innigsten Bedürfnissen des menschlichen Herzens so viel Befriedigung wie das reine Christenthum, nie hatte eine Lehre auf die engere Verbindung und allgemeine Cultur der Menschheit einen so vielfältigen und dauernden Einfluß wie diese, so lange sie insonderheit in ihrer ursprünglichen Unverfälschtheit und Erhabenheit blieb.

Während dem die Philosophie in Palästina diese Richtung nahm, bildete sich zu Alexandrien aus einer höchst merkwürdigen Mischung der Griechischen, Aegyptischen und jüdischen Philosophie die sogenannte Alexandrinische unter dem Schutze der Ptolemäer, welche sich durch die Verschiedenheit ihrer Quellen wesentlich von der damaligen Griechischen unterschied, die nur aus Griechischen Systemen entstanden war. Und weil das Platonische System wegen seines Hanges zur Schwärmerei, in welchem es den morgenländischen Lehren in etwas ähnelte, zu jener Vereinigung am tauglichsten schien, so erhielt die Alexandrinische Philosophie auch den Namen der Neuplatonischen. Der beständige Kampf, in welchem die Neuplatonische Schule mit den damaligen Anhängern des Christenthums lebte, machte allegorische Auslegungen der heidnischen Religion auch zu polemischem Behufe zu einer ihrer vorzüglichsten Beschäftigungen. Unter ihre merkwürdigsten Männer gehört Claudius Galenus, (geb. 131 nach Chr. Geb.) dessen medicinische Kenntnisse ihn und durch ihn sein Zeitalter auf hellere Begriffe sowohl über den physiologischen als psychologischen Theil der Anthropologie führten, während dem sein philosophisches Genie die Lehren des Plato und Aristoteles zu einem harmonischen Ganzen zu vereinigen trachtete. Eine besondere Epoche machte auch Maximus von Tyrus als Stifter der Lehre von der unendli-

chen Stufenleiter der Wesen. Nach ihm war die Unveränderlichkeit Gottes mit seinem unmittelbaren Einfluß auf die Menschen unverträglich, daher mußte eine Reihe von Dämonen verschiedener Art als Mittler zwischen sie hineintreten; eine ähnliche Reihe war zwischen den Menschen und den unvollkommensten Wesen.

Am sprechendsten stellt sich das Alexandrinische System bei Plotin, einem höchst sonderbaren Schwärmer aus der Mitte des dritten Jahrhunderts, dar, welchen leider sein Hang zur mystischen Schwärmerei in einer schwindelnden Höhe transcendentaler Speculationen in solche Irrgänge führte, aus welchen sich der menschliche Geist nicht zurecht zu finden vermag, während der Umfang und die Tiefe seines Geistes bei einer andern Richtung den schönsten Gewinn für die Wissenschaft hätten erwarten lassen sollen. Dennoch darf man diese Richtung nicht nur dem eigenthümlichen Charakter Plotins oder seinen persönlichen Verhältnissen zuschreiben, sondern muß ihre Ursache weit mehr in der ganzen Tendenz des damaligen Zeitalters zur Mystik und zum Wunderglauben suchen, welcher bei den außerordentlichsten Erscheinungen in der politischen und moralischen Welt allgemein herrschend wurde. So wie die meisten Philosophen jenes Zeitalters glaubte sich Plotin nicht nur durch die Bedürfnisse und Kräfte seines Geistes, sondern durch unmittelbaren göttlichen Ruf zu philosophischen Untersuchungen und Belehrung der Menschheit durch ihre Ergebnisse aufgefordert. Unbefriedigt verließ er die Hörsäle der damaligen Philosophen der verschiedenen Schulen, hörte mit Entzücken den Ammonius, mit dem er übereinstimmte, und glaubte endlich nach dessen Tode durch Reisen ins Innere des Morgenlandes zu den Braminen und Magiern seine philosophische Bildung zu vollenden, verfehlte aber diesen Zweck durch den unglücklichen Ausgang des Feldzugs des Kaisers Gordianus gegen die Perser, bei dem er sich an das Römische Kriegsheer angeschlossen hatte. Durch ein äußerst strenges Leben zog Plotin zu Rom, wo er sich niederließ, die Augen der Menge auf sich, gewann viele Anhänger besonders unter dem weiblichen Geschlecht, und verleitete viele von diesen,

vielleicht unvorsätzlich und durch Misverstand, zu den ungereimtesten Aeußerungen einer überspannten Phantasie. Aus der schriftlichen Beantwortung der Fragen, welche er seinen Zuhörern an ihn zu thun gestattete, und welche natürlicher Weise sehr zahlreich wurden, entstanden seine Werke, deren Unzusammenhängendes und Dunkles sich schon aus ihrem Ursprung und dem Charakter ihres Verfassers ergiebt.

Unmittelbare Annäherung zur Gottheit, unmittelbares Anschauen derselben des reinsten Lichts schien dem Plotin der oberste Zweck alles Philosophirens und die Bedingung derselben Ekstase oder Entzückung, welche er Vereinfachung der Seele hieß. Die speculative Philosophie, welche er Dialektik nannte, hielt er für das Mittel, zu diesem Zustande zu gelangen. Nach ihm ist die Gottheit das Urprincip im Mittelpunct alles Vorhandenen; die erste Aeußerung ihrer absoluten Wirksamkeit ist der erste Verstand, das reinste Licht, welches den Mittelpunct im Kreise umschließt; die intellectuale Weltseele, der unmittelbare Ausfluß des ersten Verstandes bildet den zweiten Kreis um das Urprincip; aus ihr geht die Seele des Himmels hervor, der reinen obern Welt, die bis an die sublunarische Sphäre reicht. Aus der Seele des Himmels fließt die Seele der Sinnenwelt, deren endliches ausfließendes Erzeugniß die Materie (die Finsterniß, das Aufhören alles Lichts) ist. In dem ersten Verstand sind alle Formen enthalten, daher ist er das Urbild des Weltalls. Die Formen haben Wesentlichkeit und Kraft, und sind dadurch fähig, die Materie zu beleben und zu bilden. Die besondern Seelen, die Geschlechter, die wirksamen allgemeinen Naturkräfte sind solche Formen, die aus dem Verstande in die intellectuale Weltseele, und aus dieser stufenweise in die niedern Seelen bis endlich in die Materie übergehen. Sowohl unter den Formen selbst, als zwischen ihnen und dem ersten Verstande herrscht die innigste Verknüpfung. Ungeachtet der Verstand die unendliche Mannigfaltigkeit der Wesen begreift, so ist er dennoch eine absolute untheilbare Einheit, die Sinnenempfindung des Mannigfaltigen ist nur etwas Scheinbares; der Verstand führt Alles auf einen Begriff zurück.

Sein Schüler Malchus, oder wie er sich nannte, Porphyr hatte mit Plotin sowohl in Hinsicht des Genie's als seiner schwärmerischen Verirrungen ungemein viel Aehnlichkeit. Das System seines Lehrers veränderte er durch Zusätze aus der Platonischen und Aristotelischen Lehre, und wich von jener hauptsächlich in seinem Begriffe vom Verhältnisse der Seele zum Körper ab, welches er idealischer, unkörperlicher annahm. Seine Schriften sind eine der Hauptquellen der Neuplatonischen Philosophie, und etwas verständlicher als die des Plotin; der polemische Theil derselben ist vorzüglich gegen die Kristen gerichtet. Der alles hinreißende Hang seiner Zeitgenossen zur Mystik, Magie, Theurgie u. s. w. erhob den Jamblich aus Chalcis in Cölesyrien, einen höchst mittelmäßigen Schüler Porphyrs, zu einem verhältnißmäßig weit größern Ansehen als seinen Lehrer, obschon er nach vernünftigen Begriffen unendlich unter demselben steht; so wie auch bei seinen Anhängern, bei welchen der Geist der geheimnißvollen Grübelei und des Zusammenstoppelns je länger je mehr herrschend wurde, alle Selbstständigkeit nach und nach erlosch.

Eigenthümlicher ist bei einem eben so großen Wunderglauben Proklus (412—485) in seiner Beweisführung von der Einheit als Grundprincip aller Dinge, dem Hauptgrundsatze der Alexandrinischen Philosophie, aus welchem er, vom Plotin abweichend, die Sinnenerscheinungen auf eine dem Pythagoras nicht unähnliche Art entwickelt, und in seinen Beweisen für die Ewigkeit der Welt, welche besonders gegen die mosaische Ueberlieferung und die Christen gerichtet sind. Ueberhaupt fing die christliche Religion seit ihrer größern Ausbreitung an, sich der gesammten heidnischen Erkenntniß, welche von so verschiedenen Puncten ausgehend, sich in dem Alexandrinischen System aufgelöst zu haben schien, als bestimmte Gegnerin entgegen zu stellen, und dieser Kampf wurde um so heftiger, als der Natur der beiden Lehren und ihrem Ursprunge gemäß keine Vermittlung möglich war. Dennoch blieb die christliche Religion nicht in gänzlicher Trennung von der Philosophie, im Gegentheil schien ihr diese, wenn sie dem christlichen Lehrgebäude untergeordnet

und von ihr abhängig zur Erklärung und Behauptung einzelner Sätze derselben gebraucht wurde, für ihre Ausbreitung und besonders für die Bekehrung der gebildeten Heiden von unendlichem Nutzen zu seyn. Allein weit entfernt, ihren Zweck durch die Art, wie die Anwendung gemacht wurde, zu erreichen, wurde der Kampf noch vielmehr erhitzt, indem die neue Methode der Christen jetzt ein Schlachtfeld darbot, woran es im Grunde früher eben so wohl wie an einem gemeinschaftlich anerkannten Richter gefehlt hatte. Die Ueberlegenheit der Heiden in den meisten Realkenntnissen sowohl, als in der Kunst zu philosophiren, der Nachtheil, in welchem sich die Christen bei freien Untersuchungen über höhere Begriffe durch ihre Einschränkung in bestimmte Gränzen befanden, die Blößen, welche diese durch gezwungene Ableitungen der Philosophie aus positiven Quellen (wie z. B. dem alten Testament) gaben, verbunden mit dem Umstand, daß gerade der schönste Theil des Christenthums die anwendbare Sittenlehre von seinen Anhängern am wenigsten emporgehoben wurde, hatten, ungeachtet des damals schon bedeutenden Verfalls der Vernunftwissenschaft, die christliche Religion in ihrem geistigen Kampfe gegen die Philosophie jener Zeit in eine so misliche Lage versetzt, daß sie sich ohne die kräftige Unterstützung der weltlichen Macht der Römischen Kaiser, ja die gänzliche Unterdrückung der heidnischen Philosophie und Religion durch jene Herrscher nur mit Mühe würde aufrecht erhalten haben.

Wie ein heller Stern an einem bewölkten Himmel erscheint noch der heilige Augustin (354—430) unter den christlichen Kirchenlehrern der damaligen Zeit. Unter allen zeichnet er sich aus durch Genie, Bildung, Kenntnisse und wahren philosophischen Geist. Ohne die Quellen der Vernunftlehre und des Glaubens auf eine so unzweckmäßige Art zu verwechseln, wie seine Vorgänger und Zeitgenossen es gethan hatten, suchte er auf eine wenn auch nicht alle Kritik überwiegende, dennoch äußerst sinnreiche Art die beiden Lehren zu vereinigen, und gegenseitig durch einander zu begründen. In seinen Entwicklungen des Daseyns und der Eigenschaften Gottes (dessen unendlichen

Verstand er unter anderm aus der Unendlichkeit der Zahlen, welche er umfassen muß, folgert), der Dreieinigkeit, der Schöpfung (wobei er die Emanationslehre verwarf), in der Erklärung des Uebels (welchem er, um die Gottheit zu rechtfertigen, die Wirklichkeit abspricht), der Freiheit (wo er den Schwierigkeiten, welche von der Allwissenheit und Vorsehung Gottes herrühren, zu begegnen sucht), und vielen Gedanken über das Seelenwesen spricht sich ein eigenthümlicher und gehaltvoller Sinn aus, der seinen Schriften für den Geschichtsforscher der menschlichen Cultur das höchste Interesse giebt. Aber leider verfielen nach seiner Zeit Wissenschaften und Künste, welche schon längst von dem hohen Glanze, den sie im classischen Alterthum erreicht hatten, herabgesunken waren, immer mehr, und zwar durch Vereinigung äußerer und innerer Umstände. Die transscendente Vernunftschwärmerei, welche Plotin auf ihren höchsten Grad gebracht hatte, und der mystische Aberglaube, welchen man in die Philosophie nach und nach einführte, entfernten diese Wissenschaft ganz aus dem Leben, während es der Unduldsamkeit christlicher Religionslehrer gelang, nicht nur die bestehenden heidnischen philosophischen Schulen, sondern alles freie Denken über höhere Gegenstände zu unterdrücken, und sogar viele Denkmäler früherer geistiger Cultur, insofern sie mit ihren eigenen Dogmen nicht übereinstimmten, zu vernichten. Zu gleicher Zeit drangen von allen Seiten Völkerschaften in das alternde Römische Reich ein, bei denen die geistige Bildung noch in der Kindheit war, und die um die Mitte des fünften Jahrhunderts das abendländische Reich ganz überwältigten, wodurch der Ueberrest der Cultur nach Griechenland und die Morgenländer vertrieben wurde, von wo sie erst später das nordwestliche Europa wieder belebten. Zwar strebten noch Boethius, Cassiodorus, Aeneas von Gaza u. s. w. darnach, bei der allgemeinen Unwissenheit etwas Licht für Gegenwart und Zukunft zu erhalten, besonders ist Boethius wegen seines herzerquickenden Werkes de consolatione philosophiae, welches er selbst in Zeiten schwerer Prüfung schrieb, und Cassiodorus, außer seinem mannigfaltigen Wirken am Gothischen Hofe zu Gunsten der Cultur, durch sein Werk

von den sieben Künsten, ein Hauptlehrbuch des Mittelalters, berühmt geworden; allein ihre Anstrengungen gegen den Strom der eindringenden Barbarei waren vergeblich, und Italien sank bald in einen Zustand der Rohheit herab, bei welchem selbst die Spur des alten Glanzes verloren ging.

Bei einer solchen Verwilderung des abendländischen Europas und dem traurigen Zustande, in welchem sich das Griechische Reich, sowohl in politischer, als wissenschaftlicher Hinsicht, durch das Eindringen fremder Völker von allen Seiten und dem abergläubischen Religionszwang seiner Herrscher und Geistlichen befand, war es eine unverkennbare Wohlthat der Vorsehung, daß sie in den Häuptern der neuen Muhammedanischen Glaubenslehre, den Chalifen aus dem Hause Abbas, welche um die Mitte des achten Jahrhunderts zu Bagdad herrschten, eine solche Vorliebe für geistige Bildung erweckte, daß nach ihrem Beispiel die geistreichen Arabischen Völkerstämme, die ihnen unterworfen waren, von dem feurigsten Eifer für Künste und Wissenschaften entflammt wurden. Sie scheuten weder Kosten noch Mühe, sowohl die ausgezeichnetesten Männer Griechenlands durch Religionsduldung, Beförderung, Geschenke u. s. w. an ihren Hof zu ziehen, als auch die unschätzbaren Werke der großen Männer des Alterthums ins Arabische übersetzen zu lassen. Besonders erwarben sich Almansor, Almamun und Harun Alraschid hierin ein unsterbliches Verdienst. Wie eine heilige Flamme verbreitete sich der Geist der Cultur durch die entlegenen Arabischen Besitzungen, und bald ward über die Nordküste von Afrika, Sicilien, vorzüglich aber über Spanien unter der Begünstigung Abdorrahmans III. im Anfang des zehnten Jahrhunderts dasselbe Licht verbreitet, welches Bagdad erleuchtete. Dessenungeachtet erhielt die Arabische Philosophie nie den eigenthümlichen Charakter, zu welchem sich die Griechische ausgebildet hatte; nie konnte sich ihr Ursprung verläugnen. Besonders wirkten auf sie die Platonische und Aristotelische Philosophie (die erstere wegen ihres phantastischen Schwungs, die letztere wegen der Dialektik), obschon sie die letztere nicht aus ursprünglichen Quellen kannten. Aber bei einem so feurigen Volke, wie die Araber waren,

blieb die Philosophie nicht lange in den Schranken der vernünftigen Forschung, vielmehr ging sie in die Phantasie über, und bildete religiöse Secten, wie die der Redenden, der Rationalisten und der Fatalisten. Sajegh, Alfarabi, Eben Sina, Algazali, Abu Dschafar, Eben Tophail, Eben Roschd (Averroes) sind ehrwürdige Namen in der Geschichte der Philosophie, wenn gleich ihre Systeme keinen hohen eigenthümlichen Werth in derselben haben.

Höchst merkwürdig ist, daß beinahe gleichzeitig mit den Arabischen Chalifen der größte Herrscher des Abendlandes, Karl der Große, eine Hauptstütze der Cultur wurde. Nach einem langen kümmerlichen Aufenthalt bald in Fränkischen bald in Britischen Klöstern, fanden endlich die Wissenschaften an ihm einen Beschützer, der sie dem öffentlichen Leben wieder zu schenken versuchte. Von der Natur mit seltenen Geisteskräften ausgestattet, und von den ausgezeichnetesten Männern seines Zeitalters umgeben, leistete Karl in seinen weitläufigen Reichen für die Geistesbildung alles, was bei ihrem damaligen Zustande derselben zu leisten war. Bei der allgemeinen Unwissenheit seiner Zeitgenossen und bei der unsäglichen Mühe, welche es kostete, nur das beschränkte Studium des sogenannten Triviums und Quadriviums aufrecht zu erhalten, ist man verwundert, unter Karl dem Kahlen einen so gelehrten und so eigenthümlichen Selbstdenker wie Johann Scotus Erigena (einen Schotten oder Irländer) anzutreffen. In seinem Werke de divisione naturae unterscheidet er:

1) die Natur, die schafft und nicht erschaffen wird, die Gottheit,

2) die Natur, die erschaffen wird und schafft, der Inbegriff der göttlichen Ideen.

3) Die Natur, die erschaffen wird und nicht schafft, der Inbegriff der Geschöpfe, und endlich

4) die Natur, die weder schaffen wird noch schafft; ein Widerspruch der sich aufhebt.

Im Allgemeinen beruht sein philosophisches Studium auf der Dialektik, welche er nach dem Geiste der damaligen Zeit auf philosophische und theologische Gegenstände anwendete und öf-

ters in ein mystisches Gewand einhüllte. Durch sein Talent und seine Kenntnisse hatte sich Erigena die Gunst und den Schutz Karls des Kahlen gesichert, mußte aber doch zuletzt den wegen seiner Abweichung von den rechtgläubigen Begriffen über die Prädestination gegen ihn verhängten Verfolgungen des Papstes Nicolaus von Paris und seinem Lehrstuhle weichen.

Ueberhaupt fällt in diese Epoche der Ursprung der sogenannten scholastischen Philosophie, welche auf den ganzen Geist und Sinn des Mittelalters einen so wesentlichen Einfluß hatte. Sie erhielt ihren Namen von den öffentlichen Lehranstalten, deren um diese Zeit viele gestiftet wurden, und welche man schlechthin Schulen, scholae, nannte. In diesen Schulen wurde ein gewisses System logischer Regeln und ontologischer Begriffe, eine Dialektik, vorgetragen, welche man aus den Werken der spätern Bearbeiter des Aristoteles, vorzüglich des Augustinus und Boethius zusammensetzte, und auf die Begründung der dogmatischen Religionslehre anwandte. Diese Kunst, die Sätze der Theologie in einer dialektischen Form zu beweisen, nannte man die Schulphilosophie, Scholastik. Ihr wesentliches Erforderniß war, mit der dogmatischen Lehre ganz übereinzustimmen, und auf sie als letztern Zweck hinzuführen. Am Ende des zehnten Jahrhunderts wurde die Scholastik durch Gerbert, den nachmaligen Papst Sylvester II., der aus Spanien eine größere Kenntniß der Aristotelischen Werke brachte, bedeutend aufgeklärt und mit Zusätzen aus der Metaphysik erweitert; aber einen vorzüglichen Ruhm erwarb der Scholastik Lanfrank, Erzbischof von Kanterbury, indem er durch ihre Waffen seinen Gegner Berengar in dem Streit über die Transsubstantiation nach dem Urtheil seiner Zeitgenossen völlig besiegte. Eben so zeichnete sich sein Nachfolger Anselm durch den ihm eigenthümlichen Scharfsinn besonders in dem Beweise vom Daseyn Gottes aus. Unter diesen Umständen bildete Hildebert aus Lavardin ein dialektisches System der Theologie, in welchem man die Einwendungen gegen die Glaubenslehren nebst ihrer Beantwortung gegen einander aufstellte, welches nun eine beliebte Methode wurde. Daher wurde jetzt Disputirsucht der vorzüglichste Charakter

der Philosophie, so daß man nach dem Beispiele der alten Sophisten über im Grunde wenig erhebliche Gegenstände den dialektischen Kampf bis ins Unendliche fortsetzte. Je mehr ein berühmter Lehrer in diesen gymnastischen Uebungen des Geistes glänzte, auf desto mehr Zuhörer konnte er rechnen, um so viel reicher war sein Einkommen, um so bedeutender sein Einfluß. Dazu kam noch der Umstand, daß die Seltenheit der Bücher Realkenntnisse ohne einen ungeheuern Kosten=Aufwand beinahe unmöglich machte, während jeder Mann von Geist eine unendliche Gewandtheit in dialektischen Spitzfindigkeiten ohne Geldunkosten aus sich selbst entwickeln konnte. Aber nirgends war damals das wissenschaftliche Leben regsamer und blühender, als zu Paris; deswegen wurde diese Hauptstadt Frankreichs, wo sich in einer beträchtlichen Entfernung vom Sitze der Römischen Kirche die Universität etwas freier zu bilden anfing, auch der Tummelplatz der scholastischen Fehden.

Von allen Gegenständen, über welche in dieser Periode nach dialektischen Regeln gestritten wurde, erhielt keiner einen allgemeinern und entscheidendern Einfluß auf die philosophische Bildung seiner Zeit und der spätern Jahrhunderte, als der Streit über den Nominalismus und Realismus, welchen im Anfang des zwölften Jahrhunderts ein gewisser Rousselin (Roscelinus) aus Bretagne durch die Behauptung eröffnete, daß die allgemeinen Begriffe nur durch das Bedürfniß der Sprache, Aehnlichkeit der Merkmale durch gewisse Gattungsnamen zu bezeichnen, entstanden wären, und ihnen keine objective Realität zukomme. Dieses hatten schon mehrere Philosophen des Alterthums, unter andern auch Zeno der Stoiker, gelehrt; allein durch die Neuheiten der Entwicklung und Anwendung in einem Zeitalter, wo außer entstellten Uebersetzungen gewisser Werke des Plato und Aristoteles die Alten wenig bekannt waren, gelang es dem Rousselin, die damalige Philosophie auf ein bestimmtes Feld zu führen. Mit der entgegengesetzten Behauptung seines Schülers Wilhelm von Champeaux, dessen dialektische Kunst allgemeine Bewunderung erregte, begann der Kampf, welcher später durch die Theilnahme des durch seine für die da=

malige Zeit so umfassende Bildung und Gelehrsamkeit sowohl, als durch seine traurigen Schicksale und seine Verhältnisse mit der schönen und unglücklichen Heloise so berühmten Peter Abälard, eines Schülers Wilhelms, das höchste Interesse erhielt. Mit einer Beredsamkeit, in welcher das natürliche Feuer seiner Einbildung mit einer durch das Studium der Alten weit über seine Vorgänger gebildeten Sprache wetteiferte, bekämpfte Abälard sowohl die Lehre Rousselins, daß die allgemeinen Begriffe nur leere Wörter seyen, als die seines eigenen Lehrers Wilhelm von Champeaux, der sie für Realitäten hielt, und näherte sich durch seine Erklärung derselben, als Begriffen von Realitäten, vielmehr den Platonischen Ideen. Durch seine Auseinandersetzung bildeten sich jetzt die Principien des Nominalismus und Realismus zur Klarheit aus, und kamen auf folgende Grundsätze zurück. Die Nominalisten behaupteten: Nur in den individuellen Dingen außer uns sey Realität. Die allgemeinen Begriffe seyen bloß Verstandesbegriffe ohne Wirklichkeit, die nur durch die Sprache objectiv bezeichnet werden, und dadurch den Schein von Realität bekommen, ob sie gleich selbst weder eine Realität enthalten, noch einer Realität entsprechen. Hingegen lehrten die Realisten: In den individuellen Dingen außer uns sey keine Realität, die allgemeinen Begriffe seyen die wahre Realität, und die Individuen als solche unterscheiden sich nur durch die Accidenzen. Sowohl durch den Geist der Zeit als seine eigenen Schicksale wurde Abälard bewogen, die Resultate seiner philosophischen und philologischen Bildung zum Besten der Theologie anzuwenden, wobei er durch eine freiere Entwicklung der Moral, welche trotz der häufigen Kasteiungen und Büßungen und bisweilen selbst durch sie sehr herabgesunken war, großen Nutzen stiftete, und sich selbst seinem Drange gemäß einen glänzenden Ruhm erwarb.

Unter Abälards Schülern zeichneten sich vorzüglich aus der Italiener Peter Lombardus und der Engländer Johann von Salisbury. In seinem Magister sententiarum, welcher ein Hauptlehrbuch wurde, untersuchte der erstere die Streitfragen der Dialektik, Ontologie und Theologie mit vielem

Scharfsinn. Johann von Salisbury, durch dürftige Umstände gezwungen, Kinder in Realkenntnissen zu unterrichten, wurde, während er diese letztern selbst zu erwerben suchte, von ihrer Wichtigkeit und der Zwecklosigkeit der leeren dialektischen Spitzfindigkeiten überzeugt, und suchte seine Zeitgenossen wieder auf das Studium der Natur und der Sittenlehre zu führen. In dem großen Streit, welcher damals die Philosophie beschäftigte, trat er auf die Seite der Realisten, und führt in seinen Schriften die Porretaner, Albricaner, Robertiner und Partipontaner als einzelne Secten derselben an. Auch unterschieden sich die Realisten in Platonische Realisten, welche nach Plato die allgemeinen Begriffe als die Realprincipien der Formen der Dinge betrachteten, und Aristotelische Realisten, welche nach Aristoteles vielmehr die Kategorien dafür hielten.

Bis jetzt war man in Ansehung der Aristotelischen Schriften lediglich auf die Benutzung des Organons und der Commentatoren beschränkt gewesen; erst am Ende des zwölften und im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts wurden die physikalischen, metaphysischen und moralischen Werke des Aristoteles im abendländischen Europa allgemeiner bekannt. Der ungeheure Umfang von Kenntnissen, welcher durch dieselben verbreitet wurde, erregte bald Erstaunen und Bewunderung, dann nach der Sitte des Zeitalters blinden Glauben und Nachbetung. Allein leider kamen diese Schriften in einem Zustande zur Kenntniß des Abendlandes, in dem sie auf die menschliche Erkenntniß den glücklichen Einfluß, welchen man sonst von ihnen hätte erwarten sollen, gar nicht haben konnten. Durch Griechen und Araber beinahe gleich entstellt, wurden sie es noch viel mehr durch die Lateinischen Uebersetzer, denen weder die Sprache des Textes, noch die der Uebersetzung hinlänglich geläufig war, und deren Geist vielleicht auch die Größe der Gedanken, welche sie darstellen sollten, nicht aufzufassen vermochte. Statt nun ihren Scharfsinn zur Herstellung des ursprünglichen Sinnes durch eine gesunde Kritik anzuwenden, suchten die Philosophen des Mittelalters vielmehr aus den beinahe sinnlosen Worten einen verborgenen Sinn herauszupressen, durch welchen je länger je mehr

Verwirrung in die Wissenschaft gebracht wurde. Noch größere Schwierigkeiten erzeugte der Versuch, die Grundsätze des Aristoteles mit den Lehren der Kirche zu vereinigen. Der offenbare Widerstreit derselben zog den erstern manche Verfolgungen von Seiten des Oberhauptes der Kirche zu, welche je nach der Politik und der Persönlichkeit der Päpste erneuert oder eingestellt wurden. Trotz dieser Einwendungen der Hierarchie erlangte Aristoteles bald ein solches Ansehen, daß man ihn nicht nur ausschließlich den Philosophen, so wie Virgil den Dichter nannte, sondern ihm sogar häufig in philosophischen Gegenständen die oberste Entscheidung mit einer Art von Untrüglichkeit, so wie in Religionssachen der Kirche zuerkannte.

Ein Deutscher, Albert der Große aus dem adlichen Geschlechte der von Bollstädt (er starb 1280), Bischof von Regensburg, war es, bei dem sich in seinen Arbeiten, als Commentator der Aristotelischen Werke, der Einfluß der neuerdings bekannt gewordenen Werke des Stagiriten zuerst auf eine bemerkbare Art äußerte. Trotz seines ungeheuern Fleißes im Lesen damals bekannter Bücher und im Verfassen neuer Schriften mangelte es ihm bei seinen Compilationen völlig an historischer und Sprachkenntniß, während ihn hingegen seine in jenen Jahrhunderten ungewöhnliche Naturkenntniß häufig der Zauberei beschuldigen ließ. Ungleich wichtiger wurde für die Geschichte der Philosophie sein Schüler Thomas von Aquino (aus einer Neapolitanischen gräflichen Familie 1224 — 1253) durch sein größeres Genie und die bessern Hülfsquellen der Lateinischen Kirchenväter, welche er benutzte. Durch seine scharfsinnige Entwicklung der rationalen Theologie, besonders der Lehre vom Daseyn Gottes, erwarb er sich in der katholischen Kirche ein noch jetzt dauerndes Ansehen, wo sich die Anhänger seiner Lehre noch jetzt Thomisten nennen. Noch merkwürdiger wäre er vielleicht geworden, wenn philosophische Forscher die Mühe hätten über sich nehmen wollen, seine weitläufigen Commentare zu durchgehen, statt daß man sich nur mit seinen kleinern philosophischen Abhandlungen begnügt. Gegen ihn trat geradezu als Gegner auf Joh. Duns Scotus aus Dunston in Nordtumberland

(geb. 1271 gest. 1308), welcher die der Thomisten entgegengesetzte Partei der Scotisten begründete. Das Eigenthümliche seiner Methode war nach Art der Skeptiker, Sätze und Gegensätze einander gegenüber zu stellen, um hin und wieder zu disputiren, ohne zu entscheiden. Seinem Scharfsinn verdankte er den Beinamen doctor subtilis. Für den Geist der Scholastik sind seine Schriften, in welchen man die Spitzfindigkeiten dieser Philosophie in Menge antrifft, äußerst lehrreich. Durch ähnliches Talent glänzte sein Schüler Franciscus de Mayronis, welchen seine Zeitgenossen doctor illuminatus et acutus und magister abstractionum nannten. Er stiftete die sogenannten Sorbonnischen Disputationen, wo im Sommer jeden Freitag vom frühen Morgen bis zum Abend ununterbrochen ohne Präses, ohne Speise und Trank ein Respondent gegen beliebige Opponenten disputirte. Ueberhaupt riß der Geist der spitzfindigen Abstractionen je länger je mehr in der Philosophie ein, deren praktischer Theil in Vergessenheit herabsank. Hiezu waren zwei natürliche Ursachen, die Schwierigkeit, ohne ungeheure Geldunkosten Realkenntnisse zu erwerben, und dann der natürliche Hang der meisten Philosophen jenes Zeitalters zur Anschauung und Abstraction, da sie meistens als Klostergeistliche in gänzlicher Trennung von der Welt lebten. Zwar erschütterte schon Wilhelm Durand (st. 1332) den philosophischen Glauben an Thomas und Scotus durch freiere Untersuchungen und größere Klarheit und Bestimmtheit, allein im Wesentlichen dachte er doch noch im Geiste der Scholastiker.

Der Franciscaner Wilhelm Occam aus England (starb 1347) wagte es zuerst gegen die Zwangsherrschaft des Realismus aufzutreten, und den Nominalismus zu erneuern; allein er begnügte sich nicht mit dieser philosophischen Neuerung, sondern griff auch die Anmaßungen der Kirche gegen die weltliche Macht unerschrocken an, und erwarb sich hiedurch den Beifall und Schutz König Philipps des Schönen und Kaiser Ludwigs des Baiers. Hiedurch kam der Nominalismus unmittelbar mit der Hierarchie in Streit, welche die von den Realisten gegen ihn verhängten Verfolgungen begünstigte. Walter Burleigh, Occams Schüler (geb.

1275 gest. 1331), neigte sich wieder zum Realismus, wurde aber für die Geschichte der Philosophie durch sein Werk de vita et moribus philosophorum von Thales bis auf Seneca merkwürdig. Ein anderer Schüler Occams hingegen Johann Buridan aus Bethune in Artois (blühte um 1350) blieb dem Nominalismus getreu, und mußte deswegen nach Deutschland fliehen. Mit ihm schlug der Nominalismus seinen Sitz zu Wien auf. Das merkwürdigste bei Buridan sind seine Untersuchungen über die moralische Freiheit, auf die sich wohl das berühmte Sprichwort von Buridans Esel bezieht. Je mehr indessen seit dem Ursprung der scholastischen Philosophie über abstracte Begriffe erschöpfende Untersuchungen angestellt waren, desto weniger Eigenthümliches konnten die spätern Scholastiker auf derselben Bahn hervorbringen, und um so nothwendiger war es zur Erhaltung der regen Geistesthätigkeit, daß durch besondere Umstände, welche die Zeit mitbrachte, eine neue, der Natur der Dinge mehr angemessene Bahn der Forschung nach Wahrheit eröffnet wurde.

In der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts brach in Italien für die Wissenschaften eine schöne Morgenröthe an, welche bald durch Begünstigung der Umstände zum hellen Tag wurde, und von da aus das ganze Abendland erleuchtete. Obschon sich in Italien seit dem Untergange des Römischen Reichs die Lateinische Sprache allmählig aus dem Leben zurück gezogen hatte, so wurde sie dennoch, wenn auch entstellt, als Sprache der öffentlichen Verhandlungen und der Gelehrten, so gut wie in den übrigen westlichen Europäischen Ländern die spätern Jahrhunderte hindurch aufbewahrt. Hie und da wurden Classiker gelesen, besonders Cicero und Virgil, neben ihnen die Lateinischen Kirchenväter. Jetzt fingen die neuen Sprachen an, sich von bloßen Volksdialekten zu gebildeten Sprachen zu erheben; besonders hatte die Italienische durch Dante-Alighieri bedeutende Fortschritte gemacht, aber zu ihrer weitern Entwicklung und Veredlung waren Muster nothwendig, welche man nur bei den alten Classikern finden konnte; daher erhielten diese einen neuen Werth. Allein wenn auch die Römischen Classiker so wichtige Schätze zur

Benutzung darboten, so befanden sich doch theils viele von ihnen in einem sehr unvollkommenen Zustand, theils waren sie über viele Gegenstände des menschlichen Wissens lange nicht so reichhaltig, wie die Werke der großen Männer des Griechischen Alterthums. Bei dem allgemeinen Drange nach Belehrung und Bildung, welcher um diese Zeit die hellsten Köpfe Italiens erfüllte, mußte also nothwendig die heftigste Sehnsucht nach der Griechischen Litteratur, welche im Abendland ganz zu Grunde gegangen war, eintreten, und gerade in dieser Epoche traten Umstände ein, vermittelst welcher diese Sehnsucht befriedigt werden konnte.

Obschon im Griechischen Kaiserthume die Wissenschaften im Verhältniß zu ihrer goldnen Zeit sehr in Verfall gerathen waren, und ihnen der Glaubenseifer der Fürsten und Priester in den ersten Jahrhunderten nach Christus unsäglichen Schaden zugefügt hatte, so wurden doch nach und nach die Verhältnisse hier günstiger. Seit der Trennung der beiden Kirchen blieb das Griechische Reich von der Zwangsherrschaft der Hierarchie verschont, und der Geist fing an freier zu athmen. Dann gaben die Kaiser selbst und nach ihnen die Großen des Reichs das Beispiel der Vorliebe und Thätigkeit für Wissenschaft und Kunst. Besonders hatten die Comnenen hiefür herrlich gewirkt. Die kurze Dauer des Lateinischen Kaiserthums, welches der Cultur nichts weniger als günstig war, verhinderte den gänzlichen Untergang aller geistigen Bildung unter dieser Herrschaft der Franken, und nach ihrer Verdrängung wurden die Wissenschaften durch die Paläologen wieder aufs herrlichste unterstützt. Unter solchen Verhältnissen hatten sich, wenn auch während des Streits mit den Lateinern und ihrer Regierung viele Denkmäler des Griechischen classischen Alterthums zu Grunde gegangen waren, dennoch schöne Ueberreste erhalten, aus denen jetzt ein neues Leben aufblühen mochte. Aber gerade um diese Zeit, wo sich aus der classischen Litteratur vielleicht ein neues Licht verbreitet hätte, wurden auch die äußern politischen Verhältnisse des Griechischen Reichs immer mislicher, die Gefahr vor den sich der Hauptstadt nähernden Türken immer dringender, und der gänzliche Umsturz des Byzantinischen Kaiserthums unvermeidlicher. Eben diese Noth-

wurde in wissenschaftlicher Hinsicht eine Wohlthat für das Abendland und besonders für Italien. Die Hülfe, welche die Griechischen Kaiser jetzt obwohl vergebens bei den Europäischen Fürsten, vorzüglich aber bei den Päpsten öfters und dringend suchten, erneuerte die lang unterbrochene Gemeinschaft mit Griechenland. Der Griechische Hof bediente sich zu diesen Gesandtschaften gebildeter und gelehrter Männer, welche während ihres öfters langen Aufenthalts im Abendlande im Stande waren, Vorliebe für die Griechische Litteratur zu erwecken, und das Studium derselben zu befördern. Endlich als die Barbaren im Morgenlande je länger je überwiegender wurden, entflohen Wissenschaften und Künste aus dem untergehenden Reiche nach Italien, wo sie jetzt einen zum herrlichsten Fortgedeihen trefflich angebauten Boden fanden.

Der Mönch **Bernhard Barlaam**, ein Calabrese von Geburt, welcher sich aber lange Zeit in Griechenland aufgehalten hatte und eine ausgezeichnete Gelehrsamkeit besaß, that sowohl auf einer in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts vom Griechischen Kaiser nach Avignon verfügten Sendung, als während seines spätern Aufenthalts in Italien, wohin er flüchten mußte, den ersten entscheidenden Schritt zur Verpflanzung Griechischer Cultur auf Italischen Boden. In Avignon hatte er nämlich das Glück, mit Petrarca bekannt zu werden, dessen schwärmerische Liebe für die Wissenschaft den Unterricht des gelehrten Griechen mit Enthusiasmus auffaßte, und seinen Lehrer überall in Italien empfahl, was bei dem Ansehen, in welchem Petrarca daselbst stand, von unendlicher Wichtigkeit ward.

Ueberhaupt wirkte Petrarca auf sein Zeitalter entscheidend. Niemand fühlte lebhafter als er das Bedürfniß, durch das Studium der Classiker auf hellere Gedanken über die höhern Begriffe des Lebens zu kommen. Von der höchsten Bewunderung für das alte Rom durchdrungen, suchte er mit unermüdlichem Eifer die Ueberreste seiner classischen Litteratur zu sammeln, und aus ihren Ruinen wiederherzustellen. Aber auch die Griechische Litteratur erweckte seinen Enthusiasmus, seitdem Barlaam einige Bruchstücke des Plato, dessen schwärmende Phantasie mit

der seinigen so verwandt war, mit ihm gelesen hatte. Zu seinem großen Verdrusse konnte es indessen Petrarca in der Kenntniß der Griechischen Sprache nie zur unabhängigen Benutzung ihrer Classiker bringen. Trotz seiner Bekanntschaft mit dem Plato konnte er auch seinem Geiste nie die Fesseln der damals gangbaren Platonischen und Aristotelischen Lehrbegriffe anlegen; vielmehr wollte sein kühnes und unabhängiges Genie nur sich selbst seine höchste Bildung und die Entwicklung der höhern Begriffe verdanken. Wie eine schöne aber einfache Blume mitten unter gigantisch verzogenen Gewächsen steht seine gemüthliche Lebensphilosophie vereinzelt unter den spitzfindigen Abstractionen der Scholastiker. Von dem Abscheu dieser letztern bis zum Vorurtheile gegen alle höhere Speculation erfüllt, philosophirte Petrarca, durch den Hang seines Gemüthes und seine seltsamen Schicksale geleitet, in dialogischer Form über die Vergänglichkeit aller Genüsse des Menschen. Seine feurige Phantasie drang in alle denkbaren Verhältnisse des Lebens ein, faßte sie in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit auf, und schilderte die Unbeständigkeit derselben in einem so wehmüthigen und dennoch so treffenden Tone, daß man bei Durchlesung seiner philosophischen Schriften von den traurigsten Gefühlen ergriffen wird. Selbst die Liebe, welche dem Schwunge seiner dichterischen Phantasie eine so edle Richtung gegeben hatte, verdammt er in seinen philosophischen Werken, wo er dem Menschen die Tugenden der Stoiker als allein befriedigend anpreist.

Gleichzeitig mit Petrarca trat B o c c a c c i o als Dichter und Beförderer der classischen Litteratur auf, wo er durch seine bessere Kenntniß der Griechischen Sprache die Griechischen Musen in Italien noch gemeinverständlicher machen konnte als Petrarca. Aber vorzüglich gedieh das Studium der classischen Litteratur durch die Begünstigung der Italienischen Fürsten und Großen, welche je länger je mehr dafür eingenommen wurden, unter andern König Robert von Neapel, und Johann Galeazzo, Herzog von Mayland aus dem Hause Visconti. Auch die Republiken, in welchen theils ein weitläufiger Handelsverkehr, theils ächte Bürgerfreiheit die Aufklärung beförderten, fingen an sich für jene

Quellen des Lichts eifrig zu bemühen. Dabei führten nun die Umstände immer mehrere Griechen nach Italien, welche daselbst mit dem größten Enthusiasmus aufgenommen wurden, und bald berühmte Zöglinge bildeten. So lehrte Manuel Chrysolorus zu Florenz und Ticino, und bildete als Schüler den Leonhard Aretinus, Philelphus Guarinus, Poggius und andere mehr. Außer den Medicis zu Florenz zeichnete sich noch Papst Nicolaus V. durch die Huld aus, welche er während seiner in die Jahre um die Eroberung Constantinopels fallende Regierung den Wissenschaften und ihren Griechischen Bearbeitern schenkte.

So wie überall drehte sich auch in Griechenland das Studium der Philosophie um das Platonische und Aristotelische System, in welchen man die Ergebnisse alles möglichen geistigen Forschens enthalten glaubte. Bald war es ein Versuch, beide Systeme zu vereinigen, aber häufiger Wettstreit zwischen denselben, welcher die vorzüglichsten Denker beschäftigte. Unter diesen Umständen wurde die Griechische Philosophie nach Italien versetzt. Hier fand sie das Aristotelische System seit Jahrhunderten gleichsam eingewurzelt, und die Platonischen Lehren mußten sich, wenn sie Eingang finden wollten, denselben so zu sagen erkämpfen. Beide Parteien thaten daher sogleich das möglichste, ihren Systemen in Italien eine dauernde Herrschaft zu erwerben. Da aber die Griechische Gelehrsamkeit den Zutritt zu den Quellen selbst eröffnete, so bot sich hier die beste Gelegenheit dar, den Kampf wieder gründlich zu erneuern. Die Aristotelische Philosophie hatte für sich neben der langen Gewohnheit die Gründlichkeit, Klarheit, und neben folgerechter Bestimmtheit des Ganzen ihren Umfang und die Masse der darin enthaltenen, seit ihrem Stifter wenig vermehrten Realkenntnisse, die Platonische hingegen die Neuheit, das Treffliche der Darstellung und den erhabenen, Herz und Phantasie weit mehr anziehenden Gedankenschwung seines Urhebers. Vereinigung war bei einem so verschiedenen Geiste der Systeme unmöglich, und bald begann der Kampf mit frischer Kraft. Georg Gemistus mit dem Zunamen Pletho (ein geborner Constantinopolitaner, der aus seinem Vaterlande verbannt wurde, und nach Italien floh) erneuerte den Kampf zuerst am

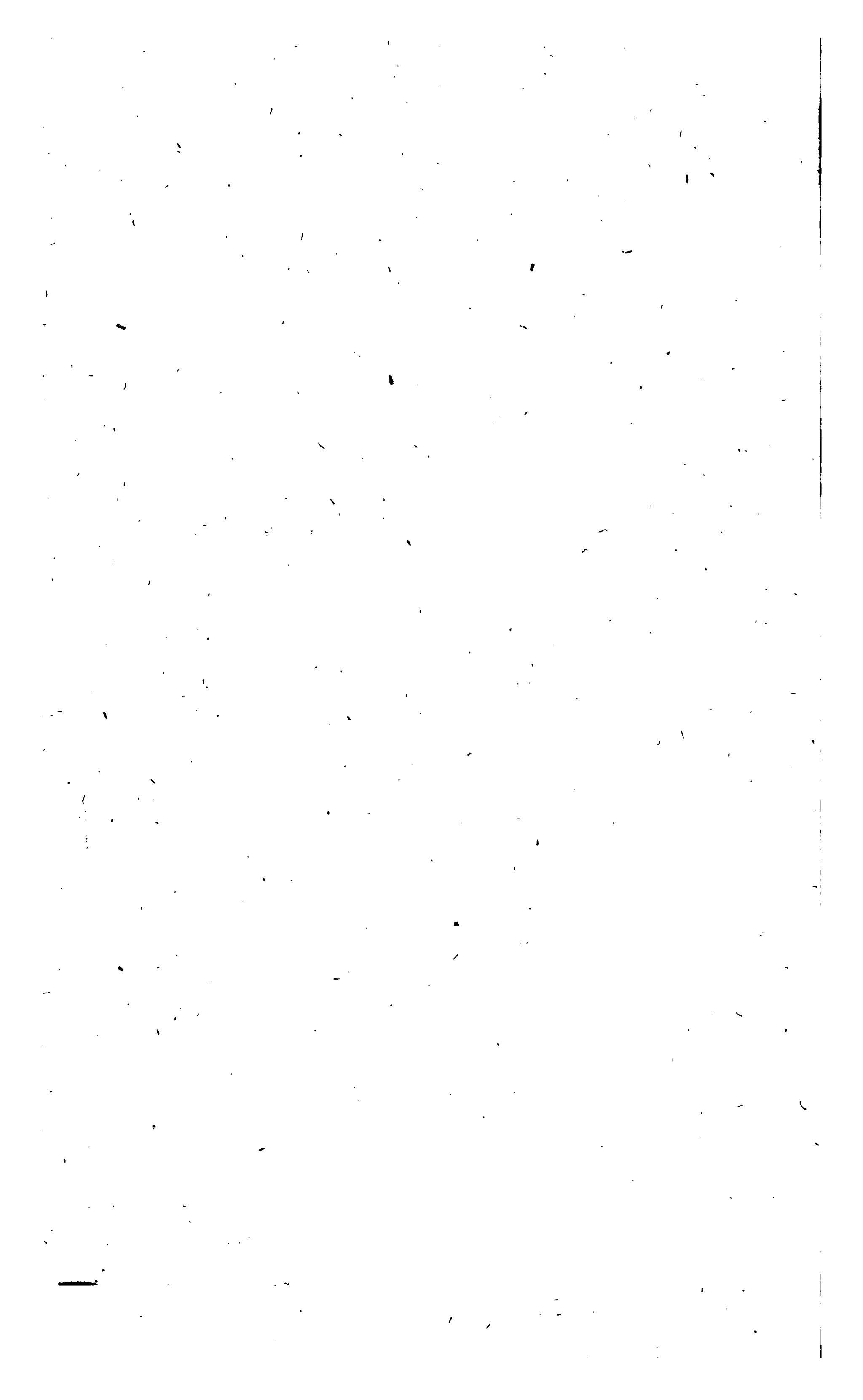
Ende der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts durch eine Schrift über den Unterschied der Platonischen und Aristotelischen Philosophie, zu Gunsten des Plato. Gemistus faßte die Platonische Philosophie im Sinne der Alexandriner auf, und vermischte sie noch mit angeblichen Zoroastrischen Grundsätzen. In seinem Werke περὶ νομοθεσίας ἢ περὶ νόμων entwickelte er eine Theologie nach Zoroastrischen und Platonischen Grundsätzen, ertheilte den darin aufgestellten Göttern die alt-Griechischen Namen, und verband diese Theologie mit einer Moral im Geiste der Stoiker und einer Politik, welche der des Plato nicht unähnlich war. Hiedurch zog er sich den allgemeinen Vorwurf einer Vorliebe für die heidnische Religion vor der christlichen zu, welcher, insofern er jene mit seinen Idealen dem Plato und Zoroaster übereinstimmender fand, nicht ungegründet war, und ihn den heftigsten Verfolgungen von Seiten der Geistlichkeit aussetzte.

Pletho's Schüler Bessarion aus Trapezunt war wegen seiner ausgezeichneten Gelehrsamkeit im Jahr 1436 zum Erzbischof von Nicäa erhoben worden. Durch sein Bestreben, die Griechische und Lateinische Kirche zu vereinen, dem Griechischen Clerus verhaßt, mußte er sich nach Italien zurückziehen, und erhielt vom Papst Eugen IV. den Cardinalshut und von dessen Nachfolger Nicolaus V. ein Bisthum. Seitdem stand er immer in großem Ansehen am päpstlichen Hofe, wo er in wichtigen Gesandtschaften gebraucht wurde, und fand besonders Gelegenheit, seinen flüchtigen Landsleuten und der Sache der Griechischen Cultur außerordentlich nützlich zu werden, bis er endlich 1471 starb. Wie sein Lehrer war Bessarion ein eifriger Anhänger Plato's, welchen er jedoch mit weniger Heftigkeit, größerer Würdigung des Aristoteles und mehrerer Schonung der christlichen Dogmatik als jener vertheidigte. Vorzüglich suchte er den Georg von Trapezunt, welcher auf Veranlassung von Pletho's Schrift über diesen Gegenstand sehr heftig gegen Plato geschrieben hatte, zu widerlegen, worauf sich zwei seiner Werke: adversus calumniatorem Platonis, und das correctorium interpretationis librorum Platonis de legibus a Georgio trapezuntio compositae beziehen. Seinem sanften und liebevollen Charakter gemäß

wollte er auch die Platonische Philosophie mit der Aristotelischen versöhnen, welches ihm aber eben so wenig gelang, als die Vereinigung der Lateinischen und Griechischen Kirche. Ueberhaupt hatte er eine Ahnung von der Nothwendigkeit einer freiern Forschung, und tadelte das blinde Nachbeten jener beiden berühmten Lehrer des Alterthums. Durch die Wiederbelebung des classischen Studiums, vermittelst dessen die gesammten Ergebnisse der geistreichen und tiefsinnigen Forschungen der alten Meister von neuem zu Tage gefördert wurden, war indessen eine neue Grundlage gegeben, auf welcher der befreite philosophische Geist wieder auf eigenthümlichem Wege Selbstständiges erringen mochte.

Vierzehntes Buch.

Religions- und Kirchengeschichte.



I. Capitel.

Ursprung der christlichen Lehre.

Das Forschen nach Wahrheit und einem obersten Grundsatze, wovon Alles abgeleitet werde, das Streben nach einem höchsten und letzten Gut, welches die Sehnsucht des in uns wohnenden Göttlichen befriedige, ist den Bedürfnissen der menschlichen Vernunft und den edelsten Trieben unsers Herzens gleich angemessen. Aber die menschliche Vernunft ist beschränkt, und nur Wenigen ist jene Geisteskraft und unermüdliche Thätigkeit beschieden, welche durch die wunderbaren Gesetze der Natur und die oft so verwirrten Gänge der Speculation alles dasjenige zu erreichen vermag, was in ihren Schranken erreichbar ist. Daher sorgte die Vorsehung höchst väterlich für den Menschen, wenn sie ihn den unauflösbaren Zweifeln der streitenden Vernunft entriß, und durch das göttliche Geschenk des Glaubens mit sich selbst versöhnte. Der Glaube, welcher mit dem innersten geistigen Seyn des Menschen zusammenhängt, und der Natur der Dinge nach aus einem Leben, welches sich so sehr als vorübergehende Erscheinung bewährt, wie das unsrige, nicht verdrängt werden kann, veranlaßte die Stiftung von Religionen, in welchen dasjenige, was der Mensch als sein Höchstes und Heiligstes ahnet, bestimmt und fest in gewissen Formen als Lehre aufgestellt, und als heilige untrügliche Wahrheit verehrt wurde. Allein in den Jugendzeiten der menschlichen Cultur waren die verschiedenen Stämme durch den gegenseitigen Einfluß der geographischen Lage der von ihnen bewohnten Länder, Sprachen, Sitten und verschiedenartigen Schicksale so getrennt, daß ihre innere Entwicklung natürlich einen sehr verschiedenen, diesen Wechselwirkungen an-

gemessenen, und nur in sehr wenigen von der menschlichen Natur selbst ausgehenden Richtungen übereinstimmenden Gang nahm. Auf dieser ersten Bildungsstufe der Völker, wo diese letztern durch gemeinsame Sprache, gemeinsame von Voreltern ererbte Einrichtungen und gemeinsame Schicksale auf ihr Daseyn als Völker aufmerksam gemacht wurden, hatten diese nähern und für den Horizont ihrer Gedanken dennoch sehr erhabenen Begriffe eine wo nicht größere dennoch ungleich nähere Wichtigkeit, als die überirdischen der Religion. Daher wurde bei ihnen Volk und Staat die erste Idee, der sich religiöse Gefühle und Meinungen anschlossen und unter ihrem Einflusse ausgebildet wurden, unter welchen sie lange blieben, ohne sich zu einer unabhängigen Gestaltung zu erheben, bis die wieder sinkende Volkskraft der Entwicklung höherer Ansichten Raum ließ. Indessen waren selbst in diesem Zustande der politische Geist, die Vernunft und der Glaube nicht immer in jenem ruhigen Gleichgewicht geblieben, in welchem sie die einmal bestehende Einrichtung der Völker oder die Neigung und das Interesse ihrer Lenker zu erhalten schienen. Kräftige Geister hatten ihre Uebermacht über den gemeinen Haufen gefühlt, auch wenn sie das Schicksal in wenig bedeutende äußere Verhältnisse gesetzt hatte. Je nachdem das Gefühl oder der eindringende Verstand bei ihnen überwog, wußten sie in ihren Mitbürgern das oft verheerende Feuer der Begeisteruug für einen neuen Glauben zu erwecken, oder durch rastlose Forschungen im Gebiete der Vernunft das sanftere aber desto dauerndere Licht der Aufklärung zu verbreiten. Seitdem einmal neue, von den bisher fest angenommenen Begriffen ganz verschiedene Ideen aufkamen, und es sich bei freier, näherer Untersuchung zeigte, daß man durch sie dem Wege zur Wahrheit wenigstens näher gekommen war, blieben Vernunft und Religionen im Zwiespalt, und die erstere nahm von nun an einen freien Gang, weil sie sich ihrer selbst bewußt der letztern nicht blindlings unterwerfen konnte.

Besonders wurde dieser Kampf in Griechenland bedeutend, wo geographische Lage und Gestalt, Klima und außerordentliche Schicksale die schönsten Blüthen des menschlichen Geistes erweckt

hatten. Hier war die Religion ein mannigfaltiges Gewebe von ursprünglichem Volksglauben, Vernunft und poetischer Phantasie, welches durch Aufstellung von unzähligen Göttern alle Regungen der Sinnlichkeit, des Gefühls und der Vernunft vorzüglich für geistige und körperliche Schönheit und Kraft zu befriedigen suchte. Zwar gab es in Griechenland viele Männer, welche diese sinnlichen Vorstellungen ungern in die überirdischen Begriffe des Menschen übergehen sahen, und sich selbst auf eine hinreichende Stufe geistiger Bildung gehoben hatten, um derselben nicht mehr zu bedürfen. Aber so lange das öffentliche Wesen noch kräftig genug fortblühte, die mit ihm eng verflochtene Religion zu schützen, durften diese Männer mit ihrer Meinung nie öffentlich auftreten, wenn sie sich nicht freiwillig als Opfer derselben darstellen wollten, und auserwählte Schüler bewahrten allein die Grundsätze der Lehrer bald rein, bald durch eigene Ansichten verbessert oder verfälscht, als ein verborgenes Heiligthum der Nachwelt.

Indessen war allmählig die Zeit herangerückt, wo die verschiedenen Stämme der Erdenbewohner, schon im Einzelnen höher gebildet durch den Untergang der alten Völkereinrichtungen und der damit verbundenen Begriffe, in nähere Verbindungen treten sollten. Die alten Staaten sanken zusammen, Eroberer verschlangen ganze Reiche und Völker, und diese Vielherrscher begünstigten als Todfeinde einer volksthümlichen Cultur eine mehr allgemein menschliche Bildung. Jetzt wagten es jene Denker und Gelehrten, deren Geist und Bemühungen schon lange die Gränzen einer Volksreligion überschritten hatten, ihr Haupt emporzuheben und die Welt mit den Ergebnissen ihrer Forschungen bekannt zu machen. Unter diesen Umständen kam die Griechische Cultur auf Römischen Boden um die Zeit, als Rom seine schönste Blüthe erreicht hatte, und für das zukünftige Kaiserreich, welches sich über die ganze Welt verbreiten sollte, ein anderer Geist nöthig schien, als der, welcher einen Camillus, Cincinnatus, Fabricius, Regulus, die Fabier und die Scipionen hervorgebracht hatte. Rom erhielt seine Götterlehre und die Formen, in welchen es seine Götter verehrte, aus dem benachbarten Hetrurien.

Seine Religion war noch inniger mit dem gemeinen Wesen verbunden als die Griechische, und seit dem Untergang der königlichen Gewalt waren seine Götter und sein Priesterthum jener feste Mittelpunct im Staat geworden, welcher troz den innern Zwisten seiner Bürger, troz dem Porsenna, Brennus, Pyrrhus und Hannibal, ja selbst troz dem langen und verderblichen Kampfe zwischen Herrscherlosigkeit und Willkühr, Römischen Sinn und Römische Herrschaft bis auf die Cäsarn erhielt. Als aber der Freiheitsgeist der Römer so geschwächt war, daß ein Ehrgeiziger ohne Scheu vor der Eifersucht seiner Mitbürger und der Strafe der schüzenden Götter seiner Vaterstadt nach unabhängiger Herrschaft streben, und seinen Zweck erreichen konnte, da sank das Ansehen der Götter in eben dem Maße, wie die Menschen die Achtung vor sich selbst verloren, nicht so sehr weil durch die Fortschritte der Weisen im Gebiete der Philosophie den Menschen ein neues Licht aufgegangen war, als weil die Erbärmlichkeit des Lebens sie des würdigen Begriffs reiner, göttlicher, allgewaltiger Wesen unfähig machte.

Am Ende des siebenten Jahrhunderts ihrer Stadt bemächtigten sich die Römer eines Landes, dessen Bewohner sich seit uralten Zeiten durch eine eigenthümliche priesterliche Verfassung, durch den Glauben an den höchsten einzigen Gott, dem sie jedoch eine besondre Vorliebe für ihr Volk zuschrieben, und durch eine strenge Abgeschlossenheit von allen andern Völkern und Nachbarn auszeichnete, nämlich Palästinas. Durch Trennung, Verfall des Gemeingeistes, Vernachlässigung der Gesetze und der Religion, deren Geist das Wesen des Staats ausmachte, war das jüdische Reich vor mehrern Jahrhunderten zuerst in seinem israelitischen, dann auch in seinem jüdäischen Theile zu Grunde gegangen, und die Völker desselben ins Land der Sieger abgeführt, theils nach Aegypten und andern Ländern zerstreut, die Wiedergestaltung eines jüdischen Staats aber erst 70 Jahre nach dem Untergang des Königreichs Juda durch Cyrus gestattet worden. Zwar hatte die Mehrzahl der Juden sich standhaft gegen gewaltsame Angriffe auf ihre Religion vertheidigt und in der Hauptsache das Gesetz der Väter treu bewahrt; aber den-

noch konnten sie sich während dieses Zusammenlebens mit andern Völkern nicht vor einem höchst wichtigen Einflusse bewahren, den die religiösen und philosophischen Begriffe der Morgenländer, besonders die Lehre Zoroasters auf ihren alten Glauben übte, und von nun an ihrer Lehre einen ganz neuen Anstrich gab, der in ihren spätern heiligen Büchern nicht zu verkennen ist. So kamen der Begriff des Lichts als des Höchsten, die Annahme zweier entgegengesetzten Principien, des Guten und des Bösen (Ormuzd und Ahriman), die dämonische Hierarchie, welche mit beiden verbunden ist, die Lehren von einer bestimmten Epoche der Dauer der Welt, einem künftigen Leben, der Auferweckung der Todten, einem feierlichen Weltgericht und künftigen Belohnungen und Strafen im Himmel und in der Hölle in die neuere jüdische Philosophie und Religion, von denen man in ihrem ältern, in ihren frühern Schriften entwickelten Glauben keine Spur findet. Seit seinem ersten Untergang erwuchs der jüdische Staat nie mehr zu jener selbstständigen Kraft, welche dem Leben eines Volkes Werth giebt, und seine Bürger an den heimischen Boden fesselt. Viele Juden blieben in fremden Ländern, und wurden durch die gränzenlosen Verwirrungen, denen jetzt Palästina öfters preis gegeben war, auf keine Weise angelockt, dahin zurückzukehren. Zwar blieb auch von ihnen die Mehrzahl, wenn auch bisweilen unter bittern Verfolgungen, den alten religiösen Grundsätzen, besonders aber den von Moses verordneten Formen, insofern sie mit dem Aufenthalt in einem fremden Lande verträglich waren, getreu, und erhielten durch Wallfahrten, Geschenke an den Tempel zu Jerusalem, Verwandtschaften u. s. w. beständige Gemeinschaft mit dem Stammlande und den uralten Heiligthümern ihres Volks. Aber eben so wenig als sich ihre zu Babel gefangenen Brüder von der Lehre Zehrduschts und anderer morgenländischen Weisen frei erhalten hatten, eben so wenig blieben die Religionsbegriffe der in Aegypten, Kleinasien u. s. w. zerstreuten Juden unvermischt von Griechischen und Aegyptischen Ansichten, welche durch sie nach Palästina kamen und sich hier mit der morgenländischen Philosophie vereinigten, der alten jüdischen Religion

eine neue, von der ältern wesentlich verschiedene Deutung und Gestalt zu geben. Diese mannigfaltigen Begriffe des Auslandes wurden von den Juden auf sehr verschiedene Art aufgenommen, je nachdem höhere Bildung oder Stimmung des Gemüths die Einzelnen für diese oder jene Lehre empfänglicher machten. Je mehr indessen durch innere Zerrüttung und den Druck der Umstände von außen das öffentliche Staatsleben an Bedeutung verlor, desto wichtiger wurden den Einzelnen solche Gegenstände, die ihrer Natur nach über den Wechsel der Schicksale erhaben, den Menschen aus den Drangsalen oder dem Ueberdruß der Verhältnisse des Lebens in höhere Regionen einführten, in deren Anschauung er das Unglück des Tages vergaß, und durch keinen fremden Zwang wie in seinen bürgerlichen Handlungen gestört wurde. So entstanden allmählig die Secten der Pharisäer, Sadducäer, Essener und Therapeuten, deren Meinungen in der Geschichte der Philosophie entwickelt sind, und die auf die damalige geistige Bildung der Juden einen unendlich wichtigen Einfluß hatten, dessen Wirkung selbst auf die Urzeiten des Christenthums nicht zu läugnen ist. Nur ein Punct hatte sich aus den ältesten Ueberlieferungen alle Zeitalter hindurch oft wie ein leuchtender Stern in dunkler Nacht während der mannigfaltigsten und traurigsten Schicksale des jüdischen Volks bewahrt, und gerade während der härtesten Prüfungen die bedrängten Herzen aufrecht erhalten: nämlich der Glaube an einen Messias, einen Retter und Wiederhersteller des jüdischen Staats und des jüdischen Glaubens in ihrem vollen Glanze, seine Siege über die Nichtjuden und die Gründung einer jüdischen Weltherrschaft unter der Leitung Gottes. Nie war dieser Glaube reger und lebendiger, als seit der Unterdrückung des jüdischen Volks durch die Römer; denn diese hatten ihnen zwar gewisse beliebte Formen gelassen, aber sich die Leitung derselben so angemaßt, und den Eroberten so wenig freien Spielraum übrig gelassen, daß ihnen dieses Joch immer unausstehlicher ward, und sie sich bisweilen verzweifelnd aber nie mit Erfolg gegen ihre Bedrücker erhoben, und durch diese mislungenen Versuche ihre Lage nur noch verschlimmerten.

Aber wenn auch der große Haufe des jüdischen Volks, dem eine politische Umgestaltung der Dinge und eine irdische Weltherrschaft der Juden wichtiger und erwünschter schien, als das ausgedehnteste Ansehen im Gebiete der geistigen Bildung, der Lehre vom Messias eine weltliche Deutung gab, so suchten doch viele Juden, welche mehr Sinn für eine religiöse Anschauung Gottes und eine fortschreitende Veredlung der sittlichen Bildung hatten, in diesem uralten Glauben die Befriedigung ihrer höheren geistigen Erwartungen. So predigte Johannes in der Wüste die nahe Erscheinung eines Messias, der das Reich Gottes auf Erden wiederherstellen würde, und auf dessen Ankunft man sich durch Buße und Besserung vorbereiten sollte. Während er diese Lehre mit dem größten Beifall verkündete, und ihn das Volk zu Tausenden mit Entzücken und Begeisterung anhörte, erschien Jesus von Nazareth, den er sogleich für den von Gott gesandten Messias erkannte, und ihm auf sein Begehren durch die Taufe die Weihe zum heiligen Lehramt ertheilte. Jesus Christus trat als von einer Jungfrau Maria, deren Mann Joseph aus dem Stamme Davids war, geborner und von ihr durch die Kraft des heiligen Geistes empfangener Sohn Gottes auf, und bezog alle Weissagungen der Propheten vom Messias auf sich. Das Volk glaubte ihm gerne, denn seine Erscheinung schmeichelte den süßesten Hoffnungen; vorzüglich überließ sich ihm eine kleine Anzahl Menschen, die sich seine Jünger nannten, gänzlich, und aus ihnen wählte er zwölf zu besondern Vertrauten und Verkündern seiner Lehre aus, die man seitdem Apostel nannte.

Allein bald zeigte sich, daß Jesus mit seiner Lehre ganz andere Zwecke hatte, als der größte Theil des jüdischen Volks, ja selbst seine vertrautesten Schüler der alten Volksüberlieferung gemäß es gewähnt hatten. Weit entfernt die Wiederherstellung des jüdischen Staats- und Religionswesens und eine ausschließliche Herrschaft der Juden über die andern Völker begründen zu wollen, suchte Christus alle Menschenstämme der gesammten Welt durch eine Lehre voll der reinsten Humanität und der erhabensten Begriffe von Gott zu verbinden. Eben so wie die

gnostischen Philosophen seiner Zeit und seines Landes wollte er dem alten mosaischen Gesetz nicht geradezu widersprechen oder es ganz aufheben, nur sollte es von einem ganz neuen Geiste belebt werden, der aus der Volksreligion eine Menschenreligion und aus dem leeren Ceremoniendienste eine richtige Würdigung Gottes und des Lebens im Geist und in der Wahrheit machen würde. Zum Sinnbilde der reinen Sittlichkeit, der man sich vom Augenblicke der Bekennung seiner Lehre an befleißen wollte, nahm Christus das Eintauchen des Körpers in Wasser oder die Taufe an, welche bei den Religions- und Sittenlehrern des Morgenlandes gebräuchlich war, und welche vorzüglich Johannes geübt hatte. Liebe des Nächsten war das Grundgesetz seiner Lehre, durch dessen Befolgung der Mensch allein den Zweck seines Lebens erfüllen könnte. Das irdische Daseyn war in enger Beziehung mit einem künftigen Zustande, zu welchem man aus dem Grabe wieder erweckt, und in demselben den Lohn seines irdischen Treibens erhalten sollte. Zum Gottesdienst waren weder Zeit, noch Ort, noch irgend bestimmte Formen nothwendig, sondern eine reine Erkenntniß und ein gläubiges Herz überall und zu jeder Zeit Gott gefällig. Auch kein Volk, keine bisherige Glaubenslehre sollte länger den ausschließlichen Schutz des Allvaters der Menschen genießen, sondern alle Völker, die Bekenner aller Religionen, alle Stände und Alter in die Gemeinschaft des Herrn aufgenommen werden. Diese Lehre predigend zog Jesus drei Jahre lang von seinen Jüngern begleitet im Lande umher. Ueberall nahm das Volk dieselbe mit großem Beifall auf, obschon es sie nicht überall deutlich faßte, und besonders den Begriff eines Weltherrschers von dem des Messias nicht trennen konnte. Je mehr aber die Lehre Christi das Volk und diejenigen unter den Juden, die eines reinern, erhabenern Gefühles fähig waren, gewann, desto weniger gefiel sie den Priestern und denjenigen, welche durch ein besonderes weltliches oder geistiges Interesse an die Beibehaltung des alten jüdischen Staats- und Religionswesens gefesselt waren. Den Bedürfnissen und dem Glauben der Zeit, ja dem Beispiel aller übrigen Propheten gemäß bewährte Christus seinen höhern Beruf durch

Wunder oder Handlungen, die außer dem Gebiete der Natur durch keine menschliche Kunst, sondern nur durch Anwendung übermenschlicher Kräfte vollbracht werden konnten. Nichts desto weniger behielten alle diese außerordentlichen Handlungen Christi, weit entfernt von jenen oft verderblichen und grausamen Störungen der Natur, die andern Propheten oder mit dem Geisterreiche in Verbindung geglaubten Menschen zugeschrieben werden, ganz das Gepräge seiner wohlthätigen, nur Bruderliebe und Menschenglück athmenden, rein humanen Lehre, welche in den Augen besserer Menschen weit lebendiger für seine göttliche Abkunft sprach, als die unbegreiflichsten Wunder, die er in Gegenwart der staunenden Menge verrichtete. Aber eben diese Reinheit seiner Grundsätze, welche den Begriffen und dem Glauben, auf welche sich das religiöse und politische Gebäude des Judenthums stützte, in vielen Puncten geradezu widersprach, mußten den Unwillen der jüdischen Machthaber eben so sehr erregen, als den Eindruck seiner Lehren und Wunder auf das Volk und den Glauben desselben an ihn als an den verheißenen Messias. Denn wenn sie auch die alte Sehnsucht und Erwartung eines weltlichen Erlösers und Herrschers theils selbst theilten, theils ihnen dieselbe zur Beibehaltung eines guten Geistes unter der Menge und Anhänglichkeit an das öffentliche Wesen nützlich schien, so konnte ihnen doch die wirkliche Erscheinung eines solchen Messias, in dessen Hände sie ihre Gewalt hätten niederlegen müssen, keineswegs angenehm seyn, und man darf sich nicht verwundern, daß sie dieselbe so lange als möglich in Zweifel zogen, die Person, welche diesen Glauben erweckte, verfolgten, und durch deren Untergang ihren Einfluß zu befestigen suchten. Jesus hatte das Schicksal, welches man ihm zu Jerusalem bereitete, vorgesehen und seinen Schülern, welche ihn indessen bei ihren einmal angenommenen Begriffen nicht verstehen wollten, verkündigt; aber dessenungeachtet suchte er sich demselben nicht zu entziehen, sondern ging ihm, der Nothwendigkeit desselben in seiner Bestimmung bewußt, unerschrocken entgegen ohne Trotz und ohne Schwachheit. Durch die Falschheit und Geldgier eines Nichtswürdigen verrathen fiel Christus in die Hände seiner

Gegner und wurde von denselben vor ein Gericht gezogen, wo sein Schicksal beschlossen war, ehe die Untersuchung begonnen hatte. Christus that nichts, um sich aus ihren Banden zu befreien, und behauptete vor diesen feindseligen Richtern seine göttliche Abkunft eben so standhaft, als er es in Gegenwart seiner gläubigsten Zuhörer gethan hatte. Er wurde zum Tode verurtheilt, und seine Feinde, welche nun auch einen beträchtlichen Theil des in Jerusalem zum Paschafeste versammelten Volkes wider ihn aufzubringen wußten, fanden an dem schwachen und argwöhnischen Römischen Statthalter Pilatus einen Mitschuldigen, der den Gerechten ihrem Willen überließ. Ohne Murren gegen Gott und ohne Fluch gegen seine Feinde litt Jesus die grausamste Behandlung und den schmählichsten und martervollsten Tod. Selbst in seinen letzten Augenblicken bewährte er noch seinen erhabenen Sinn durch sein Gebet für seine Verfolger. Gränzenlos war hingegen die Betrübniß seiner Anhänger, deren Hoffnungen verschwanden, und die dem bittersten Hohne ihrer Gegner preis gegeben waren. Aber nach drei Tagen schon überwand Christus nach dem einstimmigen Zeugniß seiner Jünger die Fesseln des Grabes, wie er es verkündet hatte, weilte noch vierzig Tage unter seinen Gläubigen auf Erden, und kehrte dann vor ihren Augen in das Reich der Herrlichkeiten zurück, welche er nur um des Heils der Menschen willen verlassen hatte.

II. Capitel.

Von Christi Tod bis auf die Kirchenversammlung zu Nicäa im Jahr 325.

Christi vertrauteste Schüler, seine Apostel oder Botschafter waren alle Juden, ihr Lehrer hatte das alte mosaische Gesetz nie aufgehoben, und sie selbst in demselben erzogen, ihre Vorliebe dafür nicht abgelegt. Daher verkündigten sie die beglückende Lehre vorzüglich gern ihren Landsleuten, mit deren Glauben an den Messias sie sich auch am leichtesten zu vereinigen schien. Viele Juden glaubten nun an die Erscheinung des Messias und wurden von der Wahrheit seiner Sendung überzeugt, ohne dem alten Glauben, den alten Sitten und religiösen Gebräuchen, ohne selbst vielen Nationalvorurtheilen, welche dem eigentlichen Geiste des Christenthums durchaus entgegengesetzt waren, den Gehorsam aufzukünden. Allein die Verschiedenheit ihres Glaubens in Ansehung der wichtigen Lehre vom Messias war dennoch in den Augen eines geistig beschränkten und äußerst unduldsamen Volkes hinreichend, ihnen von Seiten derjenigen ihrer Landsleute, welche mit ihnen über die Erscheinung des Messias verschiedener Meinung waren, den bittersten Haß und die heftigsten Verfolgungen zuzuziehen. Diese Verfolgungen brachten endlich die Apostel, vorzüglich aber den Paulus, der durch seine Talente, seine Kenntnisse, sein Römisches Bürgerrecht u. s. w. mehr als irgend einer geeignet war, das Christenthum den gebildetern Heiden vorzutragen, dahin, sich nicht länger auf ihre Landsleute und ehemaligen Glaubensgenossen zu beschränken, sondern die Religion des Messias nach dem Sinne ihres Stifters allen Völkern ohne Rücksicht auf ihren frühern Glauben zu predigen. Antiochien, wo der Name Christen aufkam, war der

erste Sitz einer solchen Gemeinde, die aus Juden und Heiden gemischt entstanden war. Allein trotz der alles versöhnenden Lehre des Christenthums trugen äußere und innere Verhältnisse dazu bei, die beiden Grundstoffe, welche das neue Ganze gebildet hatten, selbst in dieser Vereinigung in der gespanntesten Trennung zu erhalten. Bald wurden die Christen wegen ihrer besondern Meinung von den Juden und auf das Anstiften derselben von den Römern beunruhigt, bald wurden sie von diesen letztern in den allgemeinen Maßregeln gegen die Juden begriffen, von welchen sie nach den Ansichten der Römer nur eine Secte ausmachten. Dazu kam der Umstand, daß die jüdischen und heidnischen Christen bei ihrer Annahme des christlichen Glaubens viele frühere Ansichten und Vorurtheile nicht abgelegt hatten, und besonders die erstern auf eine strenge Befolgung des mosaischen Gesetzes hielten, um derentwillen die letztern der Religion Christi nicht beigetreten waren, und zu der sie sich schlechterdings nicht bequemen wollten. Paul und Barnabas hatten viel mit diesem Streite zu schaffen, der endlich von der Stammgemeinde zu Jerusalem aus dahin entschieden wurde, daß die Heiden von der Beobachtung des jüdischen Gesetzes befreit bleiben, jedoch bei Mahlzeiten und feierlichen Gelegenheiten den Juden durch keine heidnischen Greuel Aergerniß geben sollten. Allein es lag in der Natur der so verschiedenartigen Grundstoffe, daß hiedurch nicht auf einmal alle Zwietracht gehoben werden konnte. Dennoch verbreitete sich das Christenthum, als es einmal in Antiochien gegründet war, sehr schnell vermittelst der Griechischen Cultur durch die Länder, wo diese galt, und bildete sich vorzüglich nach ihrem damaligen Zustande. In Aegypten, Kleinasien und dem eigentlichen Griechenland wurde die neue Lehre begierig aufgenommen, und sogar in die Hauptstadt des Römischen Reichs verpflanzt. So wie die Juden das alte mosaische System in die neue christliche Lehre hinübertrugen, so erfüllten es die Griechen mit den Ideen des damals bei ihnen herrschenden neuen Platonismus, und weil sie durch ihre Bildung das Licht der Kirche waren, so blieb ihre Ansicht vorherrschend, und die gebildetsten Lehrer des Christen-

thums mußten sich dieselben anpassen, um ihrer Lehre Eingang zu verschaffen. Seitdem die Religion des Messias die Gränzen des Judenthums überschritten, sich unter den Heiden verbreitet hatte und mit der jüdischen in offenbaren Widerspruch gerathen war, trat für die Gläubigen der neuen Lehre die Nothwendigkeit neuer gesellschaftlicher Einrichtungen ein, worüber von ihrem Stifter, der sich von der alten Religion nicht getrennt hatte, durchaus nichts verfügt worden war. Bei der Einfachheit der Hauptlehren des Christenthums schien die einfachste Einrichtung die natürlichste, allein einerseits machte die Verschiedenheit der Verhältnisse, welche aus Ort und Zeit hervorgingen, mannigfaltige Veränderungen nöthig, andrerseits behielt die erste christliche Gemeinschaft zu Jerusalem, in welcher die Synagoge noch deutlich zu erkennen war, einen fortdauernden Einfluß auf die spätern, dem sie zum Theil ihre Gleichförmigkeit zu verdanken hatten. Nach und nach bildeten sich an den verschiedenen Orten, wo das Christenthum Zutritt gefunden hatte, christliche Vereine, welche in der Folge eine größere Ausdehnung erhielten, und sich allmählig mit einander in lebhafte Verbindung setzten. Diese einzelnen Gesellschaften hielten gemeinschaftliche Berathschlagungen über die Sache des Glaubens und die Unterstützung bedürftiger Brüder, beteten gemeinschaftlich zu Gott, und suchten sich wechselseitig zu erleuchten. Zu diesem Zwecke wählten sie Vorsteher aus den würdigsten ihrer Mitglieder, welche sowohl über das gemeinsame Interesse, als über die sämmtlichen Glieder die Aufsicht führten. Gewöhnlich nahm man bei ihrer Wahl besonders auf das Alter Rücksicht, weswegen sie bald Aelteste bald Bischöfe (Aufseher) genannt wurden. Unter ihnen waren die Diakonen (Diener), welche die geringern Geschäfte besorgten, und unter welchen sich z. B. zur Krankenpflege auch Weiber befanden. Diese Vorsteher der Gemeinden bildeten im Anfang keinen eigenen Priesterstand, doch standen sie bei ihren gläubigen Untergebenen in großem Ansehen. In allen wichtigen Umständen wurden sie um Rath gefragt, und besonders vertraute man ihnen gern die Entscheidung streitiger

Fälle unter den Glaubensgenossen, weil sie nicht anders als im Geiste des Herrn sprechen zu können schienen.

Je wichtigere Geschäfte ihnen aber mit der Sorge für die Ausbreitung der göttlichen Lehre, für die sittliche Bildung und Veredlung der Gläubigen übertragen waren, desto weniger wurden sie durch weitläufige gottesdienstliche Verrichtungen von der Erfüllung jener höhern Pflichten abgehalten. Die Mehrzahl der ursprünglichen Botschafter des Gottmenschen waren weder Philosophen, noch gelehrte jüdische Dogmatiker, und ihr einfaches Glaubensbekenntniß weder in den Formen Platonischer Schlußfolgerungen, noch in der Gestalt einer jüdischen Religionslehre abgefaßt. Die Erkenntniß des einzigen Gottes, seines Sohnes Christus und des heiligen Geistes reichte zur Aufnahme in die Gemeinschaft Jesu hin. Bei dieser Aufnahme fand die Taufe als Sinnbild der Reinigung statt. Zum Andenken an das brüderliche Mahl des Stifters mit seinen Jüngern feierten die Christen das Abendmahl, die Eucharistie, Communion, ein ewiges Denkmahl der Bruderliebe, Selbstopferung und Herrlichkeit des Heilandes. Statt des jüdischen Sabbaths, dessen Feier doch lange nicht bei allen Juden-Christen aufhörte, wurde der folgende Sonntag als Auferstehungs-Sonntag Christi von nun an Gott geweiht und zur Aufrechthaltung und Versittlichung der Gläubigen gewidmet. Neben den Predigten, Vorlesungen und Gebeten zu Gott und seinem Vertreter bei der Menschheit schlichen sich indessen einige jüdische Gebräuche, wie Fasten, Weihe der Vorgesetzten durch Handauflegung und Gebetesformeln ein, die von der Gemeinde zu Jerusalem ausgingen und sich von da allmählig bei den übrigen verbreiteten. Auch wurden nach jüdischer Sitte die Kranken mit Oel gesalbet, und von den Aeltesten bei ihrem Lager gebetet, die Todten aber, statt verbrannt zu werden, in die Erde begraben, auf daß sie wieder zu Staub würden.

Ein Ereigniß von unendlicher Wichtigkeit für die christliche Kirchengeschichte ist die Zerstörung von Jerusalem durch die Römer. Unter den Trümmern dieser Stadt und ihres prächtigen Tempels liegt die Lebenskraft des jüdischen Volks begraben, wel-

ches sich seitdem nie mehr zu einem selbstständigen Gemeinwesen erhob. Mit dem Untergange des alten Sitzes der jüdischen Priesterherrschaft und Gottesverehrung war die Hauptquelle jener zahllosen jüdischen ins Christenthum eingewanderten Begriffe versiegt, und die Blicke der Gläubigen wandten sich von dem dahin gesunkenen Judenthum ab, um sich andern neuern Eindrücken zu überlassen. Dennoch blieb der bisherige Einfluß des jüdischen Wesens auf die christliche Religion von dauernder Wirkung, obschon im Anfang nicht ohne kräftigen Widerspruch von Seiten aufgeklärterer Gegner. Bald entstanden unter den Gläubigen Christi zwei einander wesentlich entgegengesetzte Parteien, diejenige, welche in dem Geiste des Judenthums fortlebte, und die Religion in eine Anzahl bestimmter Lehrsätze eingeschlossen wissen wollte, und die freiere Griechisch-morgenländische, welche mit schwärmerischer Begeisterung nach geheimnißvollen Deutungen jagte, aber dadurch wohlthätig ward, daß sie die Rechte der Vernunft behauptete, und in der neuen Religion frisches Leben erhielt, ohne welches sie in finsterer Stockung dahin gestorben wäre. Der Apostel Petrus stand an der Spitze der ersten, die später ihren Hauptsitz zu Rom erhielt, während der gebildetere Paulus da, wo Griechische und morgenländische Cultur galt, seine freundlichere Lehre predigte, die von Alexandrien aus die Welt zur Anschauung des reinsten Lichts erheben wollte.

Je mehr es dem Geiste der damaligen Zeiten angemessen war, einzelne Puncte einer neuen, in ihrer Verfassung noch freien und biegsamen Lehre bis zur Schwärmerei zu ergründen, und durch Abweichungen sowohl in seiner innern Meinung, als in der äußern Einrichtung seines Lebens einen höhern Grad der Reinheit zu erstreben, desto häufiger wurden die Secten, welche im Gebiete des Christenthums neue eigene Gebäude zu errichten suchten, die mehr als einmal den Felsen, auf welchem die Lehre Christi gegründet war, in seinem Innersten erschütterten. Hiezu kamen noch äußere Gefahren von Seiten der weltlichen Macht des Römischen Reichs. So lange man die Christen bloß für eine philosophische Secte hielt, die dem Judenthume eine vernünftige Deutung gab, wurden sie von der Rö-

mischen Regierung gar nicht beeinträchtigt. Denn diese war dem jüdischen Wesen eben so wenig geneigt, und hatte in Rücksicht fremder Religionen und philosophischer Meinungen ein Duldungs-System angenommen, ohne welches das unermeßliche Reich bei seiner ungeheuern Ausdehnung sich längst schon selbst zerstört haben würde. Als aber nach dem politischen Untergange der Juden und schon früher die allgemein menschliche Lehre des Heilandes alle Völker ergriff, und allen Religionen auf einmal den Krieg erklärte, da schreckte die weltlichen Machthaber des Reichs ein Glaube, welcher die seit beinahe tausend Jahren dem öffentlichen Wesen einverwebte Staatsreligion umzuwerfen, und auf ihren Trümmern ein System zu errichten schien, dessen politische Wirkungen nicht zu berechnen waren. Noch hatte man die äußere Form des alten Römischen Wesens nicht ganz umgestaltet, und in den ehrwürdigen Ueberbleibseln der alten Verfassung glimmte noch hie und da ein Funke vom alten Feuer. Noch wurden von dem Römer die Tempel und Altäre der Götter des ewigen Roms mit alter Verehrung betrachtet, noch waren ihre Orakel nicht verstummt, und noch hielten es selbst die willkürlichen Herrscher der Welt für nützlich, ihr Ansehen durch den Glanz der Götter zu verherrlichen, deren schönstes Werk sie doch selbst mit frevelnder Hand täglich zerstörten. Daher fing die Römische Regierung an, gegen die Fortschritte des neuen Glaubens ganz andere, ernstere und sogar grausame Maßregeln zu ergreifen. Diese äußern und innern Gefahren veranlaßten öftere Synoden oder Zusammenkünfte von Abgeordneten der verschiedenen Gemeinden, welche gewöhnlich ihre Vorsteher oder Aeltesten dahin sandten, deren Ansehen durch die wichtigen Geschäfte, die ihnen oblagen, schnell zunahm, und die sich vermittelst dessen zum eigenen Stand erhoben, den man Clerus nannte zum Unterschiede von den übrigen Glaubensbrüdern, den Laien. Die dringende Noth, sich zu gemeinschaftlichen Maßregeln zu vereinigen, und durch Uebereinstimmung in Gehalt und Form die Verbreitung der Wahrheit zu erleichtern, stiftete unter den damaligen Christen den gesellschaftlichen Verein der katholischen Kirche, der auf diesen Versammlungen eine gewisse

Anzahl von Lehrsätzen und Gebräuchen, unter anderm die heiligen Bücher der Juden für heilig und wahr annahm, und Bezweiflung derselben für Abtrünnigkeit von der Sache der Wahrheit erklärte. Die Gemeinde zu Rom wurde die vorzüglichste Stütze der katholischen Kirche, welche, da sie mit sich selbst im Reinen war, und den aufzunehmenden Bekehrten ein bestimmtes und festes Ganzes darbieten konnte, welches den Begriffen der damaligen Zeit ein Genüge leistete, und ihre Sehnsucht nach höherer wenn auch nicht immer reiner und deutlicher Erkenntniß befriedigte, sich am schnellsten und weitläufigsten ausbreiten mußte.

So lange indessen die christ=katholische Kirche nicht Staatsreligion war, so lange sie sogar unter den meisten Kaisern den bittersten Verfolgungen ihrer Widersacher preis gegeben blieb, konnte sie sich nur einen bestimmten Vorzug, nicht aber eine ausschließliche Herrschaft nnter den Gläubigen Christi anmaßen. Es war vielmehr ganz dem Geiste der damaligen Zeit, dem Zustande der Religion und Philosophie bei den Völkern und der politischen Lage des Römischen Reichs angemessen, daß unaufhörlich neue Setten entstanden, welche in einzelnen bedeutendern oder geringern Theilen von dem bisherigen Glauben abwichen, und theils ohne Einfluß auf denselben wieder zu Grunde gingen, theils ihre Ansichten und Meinungen der größern Zahl der Christen mittheilten, und in das Wesen der christlichen Religion übertrugen. Unter den zahlreichen Secten, welche sich in dem Zeitraume vor Constantin erhoben, und unter ihren Zeitgenossen großen Anhang fanden, zeichneten sich vorzüglich die der Montanisten und die der Manichäer aus. Durch eine gänzliche Getrenntheit vom bisherigen Leben, durch Entsagungen nicht nur im Gebiete der sinnlichen Freuden, sondern auch der geistigen Genüsse, welche heidnische Bildung gewähren konnte, suchte Montanus schnell einen hohen Gipfel christlicher Seligkeit zu erreichen. Verbot der zweiten Ehe war eine Eigenthümlichkeit seiner Lehre, deren Anhänger sich strenger am alten Judenthume hielten als alle andern Bekenner des christlichen Glaubens. Verbunden mit den gnostischen Begriffen von der Reinheit und

Heiligkeit des Menschen durch eine unbefleckte Keuschheit und gänzliche Enthaltung alles fleischlichen Umgangs ging trotz dem Verfall und der Verachtung, in welche allmählig die montanische Lehre fiel, vieles in die spätere christliche Religion über, selbst von demjenigen, was man verdammt zu haben glaubte. Eben so bedeutend war der Manichäismus, welcher auf dem alten Persischen Dualismus gegründet sich vorzüglich in dem Stammlande desselben ausbreitete, und mit Verachtung auf die Quellen des Judenthums blickend ganz jenen Geist der morgenländischen Religion und Philosophie aussprach, der durch eine Stufenreihe von sittlichen Reinigungen nach der vollkommnen Anschauung des höchsten Lichts strebte.

Während in diesem Kampfe verschiedener Elemente des Christemthums unter sich und gegen eifrige Gegner des Ganzen, welchen die einen mit den Waffen der Philosophie und der rednerischen Künste, die andern bloß mit den der Ueberzeugung und der vom Himmel beglaubigten Stützen ihrer Meinung zu führen suchten, sich der Geist und die Bedeutung der christlichen Lehre zu einer größern Klarheit entwickelte, bot sich den rüstigen Verfechtern ihres Glaubens eine neue Gelegenheit dar, durch Selbstopferung das Heil desselben zu befördern, und sich aus Drangsalen und Verfolgung eine glänzendere und unvergänglichere Krone zu holen, als ihnen kein irdisches Verhältniß hätte darbieten können. Die Schule Christi, von der weltlichen Macht des Römischen Reichs schon lange mit scheelem Augen betrachtet, hatte sich nämlich jetzt ganz mit derselben entzweit, und war seit dem Kaiser Decius der Gegenstand der bittersten Verfolgungen geworden. So sehr auch Duldung und Nachgeben zum Besten der Menschheit ein Grundzug des Christenthums war, so lag es doch nicht in den damaligen Begriffen, durch die geringste Abweichung oder neue Verhüllung anstößiger Lehren die Einwilligung oder Nachsicht der Herrscher zu erkaufen. Seitdem die Gesammtheit der Sätze, welche die Stifter der katholischen Kirche als Wahrheit angenommen hatten, zu einem unzertrennlichen Ganzen geworden war, von welchem auch der geringste Theil nicht ohne Seele verderbenden Frevel abgelöst werden

konnte, ließen sich Christen nur dann zum geringsten Nachgeben bewegen, wenn sie schwach genug waren, zeitlichem Wohle die ewige Seligkeit zu opfern. Zwar fühlten nicht alle Kraft genug, die oft beinahe übermenschlichen Prüfungen auszustehen, aber die meisten wurden durch das eigene Beispiel des Gottmenschen so gestärkt, daß sie trotz derselben durch den Märtyrertod die Festigkeit ihrer Ueberzeugung besiegelten, und durch Selbstopferung den Triumph einer Idee sicherten, die die Grundkraft ihres geistigen Lebens, die edelste Blüthe ihres Daseyns geworden war.

Unter Constantin dem Großen versöhnte sich die Kirche wieder mit dem weltlichen Oberhaupte des Staats, und erhielt von ihm selbst Festigkeit in der Verfassung und Macht. Die harten Drangsale, welche die Gläubigen um ihrer Ueberzeugung willen gelitten hatten, hörten auf, aber mit ihnen nicht die Erinnerung an jene Prüfungszeit, welche Geistliche und Laien mit so ungleichem Muthe überstanden hatten. Man sah diejenigen, welche dem Strome nachgegeben, besonders die Bischöfe und Geistlichen, welche die heiligen Bücher ausgeliefert hatten, mit der Verachtung an, die zu allen Zeiten das Loos des Schwachen ist, der wider seine bessere Ueberzeugung frevelt. Ja einige der strengsten Eiferer gingen so weit, die Schande, welche jene Verräther traf, bis auf diejenigen auszudehnen, welche mit ihnen in einem nahen geistlichen Verkehr standen, besonders aber auf die, welche von ihnen die Taufe oder Priesterweihe erhalten hatten. Hierüber entstanden jetzt häufige Streitigkeiten, an welchen Constantin selbst vor seinem öffentlichen Uebertritt zur christlichen Religion Theil nahm und unter anderm zu Gunsten des Bischofs Cäcilian gegen die Donatisten, was auf einer von ihm veranlaßten Kirchenversammlung zu Arles bestätigt wurde (J. 314). Constantin gab hierauf der christ-katholischen Kirche ihre Gestaltung als abgeschlossenem Körper im Staate und die Fähigkeit, als ein solcher Rechte zu erwerben und Pflichten zu übernehmen. Constantin gab der christlichen Kirche ihr politisches körperliches Daseyn, wie ihr Jesus freilich in viel höherm Sinn das geistige Leben eingehaucht hatte.

III. Capitel.

Vom Concilium zu Nicäa bis auf Muhammed. 325 — 604.

Die Versöhnung der christlichen Kirche mit der Römischen Staatsgewalt hatte auf Form und Gehalt der erstern einen entscheidenden Einfluß. Die Religion Jesu wurde unter Constantin und seinen Nachfolgern zuerst Religion der Kaiser und dann, nach einem hartnäckigen Kampfe mit dem alten Römischen Volksglauben, auch Staatsreligion. Als solche erhielt sie wenn auch nicht durch ausschließliche Bestimmung, dennoch unter höchst bedeutender Mitwirkung der weltlichen Staatsgewalt eine Form, welche der Natur der Dinge gemäß mit der um die damalige Zeit neu aufgekommenen bürgerlichen Einrichtung die größte Uebereinstimmung hatte. Nach dem Beispiele der Oberpräfecten über Italien, Gallien, Illiricum und das Morgenland erhielten die Bischöfe der Hauptstädte Rom, Constantinopel, Antiochien, Alexandrien und Jerusalem den Vorrang vor allen andern Bischöfen des Reichs und ein bestimmtes Ansehen über die Bischöfe der Provinz. Ueberhaupt wurde jetzt das Ansehen der Geistlichen, die sich als Stand von den Laien gänzlich getrennt hatten, durch die vom Staate anerkannte Eigenschaft als wirkliche Vorgesetzte in Religionssachen unendlich erhöht, und nach und nach brachten sie es dahin, die Begriffe, welche das alte Testament über den jüdischen Priesterstand enthält, auf sich zu beziehen, und in die neue christ-katholische Religion als wichtigen Bestandtheil einzuflechten. Als neue, lebendige, in den Geist der damaligen Zeit passende und ihre Gläubigen bis zur schmerzlichsten Selbstopferung begeisternde, tröstende und für das Streben nach höherm, reinerm und unvergänglicherm Glück erquickende

Religion mußte das Christenthum, seit es des öffentlichen Schutzes genoß, bald einen vollkommenen Sieg über die nur noch matt fortlebende, von Philosophen zwar beredt und gelehrt verthei- digte, aber doch keine Märtyrer mehr hervorbringende alte heid- nische Religion davon tragen; und dieser Sieg wurde durch die vergeblichen Versuche einiger Kaiser, der letztern wieder aufzu- helfen, und das Christenthum zu verdrängen, nur noch deutli- cher und entscheidender. Dennoch geschah der Uebertritt einer großen Anzahl heidnischer Reichsbürger zur christlichen Kirche nicht sowohl aus Ueberzeugung, als vielmehr aus Nachgeben ge- gen den Strom der Zeit und weltlichen Rücksichten bei der An- nahme eines von der Staatsgewalt begünstigten Glaubens. Die- ser Umstand vereinigte sich mit dem von weltlichen und geistlichen Oberhäuptern gefühlten Bedürfniß, der katholischen Kirche jenen äußern Glanz zu geben, dessen eine neue Staatsreligion be- durfte, um dem großen Haufen jene Lücke zu ersetzen, welche der Untergang des Heidenthums ließ, und dem Volk die alten Ceremonien und mit ihnen den alten Glauben entbehrlicher zu machen. Daher gingen allmählig sowohl viele jüdische als heid- nische Gebräuche in den Gottesdienst über, denen man eine christ- liche Deutung gab, und die dem Christenthume da, wo es hö- here Einsicht nicht vermochte, einen leichten und schnellen Ein- gang verschafften. Bald fand man in den christlichen Kirchen, welche öfters aus heidnischen Tempeln entstanden, Altäre, Weih- rauch, Bilder Gottes und der Heiligen. Zum Gottesdienste ge- hörten eigene Priester-Gewänder, und bei feierlichen Gelegen- heiten wurden am hellen Tage Lichter in den Kirchen angezün- det. Der Ursprung dieser Gebräuche war nicht zu verläugnen; allein seitdem die christliche Kirche herrschend geworden war, schien jene einfache Reinheit nicht mehr nothwendig, durch die es sich in bedrängten Zeiten aufrecht erhalten hatte.

Schon in den frühesten Zeiten des Christenthums hatten die Gläubigen für alles dasjenige, was sie an die Person des Stif- ters ihrer Religion oder seiner vorzüglichsten Anhänger und Ver- kündiger seiner Lehre erinnerte, eine besondere Verehrung gezeigt. Während der heftigsten Verfolgungen, welche die Kirche unter

etlichen Kaisern auszustehen hatte, wurde die Anzahl dieser um das Christenthum höchst verdienten Menschen bedeutend vermehrt, und ihre heldenmüthige, bis zur Selbstopferung für ihre Idee getriebene Glaubensfestigkeit blieb bei ihren Nachfolgern in hochverehrtem und noch frischem, lebendigem Andenken. Als daher Constantin selbst durch eine höchsteifrige Verehrung solcher Ueberbleibsel oder Reliquien und zwar besonders des Kreuzes seinen Unterthanen das Beispiel gab, artete jene Hochachtung bei der damaligen Tendenz, die Religion Christi und das Heidenthum ins Gleichgewicht zu bringen, nur zu leicht in einen förmlichen Heiligendienst aus, wo man die Märtyrer um der Wahrheit willen als Mittler zwischen Gott und sündige Menschen setzte, und sie in den Augen des Volks, welches sich nicht unmittelbar zum höchsten Wesen zu erheben vermochte, die Stelle jener niedern Götter des Heidenthums einnehmen ließ, welche die Fassungskraft des rohern Haufens nicht überstiegen. So bildete sich neben der Hierarchie guter und böser Dämonen noch eine Stufenreihe reinerer Menschenseelen, in welcher die jungfräuliche Mutter Gottes die oberste Stelle einnahm, und deren Verehrung sich unmittelbar an die Verehrung des höchsten Gottes und des Mittlers anschloß. Bald dehnte sich bei dem allgemeinen Hange besonders der Morgenländer zur Schwärmerei dieser Glaube auch auf Kirchen, beim Gottesdienst gebräuchliche Dinge, Gräber u. s. w. aus, und Constantins Beispiel, sich in einer Kirche begraben zu lassen, heiligte zuerst einen Misbrauch, welcher sich trotz seiner ungeheuern physischen Nachtheile dennoch Jahrtausende erhielt, und zum Theil selbst gegenwärtig noch behauptet.

Vorzüglich wurden diese Schwärmereien durch das damals aufgekommene orientalische Mönchswesen erhalten und fortgepflanzt. Schon lange hatte im Morgenlande ein von der menschlichen Gesellschaft gänzlich abgezogenes Leben, wo man in der strengsten Enthaltsamkeit durch eine harte Behandlung des Körpers seinen Geist zu einer reinern Anschauung des höchsten Lichts empfänglicher zu machen glaubte, einen hohen Werth in den Augen der Menge. Das Christenthum gab diesem Wahn bloß eine andere Richtung. In der zweiten Hälfte des dritten Jahr-

hunderts führten Paul der Einsiedler und der heilige Antonius in den Wüsten Aegyptens ein solches Leben, womit sie den Ruf der Heiligkeit errangen, und der letztere besonders viele eifrige Seelen zu ähnlichen andächtigen Uebungen gewann, die unter seiner Aufsicht durch Entbehrung aller Genüsse des Lebens und in gänzlicher Trennung von der Welt eine übermenschliche Reinheit zu erlangen suchten, und in einzelnen Hütten oder Felshöhlen in der Wüste umher zerstreut schlecht gekleidet und noch schlechter genährt lebten. Pachomius, ein Schüler des Antonius, vereinigte zuerst eine Anzahl solcher Einsiedler oder Mönche unter seiner Aufsicht in einem gemeinschaftlichen Gebäude (κοινόβιον) coenobium, und gab ihnen eine Regel, der zufolge ihre Zeit zwischen Gebeten, Besorgung der Kranken und frommen Unterredungen getheilt seyn sollte. Schnell breiteten sich solche Cönobien im Morgenlande, in Aegypten, Syrien und Palästina aus; erst später kamen sie nach dem kältern Abendlande, dessen Bewohner weniger Sinn für einen solchen schwärmerischen Wandel hatten, bei welchem man auf allen wirklichen Lebensgenuß Verzicht leisten mußte. Aber nicht nur Männer, sondern das für solche überspannte Empfindungen weit reizbarere weibliche Geschlecht wurde für diesen schwärmerischen Wandel gewonnen. Jungfrauen und Wittwen weihten sich Gott, und entschlossen sich zu beständiger Keuschheit, selbst ohne öffentliche Gelübde abzulegen, oder sich dem Umgange der Welt gänzlich zu entziehen. In der Folge traten sie gleich den Männern in gemeinsame Wohnungen zusammen, und wetteiferten mit ihnen in der strengsten Befolgung eines nach ihren Begriffen unendlich reinen Wandels. Indessen würde das Mönchswesen im kältern Abendlande, besonders unter so unverdorbenen, kräftigen und thätigen Völkern wie die Deutschen nach der Eroberung des Römischen Reichs waren, schwerlich sehr überhand genommen haben, wenn ihm der große Benedict von Nursia bei der Stiftung von Montecassino nicht eine weit zweckmäßigere und mit der Natur jener Völker besser übereinstimmende Einrichtung gegeben hätte. Benedict schloß seine Mönche in ihre Klöster ein, unterwarf sie der Regierung eines Vorstehers (Vaters, Abts),

und ließ sie die Zeit, welche ihnen nach Erfüllung andächtiger Uebungen übrig blieb, mit Handarbeit, Studien und Erziehung der Jugend ausfüllen. Zur Beförderung des Gemeingeistes wies er ihnen eine einfache gleichförmige Kleidung an, und schrieb ihnen ein zwar hartes, aber der Natur doch nicht gänzlich widerstrebendes Leben vor. Seitdem die Mönche durch die Unterweisung der Jugend das Lehramt förmlich angetreten hatten, und sie durch ihre Abgesondertheit von den übrigen christlichen Gemeinden sich genöthigt fanden, selbst priesterliche Verrichtungen auszuüben, erhoben sie sich aus dem Laienstande, in welchem sie nach den bisherigen Gesetzen der Kirche geblieben waren, in den geistlichen, dessen Ansehen und Einfluß durch den Ruf ihrer Heiligkeit ein neues Gewicht erhielt. Auch trugen sie nicht wenig dazu bei, die Gewohnheit der Ehelosigkeit, welche unter dem Priesterstande schon sehr ausgebreitet war, und nach den Begriffen der Zeit zu einem vollkommenen Lebenswandel gehörte, zu heiligen, und diejenigen, welche ihr zuwider lebten, das Vertrauen des frommen Volkes zu entziehen.

Durch Constantin von äußerer Gefahr befreit hatte jetzt die christliche Religion Muße genug, auf sich selbst zurückzukommen. Die Anstrengungen, welche eifrige Christen mit der größten Selbstverläugnung gegen die Widersacher ihres Glaubens gemacht hatten, nahmen nun eine andere Richtung. Man fing an, das Wesen der christlichen Religion selbst und ihre Bestandtheile zu untersuchen. Die unerklärbare, wundervolle Natur des Gottmenschen war es vorzüglich, womit sich die Geister der gebildetern Christen beschäftigten. Man suchte sie bald aus dem alten und neuen Testament, bald aus den Schriften der Kirchenväter, bisweilen auch nach den Grundsätzen Platonischer, Aristotelischer oder gar Pythagoräischer Philosophie zu deuten. Allein je künstlicher das Gewebe solcher Abstractionen über die doppelte Natur des Messias war, je verworrener und unbefriedigender schienen die Begriffe, welche man als Endergebniß aufstellte. Daher wurde die schwierige Streitfrage in diesem Zeitraum immer von neuem der Gegenstand heftiger Zwistigkeiten und Spaltungen im Schoose der Kirche. Die erste und gefähr-

lichste von allen erregte Arius, ein Priester von Alexandrien, durch die Behauptung, daß Gott der Vater und Gott der Sohn nicht einerlei Wesens, sondern der Sohn nur die erste und edelste aller vom Vater geschaffenen Naturen, vom Vater nicht erzeugt, sondern aus nichts geschaffen sey. Diese Lehre, welche der Einheit Gottes nicht zu nahe trat, und von Christus einen weit klarern und faßlichern Begriff gab als die gewöhnlichen Erklärungen der katholischen Kirche, fand unter den aufgeklärtern Christen einen großen Anhang, welchem selbst Geistliche beitraten. Vergebens suchte Constantin den Zwist zu vermitteln; es blieb kein Mittel mehr übrig, als ihn auf einer allgemeinen (ökumenischen) Kirchenversammlung durch einen Urtheilsspruch zu entscheiden. Die Versammlung zu Nicäa war die erste dieser Art (J. 325). Hier wurde die Lehre des Arius verdammt, und als Glaubens-Artikel festgesetzt, daß Jesus Christus der Sohn Gottes aus dem Wesen des Vaters gezeugt, also nicht von ihm aus nichts geschaffen, sondern mit dem Vater gleiches Wesens (ὁμοούσιος) sey. Allein Arius und seine Anhänger ließen sich durch diese Entscheidung nicht abschrecken, sie gaben ihrer Lehre eine den bisher herrschenden Begriffen weniger widersprechende Form, und wußten sich dem Kaiser Constantin durch die Fürsprache seiner Schwester gefällig zu machen, so daß er ihnen Duldung und sogar Schutz angedeihen ließ. Endlich erhielten sie unter seinen Nachfolgern sogar den Vorzug über die katholischen Anhänger des Nicäischen Glaubens, welcher nun ebenfalls an die Reihe kam, verfolgt zu werden. Fast diesen ganzen Zeitraum hindurch wüthete dieser Kampf fürchterlich im Schoose der Kirche mit abwechselndem Glück, je nach der Stimmung der Fürsten. Die Arianische Lehre verbreitete sich schnell im Morgen- und im Abendlande, und besonders wurden die Deutschen Völker, welche von allen Seiten wie unaufhaltbare Ströme ins untergehende Römische Reich drangen, zu ihr bekehrt. Allein die Arianer, welche Denkfreiheit mehr zum Grundsatz annahmen, theilten sich unter sich selbst, und waren dennoch genug von dem Zeitgeist und dem Katholicismus eingenommen, um sich deswegen unter einander zu bekriegen und zu verdammen.

Dieser Widerspruch in ihren Grundsätzen bereitete ihrer Lehre den Untergang, welcher denn endlich vorzüglich durch Chlodwigs Uebertritt zur katholischen Kirche und seine Siege über die Arianischen Völker entschieden wurde, obschon sie sich in einigen Ländern noch über diesen Zeitraum hinaus erhielt. Von geringerer Dauer, obschon ihrem Gegenstande nach wegen ihres Einflusses auf die Sitten unendlich wichtig, war die Pelagianische Streitigkeit, gegen welche vorzüglich Augustin auftrat. Pelagius, über das Sittenverderbniß seiner Zeitgenossen erschrocken, trat kräftig gegen das System auf, daß zur Erlangung einer vollkommenen Tugend eine besondere heiligende Kraft oder Gnade Gottes nothwendig sey; aber seine Meinung von der hinlänglichen Kraft des Menschen scheiterte an den Begriffen seines Zeitalters, welchen es widersprach, Gott durch Würdigung seines Geschöpfes zu verherrlichen. Länger erhielt sich die Secte der Eutychianer oder Monophysiten, welche dem Sohne Gottes nur eine Natur, die göttliche, zuschrieben, und diejenigen verdammten, welche es läugneten, daß Gott gekreuzigt worden wäre. Diese Behauptung war der damaligen Ansicht der Dinge gemäß weit wichtiger als die des Pelagius, veranlaßte heftigere Kämpfe, und verdankte denselben ein längeres Daseyn.

Wenn auch durch die Einführung des Christenthums als Staatsreligion im Römischen Reiche Kirche und Staat so enge vereint schienen, daß man sie für wechselseitige Bedingungen ihres Daseyns annehmen konnte, und besonders die Ausdehnung der Römischen Herrschaft den lebendigen Verkehr unter den Gläubigen befördern mußte; so hatte doch der Untergang des Reichs auf die Festigkeit der Kirche eher einen guten als einen verderblichen Einfluß. Das Christenthum hatte sich in das Römische Reich wie ein fremder Gast eingeschlichen und die alte Religion aus demselben verdrängt, unter deren Schutz und unmittelbarer Einwirkung das Römische Wesen entstanden war, sich ausgebildet und die Weltherrschaft erlangt hatte. In traurigen Umständen wurden Roms Schutzgötter bisweilen vermißt, und der Sieg schien seine Adler immer mehr verlassen zu haben. Auf der andern Seite hatte das Christenthum aufgeklärtere Begriffe

in die Staatsverfassung und Gesetzgebung gebracht. Es hatte zuerst einen richtigern Begriff von Menschenwürde aufgestellt, die Abscheulichkeit der Sclaverei, der übertriebenen väterlichen Gewalt, des Aussetzens der Kinder u. s. w. in ihrem vollen Lichte gezeigt, durch die neuen Verhältnisse und die Einrichtung der Kirche waren neue Gesetze veranlaßt, und die Veränderung vieler Rechtsbegriffe nothwendig gemacht worden. Alles dieses hatte auf das Fortschreiten der menschlichen Cultur trefflich gewirkt, aber mit dem Wesen des Römischen Staats lag es doch im Widerspruch, und vernichtete die Eigenthümlichkeit, die die Lebenskraft eines öffentlichen Wesens ausmacht. Uebrigens fand das Christenthum das Römische Volk in einem höchst verdorbenen Zustande weder zur kräftigen Wiederherstellung eines blühenden Gemeinwesens, noch zur Ausbreitung und Festhaltung einer Religion, welche die höhern Geisteskräfte des Menschen in Anspruch nahm, mehr fähig. Der sittliche Theil der christlichen Lehre hatte von solchen Menschen weder Ausübung im wirklichen Leben, noch eine reinere theoretische Entwicklung zu erwarten, für welche sie keinen Sinn hatten. Am wenigsten konnte die beständige Einmischung eines sittlich höchst verdorbenen, nach Zwangsherrschers Grundsätzen handelnden, durch augenblickliche Neigung oder Zufall bestimmten und unaufhörlich zwischen allen Parteien umherschwankenden Hofes ersprießlich seyn, der sich um Religion wenig, um Tugend gar nicht bekümmerte, und den Dienern der Kirche nur insofern gewogen war, als sie sich zu Werkzeugen seiner tollen Leidenschaften gebrauchen ließen. Hingegen fand das Christenthum an den noch unverdorbenen Deutschen Eroberern zwar Anfangs rohe, aber für Wahrheit empfängliche, reine, kräftige Gemüther, deren früheres Gemeinwesen nicht genug ausgebildet war, als daß sie eine mit demselben verflochtene Religion vermißt hätten. An den Höfen der Könige wurde die Geistlichkeit wohl aufgenommen, sie war das einzige Licht im Staate, und wußte dieses Verhältniß wohl zu benutzen. Bald verwebte sie ihre Lehre in das Innerste und alle Theile des Staates, und auf diese Weise konnte es ihrem Einfluß auf die Deutschen Eroberer Europas gelingen,

die Menschheit tausend Jahre lang durch die Macht des Glaubens zu lenken. Im vierten Jahrhundert nahmen die Gothen das Arianische Christenthum an, welchem auch die Longobarden zugethan waren; aber am Ende des fünften bekehrte sich nach einem glorreichen Sieg der Frankenkönig Chlodwig zum katholischen Glauben, und breitete die Herrschaft desselben durch das Schwert seiner Krieger und den Eifer seiner Priester aus. Am Ende des sechsten Jahrhunderts fing das katholische Christenthum auch an, in Britannien zu blühen, wo Strenge gegen offenbare Widersacher und Nachsicht gegen heidnische Ueberbleibsel in den Sitten sich zur Ausbreitung derselben die Hand boten. Die Spanischen Deutschen endlich führte theils das Schwert der Franken und die Beredsamkeit nebst den Wundern des heiligen Martin von Tours, theils das Streben nach vollkommener Vereinigung mit den frühern Bewohnern in den Schoos der katholischen Kirche. Alle diese abendländischen Kirchen aber wären Ausflüsse der Mittelkraft des Römischen Stuhles.

Unter allen Patriarchen des Römischen Reichs hatten die Bischöfe von Rom schon lange die besondere Aufmerksamkeit der Gläubigen auf sich zu ziehen gewußt. Außer dem Glanze des alten Roms hatte auch der Name Petrus, den man für den ersten der Apostel und für den Stifter dieses Stuhles hielt, vorzüglich dazu beigetragen. Zwar waren ihnen von den morgenländischen Kaisern und von der morgenländischen Geistlichkeit öfters die Bischöfe von Constantinopel an die Seite gesetzt worden, bisweilen hatte man es sogar versucht, den letztern einen höhern Rang anzuweisen, aber Schicksal und Klugheit seiner Vorsteher kämpften um die Wette für die Sache des Römischen Stuhls, und sicherten ihm doch am Ende ein entscheidendes Uebergewicht über den Griechischen zu. Die Patriarchen von Constantinopel erhoben sich im Morgenlande nicht ohne Widerspruch über die Patriarchen von Alexandrien, Antiochien und Jerusalem. Im Abendlande stand Rom wie ein erhabener und glänzender Punct ohne Nebenbuhler und ohne Neider. Standhaft und unerschütterlich hatten sich seine Bischöfe am katholischen Glauben gehalten, in Zeiten dringender Gefahr, wo innere und äußere Zerstö-

rung den weltlichen Arm der Kaiser gelähmt hatte, waren die Barbaren durch ihr Wort besänftigt worden, und in eben diesen Zeiten der Noth, wo das bedrängte Italien und die alte Kaiserstadt von ihren erbärmlichen Herren verlassen waren, blieben sie der einzige Hort des Unglücks gegen die allgewaltige Uebermacht des Siegers. Entfernung vom weltlichen Oberhaupt und Noth eigener Hülfe gaben dem Römischen Stuhl eine Selbstständigkeit, die ihn nicht wieder verließ. Seine bedeutenden Kirchengüter wurden ihm durch das Gesetz der Unveräußerlichkeit auf ewig gesichert. Sein kirchliches Ansehen gewann unendlich durch das Zutrauen, womit man sich bei vorkommenden Streitfällen an ihn wandte, und durch die fromme Zuversicht, mit welcher er sie entschied. Wenn auch gerade diese einzelnen Anfragen, so häufig sie auch vorkommen mochten, noch keine feste und allgemeine Regel begründeten, so wurden sie doch der natürliche Weg zu derselben, und begünstigten den bei der Aufstellung des ersten kirchlichen Gesetzbuchs des Dionysischen Kanons gemachten Versuch, die Entscheidungen der Römischen Bischöfe den Vorschriften der Apostel an die Seite zu setzen. Eben so mußte auch die Vorliebe der meisten Gläubigen für die Ehelosigkeit der Priester und die Verachtung, welche das Loos der ihr zuwider Handelnden war, durch Vereinigung und Absonderung der Geistlichkeit den Absichten des Römischen Stuhls zu Hülfe kommen, dessen Machtvergrößerung besonders Innocenz I. und Leo der Große mit Eifer und Glück beförderten. Der Untergang des abendländischen Reichs, welcher Roms Bischöfe mehr und mehr von dem lästigen Unterthanenverhältniß zu einem weltlichen Oberhaupte befreite, räumte ein neues Hinderniß ihrer Größe aus dem Wege. Denn mit den Deutschen Beherrschern Italiens wußten sie sich gleich besser ins Gleichgewicht zu setzen, und diese Fürsten, welche fremden Lichtes bedurften, nährten in unverdorbenem Busen Ehrfurcht genug gegen überwundene Größe, um dasjenige, welches von Rom ausging, als das Reinste und Wohlthätigste zu betrachten. Selbst die Anhänglichkeit an die Lehrsätze des Arius konnte dieses Gefühl nicht ganz unterdrücken. Aber keine Maßregeln früherer Bischöfe sicherten der Geistlichkeit über-

haupt und dem Römischen Stuhle insbesondere ein so großes Ansehen und eine so ausgedehnte Gewalt zu, als die zwar schon in den frühern Zeiten des Christenthums aufgetretene, wahrscheinlich aus der Platonischen Philosophie hergeholte, aber von Gregor dem Großen ganz am Ende dieses Zeitraums zuerst als bestimmte kirchliche Wahrheit aufgestellte Lehre vom Fegfeuer, oder einem durch Qualen reinigenden Zustande nach dem Tode und den Seelmessen oder frommen Gebeten und Gaben, durch welche die Dauer dieser reinigenden Pein abgekürzt oder wohl gar aufgehoben werden konnte. Gregor war ganz von den religiösen Begriffen seines Zeitalters erfüllt, ausgenommen daß er den Bilderdienst misbilligte, und mehr als irgend ein Kirchenfürst geeignet, den Triumph der katholischen Rechtgläubigkeit zu sichern. Er verherrlichte die Messe, in welcher täglich das Abendmahl gefeiert wurde, und welche von der während dieser Feierlichkeit gewöhnlichen Entlassung Ungetaufter, Büßender und Besessener (missa) den Namen hatte, durch Einführung des priesterlichen Gesangs, dessen Erlernung nach Gregors Begriffen auch den Nutzen hatte, die geistliche Jugend vor schädlichen profanen Studien, die ihm ein Greuel waren, abzuhalten. Allein trotz dieser Bemühungen für die Ausdehnung der priesterlichen Macht, bei welchen Gregor aus inniger Ueberzeugung handelte, hegte er noch so hohe Begriffe von den Rechten des Staatsoberhaupts, daß er die von demselben ausgegangenen Befehle, selbst wo sie jener Ueberzeugung geradezu widersprachen, gewissenhaft bekannt machte, und es für seine heilige Pflicht hielt, ihre Erfüllung zu empfehlen; denn bis jetzt wagte es noch Niemand, der Kirche eine von allen Staatsverhältnissen abgesonderte, über dieselben erhabene und in katholischer Form rein menschliche Cultur umfassende Herrschaft anzuweisen, wie sie 200 Jahre später erstrebt und dadurch endlich der lange und heftige Kampf des spätern Mittelalters veranlaßt wurde, dessen Entscheidung zu Gunsten der weltlichen Gewalt den Anfang des neuern Zeitraums der Europäischen Geschichte bezeichnet.

IV. Capitel.

Von der Erscheinung Muhammeds bis zum Tode Gregors VII. 1088.

Die Kirchengeschichte des Mittelalters ist der Mittelpunct oder das Licht der Weltgeschichte dieses Zeitraums. Wie um eine feste Sonne, die Alles beleuchtet und belebt, und ein Richtungspunct aller Kräfte der übrigen Welten wird, drehen sich um die Kirche und ihr Haupt Europas Königreiche und Freistaaten jener gläubigen Zeit. Wie ein Blitz aus dunkler Nacht oder eine Ahnung aus bessern Welten treten einzeln und unter höchst verschiedenen Verhältnissen kräftige Männer auf, von der erwachenden Vernunft und dem reinsten Gefühl höherer Menschenwürde beseelt, einzelne Theile des katholischen Lehrgebäudes oder Misbräuche, welche sich durch die Unvollkommenheit der Priester eingeschlichen, zu bekämpfen. Sie bahnen sich einen kühnen Weg durch die staunende Menge, ihr Streben wird von Bessern gewürdigt, viele opfern sogar das Glück ihres Lebens, das Leben selbst ohne Schmerz der aufkeimenden Wahrheit. Aber am Ende sinken sie doch unter der Alles zermalmenden Macht, welcher die Vorsehung die Herrschaft jener Zeiten übertragen zu haben scheint. Sie fallen ein Opfer ihrer Zeit, und hinterlassen oft erst von später Nachwelt gewürdigt und bedauert gerade so viel guten Saamen, als es braucht, einen neuen Kämpfer zu erwecken; bis im Ablauf der Zeiten ein Jahrhundert erscheint, wo die Wahrheit alle Fesseln zerbricht, und im Gewande der Zeit im Leben auftritt, die Menschen nach höhern Gesetzen zu lenken, und durch reinere Erkenntniß, deren Wesen die Freiheit begründet, die Herrschaft des Kirchfürsten auflöst. Der Zeitraum, welchen wir in diesem Capitel behandeln, sah die Vereinigung und Begrün-

dung der Kirche, die Weihung ihres Haupts und den vollendeten Sieg derselben über die höchsten Gewaltträger der weltlichen Macht; er sah die gänzliche Trennung ihres Körpers von der übrigen Welt, ihre wunderbare Ausdehnung über das abendländische Europa und ihr Eingreifen als einziges Licht in alle Verhältnisse des Lebens; aber er sah auch den Untergang eines großen Theils der morgenländischen Kirche durch das Aufglimmen eines neuen Lichts, welches nicht sanftleuchtend und erwärmend wie das erste Christenthum, sondern sengend und verheerend wie der Strom eines wüthenden Vulcans sich über Länder und Völker ergoß, und dem feurigen Morgenländer einen Glauben bietend, der Sinnenrausch in gleichem Maße mit schwindelnder Geisteserhebung verband, ohne Schonung zerstörte, was er nicht in sich aufnahm, und mit seinem innigsten Wesen vereinigte.

Bis jetzt schienen die raschen Fortschritte des Christenthums und seine wundervolle Ausbreitung im Gebiete der gebildeten Welt jener Zeiten zu der schönen Hoffnung zu berechtigen, daß in kurzem alle Völker der Welt, in welcher geographischen Lage, oder in welchem Culturzustande sie sich auch befinden möchten, durch das heilige Band des Glaubens an Christus und seine göttliche Lehre zur reinsten Menschlichkeit verbunden und in einer Kirche, erhaben über Ort und Zeit, für eine höhere Bestimmung erzogen werden sollten. Aber dieser schöne Traum, dem die mannigfaltige Natur des menschlichen Lebens und Wirkens kein irdisches Daseyn gewähren konnte, schwand schon bei den ersten Erscheinungen des sinkenden Jahrhunderts. Nach jahrelangem Sinnen über das ursprüngliche Wesen und den Verfall seiner vaterländischen Religion trat Muhammed, ein Abkömmling Arabischer Fürsten, welche ihre Glaubenslehre von Abraham und Ismael ableiteten, als Prophet auf, und gewann unter seinen Verwandten viele Anhänger, wurde aber von Gegnern bald so heftig verfolgt, daß er sich ihren Nachstellungen durch eine Flucht von Mecca nach Yatreb (deswegen später Medina genannt) entziehen mußte, ohne zu ahnen, daß in der Folge gerade diese Flucht den Grund zu einer neuen Jahrsrechnung seiner Verehrer legen sollte. Hier sammelte Muhammed neue Anhänger für einen Glauben, wel-

cher Elemente des Judenthums, christlicher Secten, vorzüglich des Nestorianismus, und eine Menge eigener, größtentheils auf sich selbst bezogener Erfindungen enthielt. Seine heilige Urkunde wurde der Koran, dessen Ansehen der Prophet durch Offenbarungen, welche ihm durch eine Taube zukommen sollten, zu erhöhen suchte. Weit entfernt, wie Christus seiner Lehre nur durch die sanfte Gewalt der Liebe und Ueberzeugung Eingang verschaffen zu wollen, hielt Muhammed die verheerende Kraft des Schwertes für das wirksamste Mittel, ihr ein schnelles Ansehen und eine furchtbar rasche Ausdehnung zu erkämpfen. An der Spitze eines kriegerischen und für die Lehre des Propheten und ihre süßen Versprechungen nach dem Tode bis zum Taumel begeisterten Volkes drang Muhammed, welcher die priesterliche Herrschaft durch den weltlichen Scepter versinnlicht hatte, durch alle Theile der Arabischen Halbinsel siegreich und von überwundenen Völkern, die sich der zermalmenden Gewalt ehrerbietig unterwarfen, angebetet. Einheit Gottes war ein Grundzug seiner Lehre, in welcher er die historischen Theile des alten und neuen Testaments aufnahm. Durch Bewilligung der Vielweiberei und Verbot des Weins sorgte er für die Bedürfnisse eines heißern Klimas, wie durch Anempfehlung körperlicher Reinigungen und andrer morgenländischen Gebräuche. Endlich wußte er durch eine himmlische Schilderung paradiesischer Genüsse die sinnlichsten Menschen zum Aufsuchen des Todes im Kampfe für Glauben und Herrschaft zu begeistern, für welchen sie der süßeste Lohn in den Armen göttlicher Houris erwartete. Seine Nachfolger die Chalifen (Stellvertreter) errangen auf eben diesem Wege glänzenden Ruhm. Sie verbreiteten die Herrschaft ihres Scepters und des Korans auf den Trümmern morgenländischer Religionen und christlicher Gemeinden durch das nördliche Afrika und Asien tief in Ostindien. Im Anfange des achten Jahrhunderts brachte die Verdorbenheit gothischer Höfe die Saracenen sogar nach Spanien, wo sie auf eine wunderbare Art auf das christliche Europa einwirken mußten, und auf Sicilien das Christenthum in seinem Herzen zu erdrücken drohten.

Was die Kirche Christi durch Muhammeds Erscheinung an

äußerem Umfang verloren hatte, wurde ihr theils durch neue Ausdehnung gegen Norden, aber doch weit mehr durch innere Festigkeit und zweckmäßige Einrichtung ersetzt. Die christliche Religion gewann während dieses Zeitraums Britannien, dehnte sich über den nordwestlichen Theil Deutschlands aus, verbreitete sich von verschiedenen Seiten über Böhmen, Mähren, Ungern, Siebenbürgen, die Bulgarei, Polen und Rußland, und schlug selbst in den Scandinavischen Reichen dauernde Wurzeln, von wo aus sie nach Grönland und Jütland verpflanzt wurde. Aber mehr noch als durch diesen Gewinn an Ländern und Völkern errang der Römische Stuhl für seinen Zweck durch die Einheit der Kirche und ihre Erhebung über alle bloß weltlichen Staatsgebäude des abendländischen Europas zum Bilde der göttlichen Herrschaft auf Erden. Nach dem Untergange der übrigen morgenländischen Hauptkirchen hatte Rom nur noch einen einzigen Nebenbuhler am Patriarchen von Constantinopel. Die Eifersucht unter diesen beiden Kirchfürsten, welche kein gemeinsames Wirken zuließ, fand bald im Bilderstreit und in der Lehre vom Ausgang des heiligen Geistes Nahrung, die Bekehrung des westlichen Europas stärkte diesen Groll, und als der Patriarch Photius von Constantinopel bei Anlaß eines persönlichen Streites mit Nicolaus I. heftigen Tadel gegen einige Gebräuche der Lateinischen Kirche erhob, trennten sich die beiden Kirchen völlig. Seit dieser Zeit wurde der Glanz der Römischen Sonne diesen ganzen Zeitraum hindurch von keinem andern Gestirn mehr verdunkelt, während das immer mattere Licht zu Constantinopel, kaum stark genug das dahin welkende Griechische Schattenreich zu überstrahlen, sich so aus dem kräftigen Leben des Europäischen Mittelalters verlor, daß es in der Ritterperiode des Christenthums in den Kreuzzügen zur erbärmlichen Rolle eines Irrlichts herabgesunken war. Um sich in diesem Glanze und der dazu so nothwendigen Unabhängigkeit zu erhalten, suchten die Römischen Bischöfe das verhaßte Joch Griechischer Oberherrschaft gänzlich abzuschütteln, und erreichten diesen Zweck durch ihre Verbindung mit den Fränkischen Hausmeiern und nachmaligen Königen aus dem Stamme Pipins von

Herstal, die für die christliche Religion und den Römischen Stuhl die günstigsten Gesinnungen und den thätigsten Eifer an den Tag legten. Wechselseitiger Vortheil, das sicherste Band, befestigte diese Freundschaft. Als der Bischof von Rom durch seinen priesterlichen Segen Pipins Besitznahme der Merovingischen Krone geheiligt hatte, lohnte ihm dieser durch Ertheilung weltlichen Gebiets. Seitdem blieben die Fürsten dieses Stamms thätige Freunde des Römischen Stuhls. Unter ihrem Schutz bekehrte Bonifacius die noch ungläubigen Deutschen, gründete eine Deutsche Kirche und unterwarf sie zugleich der geistlichen Oberherrschaft der Römischen Päpste. Karl der Große, der den Ruhm eines Helden der Kirche für eine der schönsten Zierden eines christlichen Königs hielt, dehnte die Herrschaft derselben durch die Gewalt des Schwertes aus, und verband sich mit ihrem Fürsten, die seinem Scepter neu unterworfenen Völker durch Religion und Gesetze zu bilden. Karl belohnte die Bemühungen des Römischen Bischofs mit freigebiger Hand, und dieser suchte aus Dank Karls Lieblingsidee von der Einheit der weltlichen Herrschaft und der Einheit der Kirche durch die Krönung zum Römischen Kaiser zu verwirklichen. Aber der Papst verlor nichts bei dieser Handlung; denn indem er sich von der Griechischen Oberherrschaft gänzlich loswand, reichte er dem Herrn der Welt eine Krone dar, welche von ihm selbst gestiftet und nur durch ihn ihren Glanz erhalten konnte. Als unter Karls ihm so unähnlichen Nachfolgern die weltliche Herrschaft mit sich selbst zerfiel, wußten sich die Römischen Bischöfe bald aus dem Unterthanenstand herauszuheben. Während sie nach und nach die kaiserliche Bestätigung bei der Papstwahl ganz einzuschläfern wußten, machte sich die päpstliche Kaiserkrönung durch Gewohnheit nothwendig, und als die Fürsten des Karolingischen Hauses sich je länger je weniger über den Besitz der Krone vereinigen konnten, fügten sie sich lieber dem Ausspruche des Papstes, als auf Rechte oder Anmaßungen Verzicht zu leisten, oder sich auf die schwankende Treue ihrer Großen und den ungewissen Ausgang eines Krieges zu verlassen. So hatten die Vorsteher der Kirche den weltlichen Häuptern des Staats bereits unendlich viel

abgedrungen, als um die Mitte des neunten Jahrhunderts die falschen Decretalen Isidors einen neuen Grund darboten, auf welchen sich unendlich viel bauen ließ. Diese untergeschobene Sammlung von Synodalschlüssen und päpstlichen Entscheidungen in den vier ersten Jahrhunderten, welche man den Namen des berühmten Bischofs Isidor von Sevilla tragen ließ, sollte ein Erzbischof von Mainz vor langer Zeit aus Spanien erhalten haben, und von hier verbreitete sie sich bei der damaligen Unwissenheit, ohne merkbares Zuthun der Römischen Bischöfe, ziemlich schnell durch das ganze Frankreich und das übrige christliche Europa mit immer wachsendem Ansehen ohne Entdeckung des Betruges. Die in diesem Buche enthaltenen Bestimmungen waren vorzüglich zu Gunsten des Römischen Stuhls und der bischöflichen Gewalt; jener wurde in die Decretalen als oberstes und einziges Haupt der Kirche, als höchster Stifter in Kirchensachen und sogar als Aufseher und Richter von Kaiser und Königen erkannt, welcher als Stellvertreter Gottes auf Erden die letztern in den Bann thun, und, wenn es nöthig war, sogar absetzen konnte durch dieselbe Gewalt, vermöge deren sie im Namen Gottes geweiht worden waren. Die Bischöfe hingegen wurden eines Theils von der Aufsicht ihrer Fürsten, besonders aber dem ihnen ebenfalls lästigen und dem Ansehen Roms äußerst gefährlichen Verhältnisse gegen die Erzbischöfe, ihre Metropolitanen, befreit, deren Würde und Einfluß sich schon früher nach dem Beispiel der weltlichen Oberstaatsbeamten entwickelt hatte, um sie eben so wie die meisten Klöster, welche durch besondere, jedoch sehr häufige Exemtionen der bischöflichen Leitung entzogen waren, unmittelbar an den Römischen Stuhl zu ketten. Die Römischen Päpste ließen Zeit genug verfließen, daß sich die Decretalen ein festes Ansehen erwerben konnten, ehe sie bedeutende Unternehmungen auf dieselben gründeten. Nicolaus I. wagte es zuerst eine vorher ganz unbekannte Sprache zu führen. Allmählig hatten die Römischen Bischöfe das Recht der Geistlichkeit überhaupt, in Ehesachen zu sprechen, was die vornehmern Stände und insonderheit Fürsten betraf, ganz an sich gerissen, und, um diesem Rechte eine größere Aus-

dehnung und desto größern Einfluß auf die Verhältnisse der Fürsten zu geben, hatten sie die Eheverbote in Rücksicht auf leibliche und geistliche Verwandtschaft, die erstere sogar bis auf die Enkel der Geschwisterkinder ausgebreitet, welcher Umstand ihnen beständige Gelegenheit zur Einmischung in die Händel der Fürsten darbot. Nicolaus zwang den König Lothar von Lothringen, ungeachtet des Beifalls, den ihm die Erzbischöfe von Cöln und Trier geschenkt hatten, eine verstoßene Gemahlin wieder anzunehmen, und seine geliebte Waldrathe zu entlassen (J. 864). Eben so setzte er den von seinem Metropolitan = Erzbischof Hinkmar von Rheims seines Amtes entsetzten Bischof Rhotad von Soissons trotz Hinkmars Widersprüchen wieder ein. Aber auf die Verwaltung des Nicolaus folgte in Italien ein Jahrhundert von Greueln und namenlosen Verwüstungen, während dessen der Römische Stuhl durch die schändlichsten und verächtlichsten Menschen besudelt wurde, so daß man sich über seine Erhaltung verwundern müßte, wenn die Hierarchie nicht so fest auf den Begriffen und Verhältnissen des Zeitalters gegründet gewesen wäre. Durch Ränke und Parteien, Volkswuth und Fürstengunst erhoben und wieder gestürzt, waren diese Päpste niemals im Stande, sich der bewundernden Welt in jenem überirdischen Glanze zu zeigen, auf welchem allein die Macht ihres Wortes gegründet war, und erst Johann XV. durfte es wagen, durch Unterstützung Erzbischof Arnulfs von Rheims gegen Hugo Capet und seine Großen wieder im Geiste Nicolaus I. aufzutreten. Auch Gregor V. handelte in demselben Geist. Durch seine Verhältnisse gegen Otto III. zur Schonung gegen Deutschland genöthigt, zwang er Robert, den Sohn Hugo Capets, erst durch persönlichen Bann, dann durch ein Inderdict, das heißt Einstellung aller gottesdienstlichen Handlungen, selbst christlicher Begräbniß der Todten, zur Entlassung seiner geliebten Königin Bertha, die mit ihm im vierten Grade verwandt war. Nach dem Tode Otto's III. war das Ansehen der Deutschen Kaiser in Italien sehr gesunken. Heinrich III. gab ihm wieder neues Leben. Er übte die alten Rechte seiner Krone bei der Papstwahl aus, setzte unrechtmäßige Päpste ab, und suchte in Gemein=

schaft mit meistens von ihm abhängigen Römischen Bischöfen Zucht und Ordnung in der Kirche beizubehalten, und diese letztern in ihr natürliches Verhältniß zur weltlichen Macht zu beschränken. Allein mit seinem Tode nahmen diese Angelegenheiten durch die Fehler seines Sohnes eine sonderbare Verkettung von Umständen, und die Erscheinung eines großen Mannes in der Kirche, der in Jahrtausenden wenig Nebenbuhler fand, eine ganz andere Wendung, durch welche der Römische Stuhl im Augenblicke, wo seine Einschränkung in ältere natürlichere Gränzen am wahrscheinlichsten schien, eine Gewalt erlangte, die alle weltliche Macht zu Boden schmetterte, und aus deren Banden die Staatsgewalt sich kaum in vier Jahrhunderten allmählig wieder zu lösen vermochte.

Mit Leo IX. war der Mönch Hildebrand, der Sohn eines Tuscischen Zimmermanns, aus dem Kloster Clugny nach Italien gekommen und hatte diesen Papst vermocht (J. 1049), sich, um den Stuhl rechtmäßig zu besitzen, ungeachtet der durch Kaiser Heinrich III. auf einer Synode zu Worms geschehenen Wahl, noch einmal durch Clerus und Volk zu Rom wählen zu lassen. Von der Natur mit großen Gaben ausgestattet, war er schon frühe mit bedeutenden Männern in Verbindung gekommen und hatte sich in ihrem Umgange eine Menschenkenntniß erworben, die ihn vorzüglich dazu eignete, auf eine thätige Art ins Leben einzugreifen, und die kühnsten Entwürfe seines Geistes in demselben zu verwirklichen. Hildebrand hatte von dem Wesen der christ=katholischen Kirche und der Würde ihres Oberhaupts einen unendlich hohen Begriff. Aber er sah und fühlte tief den Verfall jener Kirche und die Verachtung, welche dem Römischen Stuhle durch die Vernachlässigung aller Kirchenzucht und die schändliche Aufführung einer Reihe von Wüstlingen und Ungeheuern drohte, die diesen Stuhl ein Jahrhundert lang befleckt hatten; und empfand dabei das heftigste Bedürfniß, diesen Misbräuchen abzuhelfen und durch schnelle Ergreifung großer und kräftiger Maßregeln dem Unwesen zu steuern, und der Kirche jenen Glanz wieder zu geben, den sie nach seinen Begriffen als Bild des Reiches Gottes auf Erden haben mußte. Zu die=

sem Zwecke schien vor allem die gänzliche Trennung der Kirche oder des gesammten Priesterstandes von der Laienwelt, und eine enge Verkettung, ein förmliches Unterthanen-Verhältniß mit dem sichtbaren Oberhaupte, der erste unumgänglichste Schritt. Der blinde Gehorsam gegen den Römischen Stuhl war bereits durch das Ansehen der Isidorischen Decretalen geheiligt. Die Trennung des Priesterstandes von der übrigen Welt hatten die alten Grundsätze über die Ehelosigkeit der Priester schon lange eingeleitet, und dieses große Werk war ganz vollendet, sobald es gelang, jenen Grundsätzen als wirklichem Kirchengesetz allgemeine Gültigkeit zu verschaffen, und die auf diese Weise allen Familienverhältnissen entrissene Geistlichkeit durch Aufhebung aller Abhängigkeit derselben von der weltlichen Staatsgewalt auch aus der bürgerlichen Gemeinschaft zu reißen, damit sie einzig und allein dem Zwecke der Kirche lebte. Hildebrands feurige Phantasie und sein ungemessener Ehrgeiz waren von der Erfüllung dieser ungeheuern Plane, von seiner eignen erhabenen Wirksamkeit dabei und von der kühnen Hoffnung, dereinst selbst als Stellvertreter Gottes auf Erden zu walten, so entzückt, daß er weder Anstrengung noch Opfer scheute, seine Idee zu verwirkchen. Sein Streben wurde durch die Umstände trefflich begünstigt. Selbst Heinrich III., der kraftvolle Vertheidiger der Kaiserrechte in Kirchensachen, gab zu neuen Ansprüchen der Päpste Anlaß, indem er aus Unwillen gegen die Anmaßungen Ferdinands von Castilien dem Papste Victor II. die Entscheidung dieser Händel übertrug, der Ferdinanden verdammte und ihn, falls er den Kaisertitel nicht aufgab, mit dem Banne belegte. Nach dem Tode dieses Kaisers, dessen minderjähriger Sohn den Päpsten keine Furcht einflößte, durfte Nicolaus II., der mit Hildebrand einerlei Ansichten hatte, und an den Normännern im südlichen Italien eine kräftige Stütze erhielt, kühner zu Werke gehen, und im Jahr 1059 den Beschluß erlassen, daß die bisher von der gesammten Römischen Geistlichkeit und dem Römischen Volke gemachten Papstwahlen künftighin nur von den Suffragan-Bischöfen des Römischen Gebiets und den Pfarrern der Stadt, welche man Cardinalbischöfe und Cardinalpriester

werden, — im Jahr 1085 als Märtyrer für eine Sache, der er die Ruhe seines Lebens, das Glück vieler Menschen, bisweilen auch Treue und Wahrheit ohne Scheu geopfert, weil er sie für das Höchste und Heiligste hielt.

In einem Zeitalter, wo der letzte Ueberrest aller Cultur im abendländischen Europa zu Grunde gegangen, und die Geistlichkeit, aus dem Schoose eines kräftigen aber rohen Volkes erwachsen, beständig in die Händel der Welt verflochten war, wo das Ansehen des Oberpriesters die höchste Stufe errungen hatte, und die gläubige Christenheit ihren Geist ganz in die Fesseln der katholischen Lehre gefangen gab, mußten theologische Streitigkeiten, wie sie eine frühere gebildetere und in Ansehung des Glaubens noch freiere Periode gesehen hatte, immer seltener werden; und dennoch blieben sie auch diesem Zeitraume nicht ganz fremd. Denn seit dem neunten Jahrhundert entwand sich allmählig den düstern Mauern der Klöster und den Hörsälen der Dom- und Klosterschulen jene scholastische Philosophie, welche in ihrem Bestreben die Grundsätze der Aristotelischen Lehre, die während des Zeitalters der höchsten Barbarei die Araber aufbewahren mußten, mit der katholischen Theologie ins Gleichgewicht zu bringen, einzelne Sätze ins Unendliche zergliederten, und nach den Regeln der Aristotelischen Dialektik auseinandersetzten. Eine Folge des Monophysitischen Streits im vorigen Zeitraume, bei dem keine Versöhnung unter den Parteien hatte statt finden können, wurde im Anfang des jetzigen der Monotheletische über die Einheit des Willens Christi. Die Anhänger dieser Einheit wurden zuerst auf einer Synode Italienischer Bischöfe in der Laterankirche durch Martin I., dann auf der durch den Griechischen Kaiser Constantin III. zusammenberufenen sechsten allgemeinen Kirchenversammlung zu Constantinopel verdammt; und nur ein schwacher Rest von ihnen sammelte sich unter dem Namen von Maroniten um den Libanon und Antilibanon. Desto heftiger wurde der berühmte Bilderstreit, welchen Kaiser Leo der Isaurier, vom lebendigsten Eifer für reinere Gottesverehrung beseelt, gegen die hohe Geistlichkeit seines Reichs begonnen hatte. Im Morgenlande, wo einzelne christliche Se-

cten unter Saracenischem Schutze freiere Ansichten über Dogmen und Gebräuche der Kirche äußern durften, hatte sich bei vielen Gläubigen ein Abscheu gegen jenen Mißbrauch der Bilder erhalten, welcher sich von dem Heidenthume nur noch dem Namen nach unterschied. Aber sein und seiner Nachfolger Streben, ihr Volk zur Anbetung des Höchsten im Geiste und in der Wahrheit zurückzuführen, scheiterte an der Entschlossenheit des Clerus, eine theils von ihm selbst aus Ueberzeugung getheilte, theils seiner Gewalt so vortheilhaft erkannte Meinung nicht ohne harten Kampf aufzugeben; vorzüglich aber daran, daß es Weibern, welche sich der Geistlichkeit und dem Volkswahn dahin gaben, so leicht ward, ihnen die Krone zu entreißen. Auf der siebenten allgemeinen Kirchen-Versammlung zu Nicäa (J. 787) ließ Irene den Bilderdienst heiligen, und als spätere Kaiser Leo des Isauriers Beispiel nachahmten und mit der größten Strenge gegen Bilderverehrung verfuhren, wurde diese zum zweitenmal durch ein Weib, die Kaiserin Theodora, Vormünderin des jungen Michael III. gerettet, und für die Zukunft im Griechischen Reich ein für allemal bestätigt (J. 842). Im Abendlande nahm das Bilderwesen einen ruhigern aber vielleicht desto sicherern Gang. Es fand hier zwar an Karl dem Großen einen an Geist und politischer Macht gewaltigen Gegner, dazu an geistreichen und aufgeklärten Geistlichen, wie Bischof Claudius von Turin und Erzbischof Agobard von Lyon eifrige und gefährliche Bestreiter; allein dessenungeachtet wußten die Römischen Päpste die Bilder durch feine Unterscheidung zwischen Anbetung und ehrerbietiger Betrachtung vor den Verfolgungen ihrer Widersacher zu retten, und da ihnen einmal Duldung in den Kirchen gesichert war, thaten Volksunwissenheit und Seelenbedürfniß schwärmerischer Gläubigen das Uebrige. Die ersten Bemühungen, die Grundsätze der rechtgläubigen Kirche in ein System zu bringen und nach der Lehre des Aristoteles zu erklären, verdankt man dem Johann von Damascus, einem Syrischen Priester (J. 760). Sein Werk wurde in Griechenland classisch. In der Folge machte Johann Scotus Erigena (starb 877), der sein für die damaligen Zeiten sehr gründliches Studium der Philosophie und seinen schar-

sen eindringenden Geist zum Besten der Theologie anwendete, eine ganz neue Epoche in der Scholastik, welche er jedoch nach dem Geschmacke seiner Zeitgenossen mit Mystik erfüllte. Sylvestern II., der die Aufklärung des Zeitalters durch wissenschaftliche Schätze von unendlichem Werth, die er von den Arabern aus Spanien holte, bereicherte, konnte selbst die päpstliche Würde nicht vor dem Verdacht der Zauberei schützen, in welchen ihn seine mathematischen Figuren gebracht hatten. Hingegen erwarb sich Lanfrank, damals Abt zu Bek, einen unsterblichen Ruhm, weil er die Waffen der Philosophie in dem Transsubstantiationsstreit wider Berengar von Tours zur Vertheidigung des Glaubens gebraucht und seinen Gegner nach den Begriffen der Zeit völlig damit überwunden hatte (J. 1050). Die Streitigkeiten über das Verhältniß Gott des Vaters, Gott des Sohns und des heiligen Geistes zu beiden fanden auch in diesem Zeitraume noch statt, und die Frage, ob der letztere nur aus dem Vater oder auch aus dem Sohn, oder vom Vater durch den Sohn ausgehe, wurde kurz vor ihrer gänzlichen Trennung ein neuer Zankapfel zwischen der Griechischen und Lateinischen Kirche. Mit diesem Streit war auch der Adoptianische verwandt, welchen Erzbischof Elipand von Toledo und sein Freund Bischof Felix von Urgel durch die Behauptung erregten, daß Christus als Gott durch die wirkliche Geburt aus Gott, ein geborner Sohn Gottes von Natur, als Mensch aber gleich andern Menschen durch die Taufe und Wiedergeburt der erstgeborne Sohn Gottes durch Adoption sey. Trotz ihrer vielen Anhänger im Fränkischen Reiche und in Spanien wurde diese Lehre auf einer Synode zu Rom verdammt, und ging bald darauf durch den Tod ihrer Urheber gänzlich zu Grunde. Von längerer Dauer und durch ihre Einwirkung auf den Geist und das Wesen des christ-katholischen Gottesdienstes von ungemeiner Wichtigkeit waren die Streitigkeiten über die Lehre vom Abendmahl, seiner Bedeutung und der Gegenwart des Leibes und Blutes Christi bei demselben. Der Gebrauch des heiligen Abendmahls hatte trotz des durch den täglichen Genuß desselben in der Messe eingeführten Misbrauchs, der vieles von seiner Feierlichkeit hinwegnahm, als uralte, von dem

Stifter der christlichen Religion selbst eingesetzte Feier nichts von seiner hohen Bedeutung verloren. Aber der Hang jener Zeiten zur Mystik und der Glaube an die hohe Kraft priesterlicher Weihe konnte sich mit einer einfachen symbolischen Deutung nicht begnügen, sondern suchte schon lange der einfachen, täglich wiederholten Feierlichkeit eine wundervollere Auslegung zu geben. Endlich sprach Paschasius Radbert, ein Mönch aus Corvey, in der Behauptung, daß durch das Beten und Segensprechen des Priesters von Brodt und Wein weiter nichts als die äußere Form, Gestalt, Farbe, Geruch und Geschmack übrig bleibe, das wirkliche Wesen, die Substanz hingegen sich in den wirklichen Leib und das wirkliche Blut Christi verwandle, die Ahnung seines Zeitalters aus. Gegen ihn trat Ratramnus oder Bertram, ein andrer Mönch von Corvey, mit der vernünftigern Meinung auf, daß zwar wohl eine Verwandlung statt finde, aber daß diese Verwandlung nur moralisch oder symbolisch sey, welcher Erklärung mehrere der berühmtesten Gelehrten jener Zeit beipflichteten. Diesem Streit über die Verwandlung der Substanz im Abendmahl war zwischen denselben Gegnern ein andrer über die Art der Entbindung der Jungfrau Maria beigesellt, d. h. ob diese natürlich oder unnatürlich, mit oder ohne Verletzung der Geschlechts-Theile geschehen sey, welchen dann jeder im Geiste seiner Begriffe vom Abendmahl entschied. Trotz den Widersprüchen vieler selbstdenkenden Männer, wie Bischof Fulbert von Chartres, ward allmählig vorzüglich durch das Bestreben der Klostergeistlichkeit, die es an Wundern nicht fehlen ließ, die Lehre Radberts von der wirklichen Verwandlung die herrschende; allein dessenungeachtet war es nicht zu verhindern, daß Fulberts Schüler, Berengar von Tours, trotz Lanfranks eingebildetem Triumphe und den seiner Schwachheit öfters mit Gewalt abgedrungenen Widerrufungen immer von neuem widersprach, und bis an sein Ende das Gegentheil behauptete. Selbst der sonst nicht scheue Gregor wagte es in dieser Angelegenheit nicht auszusprechen. Viele besondere Secten oder einzelne Widersacher der christ-katholischen Religion oder ihrer Priester, welche irgend eine Schwäche derselben angriffen und mit Worten und Schriften bekämpf-

ten, ohne gegen das allgemeine System aufzukommen, wurden schlechtweg unter dem Namen Manichäer begriffen, den man auf alle diejenigen anwendete, in deren Meinung irgend etwas dem Manichäismus Aehnliches aufzuweisen war, und die man als Irrgläubige verfluchen wollte. Bisweilen aber brachten Kleinigkeiten wie die Frage, ob der heilige Martialis in der Mitte des dritten Jahrhunderts ein Apostel oder nur ein Bekenner zu nennen sey, ein ganzes Reich in Bewegung. Eine besondere Erfindung dieses Zeitalters ist der Rosenkranz, welchen Pilger im Morgenlande fanden und nach Europa zurückbrachten. Bei dieser in die damalige Gemüthsstimmung, wo man die Gottesverehrung und das Gebet als Gottesdienst, schuldiges Opfer ansah, passenden Uebung blieb die natürliche Folge, das Gebet in einen gedankenlosen Mechanismus des Hersagens zu verwandeln, nicht lange aus.

Mit der Ausbreitung der christlichen Religion in Deutschland und dem nördlichen Europa nahmen auch die Klöster, eine der vorzüglichsten Stützen derselben, beträchtlich überhand. In den unbebautesten Gegenden jener neu bekehrten Länder stifteten neue Apostel oder Mönche andrer Völker geistliche Vereine, deren Glieder neben ihren frommen Verrichtungen das Feld bauten, die Menschen entwilderten, und sich selbst durch gewisse Studien emporhoben. Bald fanden weise Herrscher christlicher Länder diese Anstalten vorzüglich geeignet, unter die rohe Masse des Volkes einiges Licht zu verbreiten. Daher wurden Klosterschulen in kurzer Zeit der Ort, wo die christliche Jugend zeitgemäßen Unterricht genoß, und von wo aus klösterliche Ansichten besonders im Gebiete der Religion im Leben allgemeiner verbreitet wurden. Als aber das Christenthum in den meisten Ländern festen Fuß gefaßt, und die Völker vermittelst desselben mehr und mehr entwildert waren, traten die Mönche in ganz andre Verhältnisse zur übrigen Menschheit als bisher. Jenes höchst beschwerliche, immer rege Geisteskraft erfordernde Streben gegen Rohheit und Unglauben hörte auf, und die zunehmende Bevölkerung machte den Arm der Klostergeistlichen für den Landbau entbehrlich. Wo ein glücklicherer, edlerer Genius sich in die Mauern eines Klo-

sters oder in die Zelle einzelner Brüder geschlichen hatte, — und von diesem fand man häufige Beispiele — da wurden die bisherigen Geschäfte durch eifriges Forschen im Gebiete höherer Wissenschaft oder Erwerbung im Leben nützlicher Kenntnisse ersetzt. Wo hingegen dieses nicht der Fall war, herrschten schlaffe Trägheit, Wollust und Betrug, und zwar nach dem gewöhnlichen Verhältnisse edler Seelen zur Gemeinheit in weit größerer Anzahl. Die Exemtionen, welche die Römischen Päpste in der Absicht, die Ordensgeistlichkeit unmittelbar an ihren Stuhl zu fesseln, so vielen Klöstern ertheilt hatten, begünstigten durch die gänzliche Befreiung von der bischöflichen Aufsicht entweder die Willkür der Aebte oder die Zügellosigkeit der Mönche. Ja im zehnten Jahrhundert war die Mönchszucht bereits so sehr in Verfall gekommen, daß Odo II., Abt von Clugny, einem Kloster in Burgund, sich einen unendlichen Ruhm dadurch erwarb, daß er daselbst die strenge Regel Benedicts wieder einführte, was unter dem Namen der Congregation von Clugny in kurzer Zeit von siebenzehn benachbarten Klöstern nachgeahmt ward. Uebrigens blieb die Klostergeistlichkeit in diesem Zeitraume der übrigen Welt bei weitem nicht mehr so fremd, als sie es früherhin gewesen war. Die vielen Reisen, welche die Bekehrungen der Heiden nothwendig machten, die Theilnahme an gelehrten Religionsstreitigkeiten, die vielen aus ihrer Mitte besetzten Bisthümer und Lehrerstellen, endlich der Aufenthalt von langer Arbeit ausruhender Weltmänner aus verschiedenen besonders höhern Ständen, die Bewahrung von Staatsgefangenen, ja endlich die häufige Berufung von Mönchen als den durch Kenntnisse einzig Tüchtigen hatten die Klosterwelt und die äußere Welt mehr und mehr ins Gleichgewicht gebracht; so daß die Klostergeistlichen in eben dem Maße richtigere Kenntnisse vom wirklichen Leben und Gewandtheit in dessen mannigfaltigen Verhältnissen erhielten, als Kopf und Herz der Fürsten und Staatsmänner sich mit Mönchsvorurtheilen anfüllten. Auch die übrige Geistlichkeit fand sich bisweilen auf eine den Begriffen der Zeit und den Pflichten ihres Standes sonderbar widersprechende Art in die Verhältnisse der Laien verwickelt. Bischöfe und Aebte

waren Vasallen oder Lehenträger der Könige und Fürsten. Als solche und als Besitzer großer Ländereien zogen sie oft an der Spitze ihrer Krieger ins Feld; und weder das Verbot Karls des Großen und seiner Nachfolger, noch die Mahnungen der Päpste oder der Abscheu aller Gläubigen vor diesen bepanzerten Priestern konnten dem eingewurzelten Unfuge steuern. Karl, der so rastlos für die Bildung seines Zeitalters wirkte, hatte die Anlegung von Schulen in allen bischöflichen Städten veranstaltet; und einer seiner nahen Verwandten, Bischof Chrodegang, unterstützte die Absichten des großen Kaisers trefflich durch die Gewohnheit des Zusammenlebens, welche er zuerst unter den Geistlichen seiner Kirche einführte, und welche überall nachgeahmt der Anfang zur Ausbildung der regularen Domstifter wurde, deren Einrichtung die Behauptung von Gregors strengern Maßregeln unendlich erleichterte.

Daß ein so wunderbares gehaltvolles Zeitalter bei der Nachwelt die widersprechendsten Urtheile erzeugte, ist der Natur der Dinge und dem Gange des Lebens gemäß. Wenige Menschen nehmen sich die Mühe, sich in ein entferntes Zeitalter mit unbefangenem Gemüth so ganz zurückzuversetzen, sich von späterer Einsicht und spätern Vorurtheilen so ganz los zu sagen, daß die Denkungsart, das Streben und die Gemüthsstimmung eines lange verflossenen Jahrhunderts auch die ihrige wird. Die meisten heben das Einzelne heraus, und beurtheilen es nach den Begriffen ihrer Zeit. Dann höhnen sie mit leichtem Sinn und frevelndem Mund die Einfalt eines Zeitalters, das sie nicht begreifen, oder mit schwärmerischer Begeisterung erheben sie Tugenden, die ihnen nur darum als solche erscheinen, weil sie mit demjenigen in grellem Widerspruche stehen, was sie in der Gegenwart am heftigsten beleidigen mag. Aber nie wurde ein Zeitraum leichtsinniger und mit befangenerm Geiste beurtheilt, als die Periode der vollendeten Oberherrschaft der katholischen Kirche über das christliche Europa. Der Geist des Alterthums, wo der Staat die erste Idee des Lebens war, und alle Kräfte des Bürgers in Anspruch nahm, hatte die Welt fast ganz verlassen, um einen neuen Genius der Veredlung des einzelnen

und der Vereinigung aller Völker durch das Band des Glaubens zu allgemein menschlicher, Alles umfassender Bildung seinen Wirkungskreis auf Jahrhunderte einzuräumen. Auch jene Völker waren nicht mehr, die, obschon unwürdige Erben jener großen Namen der classischen Vorzeit, ihre Sprache und einige Formen ihrer Denkungsart bewahrt hatten, oder wenn auch elende Ueberreste derselben in schmählicher Unterwürfigkeit und bejammernswürdiger Erniedrigung ihr Leben noch fortschleppten, so stellten sie doch das Bild ihrer großen Vorfahren nicht kräftiger dar, als ein von Würmern zernagter Leichnam die Gestalt eines hinübergegangenen Helden. Deutschlands Wälder hatten Europa mit einem neuen Schlage von Menschen bevölkert. Kräftig wie die stämmigen Eichen des vaterländischen Bodens, kriegerisch wie die Götter ihrer Heimath, fromm, unverdorben und einfältig wie Kinder einer unveränderten Natur, aber roh und unwissend wie der Mensch wenn er sich selbst überlassen ist, würden die Gründer des neuen Europas sich in den Gränzen ihrer unvollkommenen Staaten selbst aufgerieben, oder wenigstens die eroberten Länder Jahrhunderte lang zum Tummelplatze wilder Zerstörung und blutiger Greuel gemacht haben, wenn nicht ein so gewaltiger Geist wie der des damaligen Christenthums, bisweilen auch in so drohender, Schrecken und Unterwerfung einflößender Gestalt sich ihrer bemächtigt, und sie einem durch Unsichtbarkeit und geheimnißvollen Schauer rohen Seelen desto ehrwürdigern und furchtbarern Gesetze unterworfen hätte, welches bei aller Entartung und Verwilderung dennoch Christi Bruderliebe und Sittlichkeit athmete. Jene bei so geringer Cultur beinahe unbegreifliche Verbindung der Menschen aus verschiedenen Ländern in jenen dunkeln Zeiten war ein Wunder der katholischen Kirche und ihres Priesterthums. Aber diese konnten in ihrer Kraft und gewaltigen Wirkung nicht bestehen ohne Einheit, ohne Regel und ein die Menschen beherrschendes überirdisches Gewicht; und die Einheit der Kirche konnte wieder nicht bestehen ohne ein festes Lehrgebäude der Religion und eine vollendete Einrichtung des Priesterthums wie die Hierarchie. Daher darf man sich wohl keineswegs wegen der Herrschaft der

Geistlichkeit jener Jahrhunderte über die Laienwelt verwundern, noch viel weniger über dieselbe erschrecken oder sie als Greuel verfluchen. Vielmehr muß man sich darüber freuen, daß eine so große, so herrliche Idee wie die des Christenthums so schnell und so wohlthätig rohe Körperkraft bändigte, und höheres Streben bei der Menschheit unterhielt. Wenn man daher bei der Geistlichkeit jener Zeit Schutz gegen den rohen Arm der weltlichen Macht, Bewahrung des letzten Ueberrestes der Wissenschaft, Verbreitung von Cultur, wenn auch nach ihrem Sinne, Streben nach innigerer Vereinigung unter den Menschen, wenn auch im Ganzen genommen heilige Ueberzeugung von der Wahrheit einer ihnen in bestimmten Formen überlieferten Lehre findet, so darf man ihr schon darum vieles zu gute halten, was ihr der Natur alles Vergänglichen gemäß als Misbrauch anhing. Weder die Schlechtigkeit der Einzelnen, noch die allgemein und selbst von dem Besten geschehene Anwendung von Mitteln, die weder mit unsern Begriffen, noch unserer Ueberzeugung einstimmen, von denen aber viele damals nothwendig oder erlaubt scheinen mochten, dürfen dem Ganzen zur Schande gerechnet werden. Das Spiel der Leidenschaften darf uns in keinem Augenblicke der Geschichte befremden, weil es aus der Natur des Menschen hervorgeht; und eben so wenig die Schändung des Höchsten durch Gemeinheit und Laster. Daß hingegen die Einschränkung des Geistes in festgesetzte Schranken religiöser Dogmen eine freie Ausbildung desselben gehindert hätte, paßt noch nicht auf diesen Zeitraum, denn noch war kein bedeutender Stoff zu einer solchen da, und als er erschien, machte er sich zuerst in der Form scholastischer Disputationen, dann auch bisweilen in kräftigem Tadel priesterlicher Misbräuche oder frommer Unwahrheiten Luft. Erst alsdann wurde die Einschränkung der Denkfreiheit empfindlich, als die Völker in ihrer Bildung so weit fortgeschritten waren, daß ihnen die Herrschaft jenes priesterlichen Vereins entbehrlich wurde, und jene Anstalt sich dann noch aufdringen wollte, als die Zeit ihrer Wirkung vorüber war.

V. Capitel.

Von Gregors VII. Tod bis zur Verlegung des päpstlichen Stuhls nach Avignon 1087—1305.

Gregor VII. hatte die Allmacht der Päpste in sichtbarer Form in's Leben geführt; seine Nachfolger hoben das Werk unter Begünstigung der Zeit zu einer schwindelnden Höhe, bis Ueberspannung und Umgestaltung der Zeitbegriffe einen Fall herbeiführten, den weder Trotz noch Schlauheit ihrer Verweser mehr verhindern konnten, und der jene furchtbare Macht allmählig durch den Wechsel der Zeiten hindurch wieder zu der Unbedeutsamkeit hinabstürzte, aus welcher sie das Bedürfniß der Zeit und der hohe Geist vieler Päpste so wunderbar emporgehoben hatte. Gregors Nachfolger behaupteten standhaft die Sache der Investitur gegen den Deutschen Kaiser, wiewohl nicht ohne kräftigen Widerspruch von Seiten des letztern: bis endlich Calixt II. Mäßigung das Wormser Concordat zu Stande brachte, in welchem die Kaiser die Investitur mit Ring und Stab ein für allemal aufgaben, die Wahl eines Bischofs den Stiftern zufiel, und den Kaisern hingegen die Gegenwart bei dieser Wahl, die Entscheidung der hiebei zwischen dem Erzbischof und den Bischöfen vorgefallenen Streitigkeiten und die Belehnung mit der weltlichen Herrschaft vermittelst eines Scepters blieb. Auch in England zwang Paschalis II. den König Heinrich II. durch Hülfe Erzbischofs Anselm von Kanterbury, dem Investiturrecht zu entsagen. Aber was die Päpste noch immer nicht ohne harten Kampf einzelnen Fürsten und nur in Beziehung auf einzelne Länder abdrangen, dazu bahnte ihnen jetzt eine Erscheinung, wie sie die Weltgeschichte noch nie erfahren hatte, die Kreuzzüge, einen kurzen und zum Erstaunen leichten Weg. Während die gewal=

tigsten Fürsten Europas und seine bedeutendsten Völker alle Eingebungen nachbarlichen Hasses und alle Regungen politischer Eifersucht mit frommem Gemüthe beseitigend, an dem Grabe des Erlösers für eine gemeinsame Idee fechtend, Befriedigung jener heiligen Sehnsucht, die alle Seelen erfüllte, und vom heiligen Vater verheißene Vergebung aller Sünden suchten; erhoben sich die Päpste schnell wie die Alles belebende Sonne des abendländischen Völkervereins über alle Kinder der christlichen Kirche. Sie waren die Seele jener Unternehmungen, und da das ganze damalige Leben der Europäischen Völker sich auf dieselben bezog, wurden sie Herren des ganzen Lebens. Als daher die Vorsehung unter diesen Umständen einen Mann wie Innocenz III. (1198—1216) auf den heiligen Stuhl setzte, der an kühnem Muth und Standhaftigkeit Gregor VII., an Klugheit, Gewandtheit und Lebenserfahrung aber den gebildetesten Staatsmännern seiner Zeit ähnlich war, stieß ein solcher auf kein Hinderniß, welches ihm verwehrt hätte, über die Kronen der größten und angesehensten Monarchen zu entscheiden, ihnen Frieden zu gebieten, und ihre Ehebündnisse wegen geistlicher und weltlicher Verwandtschaft durch Machtspruch zu trennen, oder ohne ihre Bewilligung getrennte Ehen ungeachtet des Abscheues der Geschiedenen wieder zusammen zu zwingen. Aber Innocenz hatte für sittliche Tugend ein lebendiges Gefühl, wußte ihre Sache bei den verdorbenen Geistlichen auf der vierten Lateranischen Kirchenversammlung durchzusetzen, und konnte sie deswegen um so kühner in der Laienwelt behaupten. Allein dadurch schwächte er den Glanz und das Ansehen des päpstlichen Stuhles auf künftige Zeiten, daß er alle Kirchenstrafen und Bußen für Geld erließ, und die sich allmählich bildende Vergehen-Taxe, welche verbunden mit der Abgabe, die Rom bereits von jedem Hause in der rechtgläubigen Christenheit zog, den Nimbus, welcher die Aussprüche der Päpste bis jetzt umstrahlt hatte, in den Augen der Laien gewaltig verdunkelte. Weder die Stiftung der Bettelorden, noch die gleichzeitige Stiftung der Inquisition, durch welche das in der Kirche noch immer bestehende aristokratische Freiheitsprincip in eine demokratische Zwangsherrschaft umge-

wandelt werden sollte, konnten diese Fehler wieder gut machen; denn von nun an knüpfte das Interesse die übrige höhere Geistlichkeit öfters an die weltliche Staatsgewalt und vereinigte beide zu furchtbarem Bunde gegen den Römischen Stuhl. Zwar trug dieser in seinem Kampfe gegen das Hohenstaufische Kaiserhaus und besonders gegen Friedrich II. und den unglücklichen Konradin immer noch den Sieg davon; aber die öffentliche Meinung in Europa sprach in Rücksicht dieser Angelegenheiten nicht mehr so laut zum Vortheile des Papstes, und Viele bedauerten ohne Scheu den besserer Schicksale würdigen Fürstensinn und die Menschenwürde der Verdammten. Da nun am Ende dieses Zeitraums, wo der Eifer für die Kirche schon so abgenommen hatte, daß die Päpste, welche die Begeisterung für die Kreuzzüge durch Anwendung derselben gegen christliche ihnen misfällige Fürsten selbst geschwächt hatten, keine gläubige Schaar mehr wider die Saracenen vereinigen konnten, Bonifacius VIII., welcher die Herrschaft des Papstes zum Glaubensartikel heiligen wollte, die nie ganz zur Ausführung gekommenen Grundsätze Gregors VII. geltend zu machen versuchte, scheiterten sein Stolz und seine Kühnheit an dem kräftigen Widerstande König Philipps IV. von Frankreich, der in Uebereinstimmung mit allen Ständen seines Volks dem Römischen Hofe zuerst bewies, daß die Zeit vorüber sey, wo fremde Gewalt, wessen Ursprungs sie sich auch rühme, einem mit sich selbst einigen Volke in weltlichen Angelegenheiten gebieten könne. Bonifacius starb wüthend über die unerhörte, ihm durch des Königs Canzler Philipp Nogaret zugefügte Beleidigung und den schlimmen Ausgang seines Wagestücks für das Ansehen des heiligen Stuhls. Seinen Nachfolgern hinterließ er für diesen ungeheuern Stoß geringen Ersatz durch die zwiefache Krone, welche er zuerst mit der einfachen, seit dem neunten Jahrhunderte getragenen vertauschte. Benedict XI. überraschte der Tod, ehe er durch sein angekündigtes zeitgemäßeres Betragen die folgenschweren Fehler seines Vorgängers wieder gut machen konnte.

Unter den vielen Gestalten, in welchen der Glaube des Mittelalters sich offenbarte, waren jene Kreuzzüge, welche die

Macht des heiligen Stuhls und der Geistlichkeit auf ihren höchsten Gipfel gehoben hatten, eine der schönern und ohne Zweifel der wunderbarsten. Jenes Hochgefühl, mit welchem Völker und Fürsten verschiedener Mundart, sonst so verschiedenen Strebens, unter denen der gemeinsame Glaube sonst nie feindliche Berührung verhindert hatte, auf einmal Haß und Selbstsucht der Liebe Christi zum Opfer brachten, und ohne irdischen Zweck für das Andenken des göttlichen Stifters ihrer Religion und die Befreiung ihrer Glaubensbrüder kämpften, konnte in dieser Welt nur einmal und zwar nur in sehr vorübergehender Gestalt erscheinen. Schon seit Constantin dem Großen wallfahrteten fromme Gläubige an das Grab des Herrn. Als dieses aber in die Hände der Saracenen fiel, gestatteten sie zwar gegen Erlegung von bedeutenden Geldsummen diese Wallfahrten wie zuvor; bisweilen aber wurden doch die frommen Pilger in ihren andächtigen Verrichtungen gestört, beraubt, mishandelt oder getödtet. Das Jammergeschrei dieser Märtyrer und der in Palästina wohnhaften Christen drang zu ihren Brüdern nach Europa, deren Herzen durch Peter des Einsiedlers betrübte Schilderungen auf's heftigste erschüttert wurden. Auf einer zu Clermont in Auvergne durch Papst Urban II. gehaltenen Versammlung (J. 1096) riefen alle anwesenden geistlichen und weltlichen Großen mit einstimmiger Begeisterung aus: Gott will es (Deus le voult), und der Zug ward beschlossen. Um dem Gebot des neuen Testaments, daß jeder sein Kreuz auf sich nehmen solle, nachzuleben, hefteten alle diejenigen, welche sich zu dem heiligen Kampfe weihten, ein rothes wollenes oder seidenes Kreuz auf ihr Kleid, und hießen von nun an Krieger Gottes.

Der ehrwürdige Bischof Adamar von Puy gab das Beispiel, welchem der eitle Graf Hugo von Vermandois, Bruder König Philipps von Frankreich, der reiche Graf Raymund von Toulouse, der fromme und tapfre Robert von Flandern, der abentheuerliche Graf Robert von der Normandie, endlich die drei Söhne des Grafen Eustachius von Boulogne nebst vielen andern weniger berühmten Herren und Rittern folgten, und welches bald in ganz Europa eine zahllose Menge Nachahmer fand.

Später schlossen sich auch die normännisch-sicilianischen Fürsten Boëmund und sein ritterlicher Neffe Tancred dem Zuge an.

Verschiedene Schaaren von Schwärmern zogen voran, lange ehe das eigentliche Heer gerüstet war; und wenn sie auch alle durch eigene Schuld einen traurigen Untergang fanden, so mochten ihre Misgriffe und ihr Unglück wohl den Kriegern Gottes neue Schwierigkeiten in den Weg legen, nicht aber das Festhalten an ihren Gelübden schwächen. In der Mitte des Jahres 1096 brachen diese letztern endlich auf, und nach drei mühevollen Jahren, in welchen die Kreuzfahrer Alles zu leiden hatten, was einem in sich selbst durch Uneinigkeit, Treulosigkeit und unbezähmten Ehrgeiz seiner eigenen Genossen oft zerrissenen Heere durch einen tapfern Feind, einen zweideutigen Freund wie Byzanz und die Unerfahrenheit der damaligen Heerführer in der höhern Kriegskunst bereiten mochten, fielen erst Nicäa, dann Antiochien, endlich im Juli 1099 Jerusalem selbst in die Hände der christlichen Sieger.

Der schönste Geist sprach sich aus, als die Wahl eines Herrschers des am Grabe Christi neu gegründeten Staates auf den frommen und einsichtsvollen Gottfried von Bouillon, die Blume der damaligen Ritterschaft und einen der edelsten Menschen, fiel, die je auf Erden für Großes und Gutes gewirkt haben, und der auf die herrlichste Weise und im reinsten Sinne an dem Kampfe Theil genommen hatte. Aber Gottfrieds Aufgabe, den unnatürlichen abendländisch christlichen Lehens-Pflanzstaat von Jerusalem wider die im Morgenlande einheimischen Völker, denen die Abendländer an Einsicht nicht überlegen waren, zu befestigen, überstieg die Kräfte auch des Weisesten, weil sie mit der Natur der Dinge selbst im Widerspruche lag. Dennoch erwarb ihm seine Verwaltung selbst die Achtung des Feindes, der gerechter als neidische Freunde kein Bedenken trug, ihn laut für denjenigen zu erklären, der unter allen Sterblichen der einzige sey, welcher es verdiene, die Welt zu beherrschen. Obgleich der bald darauf heimgegangene Gottfried an seinem Bruder, dem geistreichen Balduin I., einen nicht unwürdigen Nachfolger fand, und auch Balduin II., des letztern Neffe, den Ruhm des Ge-

schlechts noch behauptete, so fingen doch Uneinigkeit unter verschiedenen Häuptern der christlichen Heere, Sehnsucht derjenigen, welche ihr Gelübde erfüllt zu haben glaubten, und persönlicher Ehrgeiz und Habsucht einiger Fürsten an, allen guten Fortgang der christlichen Waffen zu hemmen. Doch geschahen noch viele herrliche Thaten, welche die sich immer verringernde getreue Schaar mit dem glänzendsten Ruhme bedeckten, aber ohne neuen Zuzug aus dem Abendlande schien doch das Gewonnene nicht lange mehr erhalten werden zu können. Allein die neuen Versuche unter Graf Hugo von Vermandois, Stephan von Blois, Raymund von Toulouse und Wilhelm von Nevers, denen sich selbst viele fromme Frauen und Jungfrauen anschlossen, liefen durch Misgeschick und Schuld der Fürsten und Krieger so unglücklich ab, daß die Kämpfer am heiligen Grabe keine Erleichterung daher erhielten. Balduins Tochtermann Fulco erhielt nach vielen ritterlich durchlebten Jahren die Krone erst in einem Alter, wo er besser gethan hätte, sie niederzulegen, und nach seinem Tode mußte sein dreizehnjähriger Sohn Balduin III. noch eine Zeit lang unter seiner Mutter Melisenda Vormundschaft bleiben. Schon im ersten Jahre dieser Regierung verloren die Christen Edessa, welches sein Graf Joscelin, um anderswo ungestörter seinen Lüsten zu fröhnen, verlassen hatte. Vergebens sammelte die schwärmerische Beredsamkeit des heiligen Bernhard von Clairvaux ein neues gewaltiges Kreuzesheer unter König Ludwig VII. von Frankreich und Konrad III. von Deutschland. Schon auf dem Wege in das heilige Land ging der größte Theil von Konrads Heere wohl meist durch die Tücke der Griechen zu Grunde, und als sich die Trümmer des Deutschen Heeres mit den Franzosen vereinigt hatten, wurde der Krieg auch in Syrien auf's unglücklichste geführt. Den von den Saracenen geschlagenen und von den entarteten Einwohnern des Königreichs Jerusalem selbst mit scheelen Augen angesehenen Kreuzfahrern blieb nichts übrig, als die Heimath wieder zn suchen. So endete der zweite Kreuzzug.

So lange indessen Balduin III. herrschte, der in reifern Jahren seinen Vorgängern auf keine Weise nachstand, sank der

Stern des Königreichs Jerusalem noch nicht völlig unter. Noch wurden unter ihm glänzende Waffenthaten verrichtet, besonders hatte er sich durch die zweimal gewaltigen Kreuzheeren mislungene Eroberung von Ascalon einen unvergänglichen Ruhm erworben. Aber nach seinem im Jahr 1162 erfolgten Tode traten bald trübere Zeiten ein. Im Innern des Königreichs wurden die alten Uebel immer ärger, während die Feinde einen Anführer bekamen, wie ihn einst die Christen in der Person Gottfrieds von Bouillon gehabt hatten. Unter vormundschaftlichen und von Zwietracht aller Art, selbst von Bürgerkrieg getrübten Regierungen nahm die Kraft zum Widerstande mit jedem Tage ab. Unwiderstehlich drangen endlich die Saracenen unter ihrem Helden Sela=Heddin (Saladin) in die schlecht bewahrten christlichen Länder ein. Bei Tiberias erlitten die Christen eine gänzliche Niederlage, worauf eine Stadt nach der andern und endlich selbst der Sitz der höchsten Heiligthümer, Jerusalem, in die Hände der Ungläubigen fiel (J. 1187). Als Saladin bei der Eroberung dieser Hauptstadt den Ruhm seiner glänzenden Waffenthaten noch durch die schonendste, großmüthigste Behandlung der Besiegten verherrlichte, konnte man sich eines schmerzlichen Gefühls der Beschämung nicht erwehren, wenn man diesen Edelmuth mit den Greueln verglich, welche die Einnahme Jerusalems durch die Christen begleitet hatten.

Im Abendlande aber erregte die traurige Nachricht von dem Verluste der Heiligthümer solches Misgefühl, man ward von der Demüthigung der Christen und dem Triumph der Glaubensfeinde so schmerzlich ergriffen, daß ungeachtet des schlimmen Ausgangs der letzten Unternehmung dennoch wieder eine Menge Gläubiger das Kreuz ergriffen, um das Grab des Erlösers zu befreien. Auf diesem Zuge war es, wo der alte Kaiser Friedrich der Rothbart, nachdem er sein Deutsches Heer trotz dem Widerstande des Griechischen Kaisers in der besten Ordnung ins Morgenland gebracht, beim Baden im Flusse Saleph seinen Tod fand. Später erschienen auch der stolze Philipp August von Frankreich und Englands ritterlicher König Richard Löwenherz auf dem Kampfplatze. Allein bald scheuchte die Eifersucht

über Richards Heldenthaten den König der Franzosen wieder nach der Heimath. Von dem Wettkampfe Saladins hingegen mit dem Brittischen Ritterfürsten ist zu bedauern, daß er nicht seinen neuen Sänger begeisterte, wie der gewesen war, der den Kampf um Ilion verewigt hatte. Aber die Zeit der Herrschaft der Christen in jenen Gegenden war vorbei. Von dem größten Theile seiner Kampfgenossen verlassen, gewann Richard am Ende nichts für die Sache, für die er mit so vielem Ruhme gekämpft, als die in dem vor seiner Abreise geschlossenen dreijährigen Waffenstillstande erhaltene Bewilligung, daß die Orte, wo der Heiland für die Welt gelitten und dann drei Tage lang bis zu seiner Verherrlichung geruht, bis zum Ablaufe dieses Waffenstillstandes der Andacht der Christen offen bleiben sollten. Wie nun der vierte Kreuzzug statt gegen die Feinde des Glaubens gegen die wortbrüchigen Griechen gerichtet, und wie das Lateinische Kaiserthum, ein beinahe eben so unnatürlicher Staat als das Königreich Jerusalem, gestiftet wurde, ist in der Griechischen Geschichte erzählt worden. Unter solchen Umständen unternahmen es Kinder, ein besseres Beispiel zu geben, und Schaaren entlaufener Knaben wurden das Opfer ihrer Schwärmerei und ihrer Schwachheit. Kaiser Friedrichs II. glänzende Thaten, welchen die Christen selbst die Wiedereinräumung Jerusalems (J. 1229) und anderer Städte durch Vertrag verdankten, entkräftete Gregor IX. durch den unzeitigen Starrsinn, womit er jegliches Verhältniß der Macht seines einmal ausgesprochenen Bannes opferte. Von da an wich das Glück auf immer von den christlichen Waffen im Morgenlande. Die Ritterorden setzten den Kampf zwar immer noch mit Beharrlichkeit fort, aber ohne Erfolg. Auch Ludwigs IX. von Frankreich Heldenmuth wurde schlecht belohnt. Ein früherer Feldzug kostete ihm die Freiheit, ein späterer das Leben. Die Zeit der Kreuzzüge war vorbei. Nach seinem Tode nahmen die Saracenen ungeachtet des Widerstandes der Ritter einen Ort nach dem andern wieder ein, und die Europäischen Fürsten dachten nicht wieder daran, sie in dem Besitze derselben zu stören.

Mit der Wiedereroberung der Asiatischen Provinzen durch

das Schwert der Saracenen schienen wenigstens die äußern Folgen der Kreuzzüge aufgehoben und die ganze Reihe dieser Unternehmungen in politischer Rücksicht wirkungslos. Allein es bedurfte nicht einiger Meilen Landes, um das Andenken der auf das ganze Leben des abendländischen Europas so einflußreichen Züge in der Weltgeschichte zu erhalten. Bei der fast gänzlichen Auflösung der Europäischen Völker jenes Zeitalters durch die Lehensverfassung konnte nur eine so allgewaltig ergreifende Idee wie die Religion die Menschen aus den kleinlichen Verhältnissen, in welche die Mehrzahl von ihnen gebannt schien, zu einem freiern Leben und höhern Ansichten emporheben. Nur das Grab des Erlösers konnte die edelsten der vier großen Völker, welche den Kern der Kreuzheere ausmachten, Deutsche, Franzosen, Italiener und Britten, zu gemeinschaftlichen Zwecken vereint, in den lebendigsten Verkehr bringen. Hier wurden Freundschaften geschlossen, Ideen umgetauscht und Kenntnisse erworben, die ein Jahrtausend des gewöhnlichen Lebens nicht entwickeln konnte. Bisher hatten nur körperliches Kraftgefühl, Kriegslust, Ruhmsucht und Frauenliebe das Ritterwesen gebildet; jetzt holte sich das Ritterthum in Palästina im Kampfe für Glauben und Gefühl jene himmlische Weihe, welche es von da an begeisterte. Die wilde, ungebundene Kraft ehrgeiziger Fürsten und eines fehdegierigen Adels wurden nach dem Morgenlande abgeleitet, und ließ sein Vaterland einen wohlthätigen Fleiß und Bildung erweckenden Frieden genießen. Viele kehrten nie wieder zurück; die Zahl der Edelleute kam in ein billigeres Verhältniß mit der übrigen Bevölkerung und die Unterthanen, welche mönchische Schlauheit häufig den kreuzfahrenden Heeren ablockte, verloren nichts an dem Tausche; denn die geistliche Herrschaft war im Allgemeinen mild und gerecht. Ein kräftiger Bürgerstand hob sich empor, mit ihm Handel und nützliche Kenntnisse; die Schifffahrt kam in Thätigkeit, und der orientalische Luxus, dessen Einreißen so oft den christlichen Heeren verderblich war, begünstigte nicht selten die Veredlung derjenigen, deren Väter er dem unbarmherzigen Schwerte des Feindes geopfert hatte. Nur die Religion selbst, um deren Willen, obschon gegen ihren ursprünglichen

königlich geschätzt wurden, und sich die Anzahl ihrer Balleien, Propsteien, Priorate u. s. w. in den verschiedenen Ländern Europas im J. 1244 bereits auf 9000 belief. Den Versuchungen, in welche so ungeheure Reichthümer führen mußten, scheint dieser Orden nicht ganz widerstanden zu haben. Ihr gränzenloser Uebermuth beleidigte Fürsten und Priester ihrer Zeit, welche sie sogar der Verrätherei und mehrer andrer eben so schlimmer Vergehen beschuldigten. Nach der Periode der Kreuzzüge zogen sie sich wie die Johanniter nach Cypern zurück, viele aber hielten sich in Frankreich auf, woher ihre meisten Ritter gebürtig waren, und wo ihre größten Besitzungen lagen. Dort fanden sie im Anfang des folgenden Zeitraums einen fürchterlichen Untergang, den ihnen eher ihr Stolz, ihre Reichthümer, Neid und Habsucht der Fürsten zubereiteten, als die ungeheuern Verbrechen, die ihnen wohl meistens angedichtet waren. Bisher hatten die Deutschen nur im Allgemeinen mit den übrigen Völkern an den beiden geistlichen Ritter-Orden Theil genommen; aber während des dritten Kreuzzuges stifteten (J. 1190) Deutsche Kaufleute aus Bremen und Lübeck ein Hospital für ihre Landsleute zu Acco oder Ptolemais, welches sich ebenfalls wie die beiden andern zu einem kriegerischen Orden ausbildete, nur mit dem Unterschied, daß er den Deutschen ganz eigen blieb. Die Deutschen Ritter trugen weiße Mäntel mit schwarzen Kreuzen. Während aller Kreuzzüge zeichneten sie sich durch ausnehmende Tapferkeit und Treue, vorzüglich aber bei der Eroberung von Damieta (J. 1219) und bei dem Feldzuge Friedrichs II. in Palästina aus. Kaiser und Papst beeiferten sich, sie durch Freiheiten und Privilegien zu belohnen, und die erstern machten sich's zur Pflicht, den im dreizehnten Jahrhundert bereits höchst ansehnlichen Besitzungen des Ordens in Deutschland ihren besondern Schutz angedeihen zu lassen. In der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts wurde ein Theil von ihnen zur gewaltsamen Bekehrung der Preußen nach dem Norden abgerufen, und am Ende dieses Jahrhunderts kehrte auch der übrige Theil des Deutschen Ordens aus dem verlassenen Palästina in's Vaterland zurück. Im nördlichen Europa vereinigten sich die Deutschen Ritter mit den sogenann-

ten Schwertbrüdern, deren Orden Bischof Albrecht von Liefland zu ähnlichen Bekehrungszwecken in diesen Gegenden gestiftet, und die kurz vorher in harten Kämpfen gegen die Ungläubigen des Nordens starken Verlust erlitten hatten (J. 1236). In Preußen machten sie bald die glänzendsten Fortschritte, so daß trotz der hartnäckigsten Gegenwehr gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts die Eroberung und mit ihr die Bekehrung vollendet war.

Ueberhaupt scheint man bei dieser Bekehrung der nordischen Völker überall die Sachsenbekehrung Karls des Großen zum Vorbild genommen zu haben. Theils durch bewaffnete Hand, theils durch die von Reichthum und äußerlichem Glanz unterstützten Predigten Bischofs Otto von Bamberg brachte Herzog Boleslav III. von Polen die Pommern zum Christenthum. Im J. 1125 wurde das Bisthum Julin gestiftet und 1170 nach Camin verlegt. Nach hartnäckigem Widerstand bezwang endlich König Woldemar I. von Dänemark die benachbarten Rugier, und führte mit Hülfe des thätigen Bischofs Absalon von Roschild, nachdem er ihren Gott Skantewit verdrängt hatte, das Christenthum bei ihnen ein. Den Wenden und Brandenburgern zwangen es trotz aller Abneigung die Sachsen, den Lief- und Esthländern die Schweden, Deutschen, Kreuzfahrer und Schwertbrüder auf. Kurland nahm es bei Annäherung der Gefahr freiwillig an, die Preußen hingegen erst am Ende des dreizehnten Jahrhunderts nach einem fürchterlichen Kampfe gegen den Deutschen Orden. Während christliche Fürsten und Völker in ihrem Bekehrungseifer weder Land noch Menschen schonten, den durch die Begriffe der Zeit geheiligten Zweck zu erreichen, sah man sie oft aus innigem Herzen bedauern, daß die erschlagenen Heiden sich vor ihrem Tode nicht hätten mit Christus versöhnen können.

Seit der Reformation von Clugny nahm das Mönchswesen in Europa wieder mit neuem Eifer überhand, und erhielt bei den Gläubigen so hohe Achtung, daß das Wort religio mit Mönchthum einerlei Bedeutung erhielt, und am Ende dieses Zeitraums die Mönche für die vornehmsten Stützen der rechtgläubigen Kirche galten. Bis jetzt kannte man nur einen Orden,

nämlich den des heiligen Benedict, von dem die neuere Regel von Clugny nur eine Erfrischung oder Verbesserung war. Allein am Ende des eilften und im zwölften Jahrhundert nahm nicht nur die Zahl der Klöster, sondern auch die der Orden so furchtbar zu, daß sich die Phantasie der Heiligen dieses Zeitalters in Erfindungen neuer Mönchsgestalten zu erschöpfen schien. Im Jahr 1076 zog Stephan, der Sohn eines Auvergneischen Vicomte aus Thiers, auf den Berg Muret in der Nähe von Limoges, und brachte daselbst 30 Jahre in einer elenden Hütte ohne gute Nahrung mit beständigem Beten und Fasten zu, so daß sein Körper ganz ausgetrocknet, von dem vielem Bücken Hände und Knie voller Schwielen und selbst die Nase krumm gebeugt war. Sein heiliger Wandel fand Bewunderer und Nachahmer. Nach seinem Tode wurden aber diese wieder von dem Berge vertrieben, ließen sich zu Grandmont eine Meile von da nieder und stifteten hier einen Orden, der sich unter dem Namen von Grandmont schnell durch ganz Frankreich ausbreitete. Sie beobachteten eine äußerst strenge Regel, in welcher Armuth, Enthaltung von Fleisch und unnützen Reden die vornehmsten Puncte sind. Noch weit sinnreicher in der Kunst, sich selbst zu quälen und allen Lebensgenuß aufzuheben, war der heilige Bruno aus Cöln, welcher aus Abscheu über die Greuel des Erzbischofs Manasse, I. von Rheims im J. 1084 in der Einöde von Chartreuse bei Grenoble den in der Folge nach diesem Orte benannten Karthenser-Orden stiftete, in welchem ein beinahe gänzliches Stillschweigen geboten, und die äußerst magere, vorzüglich und mit seltnen Ausnahmen in Brodt, Wasser und Hülsenfrüchten bestehende Nahrung nur durch Ruthen- und Peitschenhiebe gewürzt wurde. Hingegen zeichnete sich die bei Anlaß einer Wundercur von dem greulichen Uebel des sogenannten Feuers des heiligen Antonius durch Geson, einen Edelmann aus Dauphiné, und seinen Sohn Guerin im J. 1095 begründete Brüderschaft des heiligen Antonius durch ihre wohlthätige Krankenpflege aus, welche ihnen auch die Achtung späterer Jahrhunderte erwarb. Eine der sonderbarsten Anstalten jener merkwürdigen Zeit ist der Orden von Fontevraud, welchen Robert von Arbrissélles im J. 1100

bei Landes in Poitou stiftete. Robert vereinigte daselbst eine Gemeinschaft von Büßern beiderlei Geschlechts, welchen er als Sinnbild der letzten Worte des Heilands vom Kreuze zu seinem Apostel Johannes in Bezug auf seine Mutter Maria eine Aebtissin vorsetzte, und die Weiber, besonders aber die ehemaligen Lustdirnen unter seine besondere Aufsicht nahm. Ihr vertraulicher Umgang soll zwar niemals seiner unbefleckten Keuschheit, wohl aber öfters seinem guten Rufe geschadet haben, und von höhern Geistlichen erhielt er mehr als einmal den wohlgemeinten Rath, sich nicht durch zu gesuchte Marter in eine Gefahr zu begeben, in welcher die Natur den Menschen gewöhnlich stecken läßt. Berühmter wurde indessen durch seine Verbreitung und seinen Einfluß auf die Zeit der Cistercienser-Orden, welchen Abt Robert von Molesme zu Citeaux fünf französische Meilen von Dijon stiftete (J. 1098), und welcher zuerst die schwarze bisher gewöhnliche Mönchskleidung mit einer weißen vertauschte. Die Cistercienser wurden vorzüglich durch den heiligen Bernhard von Clairvaux berühmt, der im J. 1113 in ihren Orden trat, und zwei Jahre später Vorsteher desselben wurde. Sein strenger Lebenswandel, sein Eifer für die Reinheit der Religion nach den Begriffen seiner Zeit und für die Sache seines Ordens erwarben ihm den Namen eines Heiligen und zweiten Vaters der Cistercienfischen Gemeinschaft, die sich in kurzer Zeit durch ganz Europa ausbreitete. Der Prämonstratenser-Orden verdankt seinen Ursprung einem niederrheinischen Edelmann Norbert von Gennep, welcher ihn im J. 1122 zu Premontre im Sprengel von Laon stiftete. Etwas später noch vereinigten sich auf dem Berge Karmel, wo der Prophet Elias gelebt hatte, die Karmeliter, welche das dreizehnte Jahrhundert nach Europa zurückführte, wo sie sich ungemein schnell verbreiteten, und besonders durch einen lächerlichen Eifer, den Ursprung ihres Ordens ins graue Alterthum zurückzuführen, auszeichneten. Um aber zum Beten, wissenschaftlichen Arbeiten, Bücher Abschreiben u. s. w. Muße zu haben, fingen nach und nach die Mönche an, ihre Klöster mit Laienbrüdern, die im Uebrigen den Mönchen gleich nur nicht zu Priestern geweiht wurden, mit Gelehrten, welche zwar in Mönchs-

kleidung doch die Regel nicht nothwendig beobachteten, und mit Geschenkten oder Geopferten, welche ohne Kleid und Gelübde Vermögen und Hände dem Dienste des Klosters weihten, zu bevölkern.

Trotz allen Armuths- und Entsagungsgelübden der Mönche hatten die Klöster allmählich so große Reichthümer angehäuft, daß der Glanz derselben und die Ueppigkeit, zu welcher sie verführten, der Menge der Gläubigen zum Aerger wurde. Ihre weltlichen Besitzungen aber und die Händel, in welche sie deshalb verwickelt waren, brachten sie mit Laien, insonderheit mit den Landesfürsten in solche Verhältnisse, daß das Interesse des heiligen Stuhls bisweilen darunter litt, und der Papst sie nicht mehr als so treue und wachsame Diener ansehen konnte wie vorhin. Zudem waren ihre Gesetze, welche sie in den Mauern ihrer Klöster eingeschlossen hielten, nicht geeignet, einen wirksamen Einfluß auf das Volk zu befördern. Indessen trat auf einmal ein dringendes Bedürfniß solcher dem Haupte der rechtgläubigen Kirche ergebener Volkslehrer ein; denn die Waldenser und Albigenser verbreiteten sich trotz aller Kreuzzüge und Verfolgungen mit dem Ungestüm eines reißenden Stromes durch das südliche Frankreich und nördliche Italien. Die Kühnheit ihrer Lehren und ihre Angriffe auf das ganze damalige Wesen der katholischen Kirche waren der Hierarchie und ihrem Haupte zu gefährlich, als daß man sie nicht um jeden Preis hätte zu unterdrücken suchen sollen. Da bot sich zu Rom der Spanier Dominicus (seinen Anhängern zufolge ein Abkömmling des Hauses Guzmann), ein gewaltiger Eifrer für den Glauben der Kirche gegen die Ketzerei, der schon viele Ketzer bekehrt hatte, an, einen neuen Orden zu diesem Geschäfte zu errichten. Ungeachtet des Beschlusses der vierten Lateran-Synode gegen die Vermehrung der Mönchsorden wurde sein Anerbieten mit Freuden angenommen, und einer bereits um ihn gesammelten Zahl seiner Anhänger die Bestätigung als Prediger-Orden ertheilt. Diese Ordensbrüder, welche (J. 1217) in Frankreich von ihrem ersten in der Jakobsstraße gelegenen Kloster zu Paris Jakobiner genannt wurden, sollten, um den Gläubigen keinen Aerger durch

Anhäufung von Gütern zu geben, allem Besitzthum entsagen, und das Herz der frommen Christen durch Entbehrung und Bettelei, ein Abzeichen der Demuth, erweichen. Indessen blieb doch der Religionsunterricht, die Predigt mehr noch als jenes Opfer der Demuth ihr Hauptzweck. Die Beredsamkeit, welche ihnen durch Studien und fleißige Uebung eigen wurde, schaffte ihnen nicht nur bei dem Volke, sondern auch bei den Großen an Königs= und Fürstenhöfen schnellen Eingang, ja endlich zu Rom solches Zutrauen, daß ihnen von dem heiligen Stuhl das furchtbar wichtige Geschäft anvertraut wurde, durch die Inquisition die Christenheit von Ketzern zu reinigen. Zwar weniger in Palästen und Schlössern gesucht, aber vom Volke mit desto größerer Schwärmerei verehrt und für den Römischen Stuhl ein vorzügliches Werkzeug zur Unterwerfung gläubiger Seelen wurde der zu gleicher Zeit mit den Predigern gegründete Orden der Minoviten, Seraphiten oder Franciscaner (cordeliers), den die an Wahnsinn gränzende Begeisterung für Demuth und Schmach des heiligen Franz von Assisi in Italien errichtete, der sich durch die elendeste, mit einem Strick als Gürtel umwundene Kleidung und durch die ihm zum Hauptgeschäfte gemachte Bettelei vor allen andern Brüderschaften im Aeußern unterschied, und vermittelst des ihm vom Papste übertragenen Ablasses= und Beicht=Privilegiums die vollkommenste Herrschaft über die Seelen der Gläubigen anmaßte. Die Bettel=Mönche vermehrten sich in ganz Europa zu einer ungeheuern Anzahl; ihre alle übrigen Orden und auch die Weltgeistlichkeit besonders Bischöfe und Pfarrer beeinträchtigenden Vorrechte, ihre blinde Ergebung in den Willen der Päpste, der Uebermuth, den ihre Macht und die erbettelten ungeheuern Reichthümer ihnen einflößten, machten sie allen ihren geistlichen Nebenbuhlern verhaßt, und erweckten ihnen selbst einen furchtbaren Kampf mit der Universität von Paris, als sie sich mit Gewalt in die Lehrstühle der theologischen Facultät eindrängten. Aber mit Hülfe des Papstes und der von ihnen gänzlich beherrschten Könige und Völker überwanden sie Alles, behaupteten auch bisweilen durch solche Männer wie die Prediger Jordan, Raymund de Pennaforte, Albrecht der Gro=

ße, Thomas von Aquino und die Franciscaner Alexander Hales, Bonaventura, Roger Bacon und Johann Duns Scotus den Kampf auf eine ehrenvolle Art. Nicht so glücklich wie in Endigung ihres Streites mit der übrigen Geistlichkeit waren die Bettelmönche in Beilegung der Mishelligkeiten unter beiden Orden selbst, die sich bald über ihren Rang, bald über philosophische und theologische Meinungen und zwar immer von neuem erhoben; ja die Franciscaner zerfielen sogar unter sich selbst und theilten sich in mehrere abgesonderte Parteien. Dessenungeachtet vermochte dieses Alles nicht, die Macht der Bettelmönche in diesem Zeitraume zu schwächen. Wie ein unzählbares und unüberwindliches Heer, welches überall hervorrückte und sich stets erneute, kämpften sie in der ganzen Christenheit und selbst auf Missionen für die Sache des Papstthums, der Rechtgläubigkeit und des unbeschränkten Wunderglaubens, deren Herrschaft vermittelst solcher Verfechter schwer auf den Gläubigen jenes Zeitalters ruhte, und die bereits hie und da kräftig emporstrebende Aufklärung gewöhnlich im Keim erstickte, ehe sie den Geist der Zeitgenossen auf eine bestimmte und bleibende Art ergreifen konnte. Der ebenfalls in dieser Zeit aus Eremiten unter Gregor IX. entstandene Augustiner-Orden hingegen wurde mehr durch seine spätere als durch seine gegenwärtige Wirksamkeit berühmt.

Durch seine Natur für schwärmerische Begeisterung weit empfänglicher als die Männer, aber gewöhnlich auf der Bahn, welche ihm die Herren der Schöpfung vorzeichnen, fortschreitend, ahmte das andere Geschlecht häufig und zwar mit unbegreiflicher Geduld und Entsagung die strengen Klostergelübde jenes Zeitalters nach. Fast alle die neu entstandenen Orden fanden weibliche Schwestern, welche unter Gesang und Gebet die weibliche Natur zu vergessen schienen. Allein vielleicht wurden die armen Kartheuserinnen, Carmeliterinnen, Dominicanerinnen, Clarisserinnen und jene Nonnen des Ordens von Fontevraud, die in so naher Verbindung mit Mönchen lebten, eben so oft von den Schwächen ihres Geschlechts überrascht, als sie

mit unnatürlicher Selbstverläugnung die furchtbare Entsagung der Mönche zu steigern suchten.

Nach dem Beispiele der hohen Römischen Geistlichkeit, welche sich allmählig zum Cardinals-Collegium ausgebildet hatte, wußten sich auch die Stiftsbrüder oder Geistlichen der bischöflichen Hauptkirchen besonders in Deutschland ansehnliche Vorrechte zu erwerben und zu sichern. Während Kaiser und Päpste sich mit unsäglicher Erbitterung um das Investiturrecht der Bischöfe stritten, brachten die Stiftsbrüder die eigentliche Wahl derselben um desto sicherer an sich, und setzten sie nach und nach eben so unerschrocken gegen weltliche als gegen den geistlichen Oberherrn durch. Die Stifter waren besonders durch das in Frankreich zuerst eingeführte, auch in den übrigen Ländern nachgeahmte Zusammenleben zu bestimmten und abgeschlossenen Körpern zusammengetreten, in deren Hände mit den bischöflichen Wahlen auch die Entscheidungen über die wichtigern weltlichen Angelegenheiten der Kirchen, die Besetzung vieler Stellen an denselben und aus frühern Zeiten durch Schenkung frommer und mächtiger Laien unermeßliche Reichthümer gefallen waren. Das hohe Ansehen, welches Gewalt und Reichthum der Stifter ihren Genossen ertheilte, lockte bald ärmere Glieder des Standes, der Alles zu gelten gewohnt war, aber seine Güter nicht auf alle seine Kinder vertheilen konnte, jüngere Söhne von Fürsten und Edelleuten und andere Verarmte von hoher Geburt in die begüterten Stifter, deren Ueberfluß sie reichlich für die aufgegebenen weltlichen Verhältnisse entschädigen mochte. Vorzüglich gelang dieses in Deutschland, wo der freie Deutsche Adel im unabhängigsten Verhältnisse gegen die höhern Landesherren lebte, und im Reiche mitunter am meisten galt. Daher verdrängten die adelichen Stifts- oder, wie man sie jetzt zu nennen anfing, Domherren allmählig die von geringerer Geburt, selbst wenn sie der Papst vorgeschlagen oder ernannt hatte, fast ganz aus den Deutschen Stiftern, von denen er die bedeutendern besonders Mainz und Straßburg von nun an als sein Eigenthum betrachtete. Aber von dieser Veränderung war das Aufhören des bisherigen Stiftslebens und der alten Strenge und Einfachheit

der ehemaligen Stiftsbrüder eine natürliche Folge. Seitdem nicht mehr frommer Eifer und Entsagung, sondern weltliche Rücksichten und Streben nach üppigerm Genusse zum Eintritt in die Stifter bewog, und diese mehr eine weltliche, zur Behauptung von Freiheit und Unabhängigkeit vortreffliche, als eine geistliche Anstalt geworden zu seyn schienen, wurden jene einschränkenden Regeln den Stiftsgenossen lästig, das Zusammenleben hörte auf, und an seine Stelle trat eine Absonderung sowohl der Wohnung als des Eigenthums, welche nach frühern Gesetzen nie erlaubt gewesen war. Mit einem Worte die Domherren traten aus dem Range christlicher Eiferer und klösterlicher Dulder heraus, um in der Vertheilung der öffentlichen Gewalt nach dem Geiste der damaligen Zeit eine desto bedeutendere und vielleicht desto wohlthätigere Stelle einzunehmen.

Eine neue und zwar sehr kräftige Stütze erhielt die päpstliche Gewalt an dem sich in diesem Zeitraum ausbildenden kanonischen Rechte, das sich schnell zum Ansehen eines allgemein gültigen Gesetzbuchs des christlichen Gesammtstaats emporhob. Das Römische Recht, welches Italien auch um der Sprache willen so viele Jahrhunderte hindurch aufbewahrt hatte, fand bei den Kaisern schon der ihrer Gewalt zuträglichen Grundsätze wegen Gnade, und bei ihren Völkern allein des bisherigen Mangels wegen Eingang. Aber eben diese Grundsätze und dasjenige, was in dem Justinianeischen Recht auf die alt Römische Staatsreligion Bezug hatte, war den Planen des heiligen Stuhls entgegen, und bedurfte in seinen Augen eines wirksamen Gegengewichts. Nur die geheiligten Aussprüche der Kirchenversammlungen und der Päpste selbst konnten als Nebenbuhler auftreten. Schon hatten Burkhard von Worms und Ivo von Chartres nebst vielen andern solche Sammlungen veranstaltet, die sie unter dem Namen von Decretalen bekannt machten; allein die vielen falschen Gesetze, welche sich eingeschlichen hatten, schwächten ihr Ansehen bei den gebildeten Laien aus der Geistlichkeit selbst. Daher war die Arbeit, welche der Mönch Gratianus im Jahr 1151 zu Bologna für die berühmte Rechtsschule in systematischer Ordnung vollendete, ein höchst erwünschtes

Werk für den heiligen Stuhl, welcher damals noch immer an Macht und Einfluß zunehmend es genugsam empfahl, um sich darauf berufen zu können, sich aber wohl hütete, durch öffentliche Anerkennung desselben seinen eignen Ansprüchen ein bestimmtes Ziel zu setzen. Indessen konnte sich später Gratians sogenanntes Decret, dem eine öffentliche Genehmigung fehlte, nicht neben dem Justinianeischen Gesetzbuche halten, das von den alt Römischen Kaisern, nach den Begriffen der Zeit, den Vorgängern der gegenwärtigen Kaiser im Reich, herausgegeben und bestätigt war; und das kanonische Recht wäre ohne Zweifel bald tief unter seine ältern Nebenbuhler herabgesunken, wenn die Päpste nicht geeilt hätten, ihre Vorschriften durch förmliche Genehmigung zu heiligen. Innocenz III., der mehr Gesetze als irgend einer seiner Vorgänger herausgab, machte den Anfang damit. Ihm folgte Honorius III. für seine eignen Verordnungen nach; aber Gregor IX., der die Unbrauchbarkeit solcher zusammengeflickten Compilationen einsah, vollendete die Arbeit der frühern Päpste, indem er alle bisherigen Kirchengesetze durch den gelehrten Raymund von Pennaforte in ein System sammeln ließ und im J. 1234 unter dem Namen seiner Decretalen herausgab. Innocenz IV. vermehrte sie mit den Schlüssen der Lyoner Kirchen-Versammlung vom J. 1245 und Gregor X. mit den Schlüssen der Lyoner Synode vom J. 1274; endlich ließ Bonifaz VIII. alle seit Gregor IX. erschienenen Decretalen in ein neues System fassen, und fügte sie der Sammlung dieses Papstes als sechstes Buch authentisch bei. Mittlerweile blühte das Studium beider Gesetzgebungen bald in hartem Streit, bald in ziemlichem Einklange neben einander zu Bologna, wo sich zwar die Ausleger der Justinianeischen Legisten, die der kanonischen hingegen Decretisten oder Kanonisten nannten, aber beide mehrentheils Geistliche waren. Wenn also auf der einen Seite das alt Römische Recht durch die Gunst der Kaiser, die Genauheit seiner Bestimmungen und die Bemühungen eines Werner und andrer seiner Bearbeiter emporgehoben wurde, so hatte auf der andern Seite das kanonische doch den göttlichen Ursprung, aus welchem es hergeleitet wurde, den Schutz des Papstes und

der Geistlichkeit, vorzüglich aber eine weit größere Uebereinstimmung mit dem Geiste der Zeit voraus, die ihm durch Erwähnung und Berücksichtigung so vieler neuer Verhältnisse, die dem Alterthume fremd waren, vereint mit den andern Vorzügen bei den Zeitgenossen das Uebergewicht sichern mußten.

Beinahe unvermerkt hatte sich zu Paris aus mehrern von Bisthum und Klöstern unabhängigen Schulen die sogenannte Universität gebildet, welche unter dem Schutze Fränkischer Könige zu einem selbstständigen Körper erwuchs, der wie eine irdische Sonne die Studien aller Völker dieser Zeit belebte. Da alle Forschungen des menschlichen Geistes sich auf die Theologie bezogen, wurde Paris bald der Hauptsitz der Bemühungen, diese Wissenschaft aufzuklären, und mit den philosophischen Lehren des Aristoteles, welche die Grundlage alles Denkens waren, in Harmonie zu bringen. Bereits hatte Erzbischof Anselm von Kanterbury durch seine äußerst scharfsinnigen und freiern Untersuchungen im Gebiete der Vernunft, durch die er den Glauben doch nur unterstützen, nicht erforschen oder rechtfertigen wollte, eine neue und reichhaltige Quelle für die Bildung des Geistes zu höherer Wissenschaft eröffnet. Hildebert, ein Mönch aus Lavardin benutzte diese Quelle zur Abfassung eines Systems der Theologie nach dialektischen Grundsätzen, in welchem er alle ihre denkbaren Einwendungen gegen die rechtgläubigen Dogmen heraushob, und ihnen eine dialektische Beantwortung entgegensetzte. Durch diese Methode war der Grund zu allen dialektischen Disputationen über theologische Sätze gelegt, welche die sophistische Kunst des Griechischen Alterthums in das so grell verschiedene wissenschaftliche Streben des spätern Mittelalters einführten, aus dem man zwar Ableitung der Geistesthätigkeit von Erwerbung nützlicher Kenntnisse, besonders im Gebiete der Natur vorwerfen, nicht aber eine lebendige Anregung der Seelenkräfte zu freierm Gebrauche absprechen kann. Roscelin gab durch die Behauptung vom Nominalismus der allgemeinen Begriffe der philosophischen Streitlust auf Jahrhunderte Nahrung. Allein bald zog die Anklage, als ob Roscelin durch seinen philosophischen Satz das wirkliche Seyn der Dreieinigkeit geläugnet hätte,

den Kampf in's Gebiet der Theologie, wo jenen vorzüglich Anselm von Kanterbury theils mit dialektischen, theils mit dogmatischen Waffen so hart angriff, daß er auf einer Synode zu Soissons widerrufen und seiner Meinung in der Folge noch Vermögen und Vaterland opfern mußte. Dennoch ließen sich die philosophischen Köpfe seines Zeitalters nicht abschrecken, die Theologie mit der Fackel der Vernunft zu beleuchten, und sogar das Licht dazu bisweilen aus sich selbst ohne Hülfe des alten Griechischen Wegweisers zu holen; und als vollends Abälards Feuergeist und durch das Studium der Alten erworbene hohe Bildung die Schwierigkeiten des Nominalismus und Realismus mit ungewöhnlicher Leichtigkeit bekämpfte, und selbst in der Theologie der Vernunft so große Rechte anwies, daß ihr nur noch wenige Stufen zum Herrscherthrone des Glaubens fehlten, als er endlich sogar in seiner Sittenlehre Meinungen aufzustellen wagte, die dem damaligen Sittenverfall steuern sollten, und sich mit dem beliebten Büßungssystem nicht vertragen konnten; da glaubte der allgewaltige Cistercienser Bernhard von Clairvaux, das Orakel seiner Zeit in Angelegenheiten des Glaubens, durch Donnerworte der Schmähung die schlummernden Verfechter der rechtgläubigen Lehre aufwecken zu müssen, und der bedrängte Abälard, der sich im Gefühle seiner Kraft wohl nicht immer einer klugen Demuth beflissen haben mochte, wäre zu Sens (J. 1120) und zu Rom verdammt ohne Zweifel durch die Verfolgungen seiner Gegner zu Grunde gegangen, hätte nicht der Ordensneid ihm in dem Cluniacenser Benedictiner Peter dem Ehrwürdigen einen Beschützer zugewendet, den ihm in jenen Zeiten sein reines Streben nach Vervollkommnung und Erkenntniß noch nicht erwerben konnte. Wenn auch Peter der Lombarder (J. 1164) durch die seinem weit weniger eigenthümlichen Genie angemessene Methode in seinem magister sententiarum nur die Aussprüche älterer Theologen aufzuzählen, zu ordnen und zu erklären, den Zeitgeist mit seinem Streben versöhnte, und seinem Buche ein dauerndes Ansehen in der Kirche verschaffte, so entging er doch eben so wenig der Verketzerung als die Selbstdenker Gilbert de la Poirée und Peter von Poitiers.

Aber jetzt schöpfte auf einmal ein Englischer Franciscaner Alexander von Hales (†. 1245) aus dem ganz frischen Born der kürzlich von den Arabern durch Lateinische Uebersetzungen wiewohl in sehr unvollkommenem Zustande nach Europa gekommenen physischen, metaphysischen und moralischen Werken des Aristoteles, da man früher nur das Organon desselben und die Werke einiger seiner Commentatoren wie Boethius u. s. w. gekannt hatte. Ihm folgte auf dieser Bahn der berühmtere Prediger-Mönch Albert der Große (†. 1280), Bischof von Regensburg, den seine ungeheure Belesenheit nicht vor groben historischen Irrthümern sicherte, während eine für die damalige Zeit ungewöhnliche Naturkenntniß den Verdacht der Zauberei auf ihn wälzen mußte. Sein Schüler, der heilige Prediger Thomas von Aquino (†. 1274), aus einer gräflichen Familie des Königreichs Neapel, ein glänzendes Licht der Kirche, verdunkelte durch seine Entwicklung der rationalen Theologie den Ruhm seiner beiden Vorgänger und erwarb sich in der Kirche ein unvergängliches Ansehen. Sein Gegner Johann Duns Scotus, ein Franciscaner zu Dunston in Nordhumberland (geboren im †. 1308), der nach der Art der Skeptiker Sätze und Gegensätze gegen einander aufstellte, über die er ohne Entscheidung disputirte, und sich vorzüglich in dunkeln Erörterungen und Distinctionen gefiel, brachte durch seinen Scharfsinn die Dialektik des Mittelalters auf ihren höchsten Punct. Was bisher weder dem Ordensneid noch den Lebensverhältnissen gelungen war, die Scholasten unter sich zu entzweien, geschah jetzt durch die Angriffe des Scotus auf den heiligen Thomas. Dieser war in der Philosophie dem Nominalismus zugethan, hielt es in der Lehre von der Gnade Gottes und dem freien Willen streng mit dem Augustinus, und bekämpfte stets die Behauptung von der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria. Scotus war Realist und bestritt auch diese andere Meinung des Thomas von Aquino. Die Anhänger dieser beiden großen Männer setzten diesen Streit unter dem Namen von Thomisten und Scotisten bis auf die spätern Jahrhunderte hindurch fort, und zählten in ihrem Range besonders die Orden der beiden Gegner. Scotus ist der letzte

scholastische Theolog dieses Zeitalters, in welchem die Scholastik sich entwickelte und den höchsten Grad ihres Flors erreichte. Wenn sie in der Theologie Glauben und Vernunft nicht durchaus harmonisch zu stimmen vermochte, wenn sie lieber aus den Werken des Stagiriten eine widernatürliche Auslegung herausdrechselte, und die Schriften der Kirchenväter mit Anwendung auf die bestehende Dogmatik benutzte, als auf den reinen und von ihnen so vernachlässigten Urquell des Christenthums, die Bibel, zurückzugehen; so muß man dieses einerseits den Begriffen und der Bildung der Zeit zu gut halten, und ihnen andrerseits unendlichen Dank wissen, daß sie die bessere Erkenntniß und die regsamen Kräfte des menschlichen Geistes vor der Erschlaffung und dem Todesschlafe bewahrten, in welche sie die verfinsternde Mönchsschwärmerei ihres Zeitalters versenkt haben würde.

Bei der so bestimmten Tendenz des Mittelalters für das Außerordentliche, Geheimnißvolle oder Tiefe konnten die sogenannten biblischen Theologen gegen die scholastischen nie aufkommen; während sich die mystischen mit großem Vortheil gegen sie, und als jede Partei ihre natürliche Laufbahn gefunden hatte, auch neben ihnen erhielten. Jene Mystiker, deren Helden Bernhard von Clairvaux, Hugo und Richard von St. Victor und Bonaventura waren, suchten die Theologie, aus welcher die Scholastiker beinahe eine bloße Verstandesübung gemacht hatten, wieder ins Herz und Leben zu rufen; aber sie suchten dieses mit ihren geheimnißvollen, innerlichen Veränderungen der Seele, mit ihren strengen äußerlichen Uebungen und mit einer martervollen Anstrengung der Phantasie auf einem Wege, den nur der betreten mag, dem geheimnißvolle, wunderbare Deutelei mehr als kräftige und klare Wahrheit gilt. Allein trotz dem daß sie statt lindernden Balsam für kranke Seelen oft innerlich zehrende, schwächende Gifte boten, errang ihre blumenreiche rührende Beredsamkeit fast immer die Bewundrung guter Menschen.

Auch in diesem Zeitraume wurden Versuche gemacht, die beiden christlichen Kirchen im Abendlande und im Orient zu vereinigen; aber wie unter zwei Sonnen, von denen jede allein die-

selbe Welt bestrahlen will, so war auch unter ihnen keine Annäherung möglich; und wie hätte vollends eine Uebereinkunft statt finden können, wo jeder Theil bis auf den kleinsten Punct hinaus die wesentlichen Erfordernisse der Seligkeit bestimmt hatte? Zwar wurden noch unter Urban II. zu Bari im J. 1097 und im J. 1112 und 1135 zu Constantinopel Unterredungen über dieses große Geschäft gehalten, und indessen häufig darüber Schriften gewechselt, aber beide blieben bei der alten Meinung; und als endlich auf der Kirchenversammlung von Lyon (J. 1274) durch den Eifer des Michael Paläologus und Gregor X. die christliche Kirche zu einem Ganzen vereint schien, und selbst der Patriarch von Constantinopel sein Selbstgefühl geopfert hatte, scheiterte Alles an den Ränken König Karls I. von Neapel, welcher aus ehrgeizigen Absichten auf das Griechische Reich den Papst Martin IV., seine Creatur, veranlaßte, den Kaiser ohne eigentlichen Grund mit dem Banne zu belegen. Aber gerade um die Zeit, wo neue Versuche geschahen, die beiden Hauptstämme eines Ursprungs zu vereinen, hatte die Griechische Kirche auch in ihrem Innern gewaltige Zerwürfnisse zu beseitigen. Unter den Namen von Bogomilen, Messalianern und Euchiten hatte sich eine Schaar Eiferer, an deren Spitze der Arzt Basilius stand, von dem gemeinen Glauben der Griechen getrennt, welche selbst nach dem Feuertode ihres Hauptes noch lange nicht ausgerottet werden konnten, und das Hauptgeschäfte mehrerer Kaiser und Concilien wurden. Ihnen galt weder das alte Testament, noch das katholische Dogma von der Dreieinigkeit, denn nach ihrer Meinung waren Gottes Sohn und der heilige Geist erst nach Christi Geburt entstanden. Sie glaubten, die sichtbare Welt habe ein aufrührischer Sohn Gottes, Satanael, geschaffen. Kreuzesverehrung, Bilder- und Reliquiendienst, Wassertaufe, Abendmahl, Gottesdienst in Kirchen und einen geordneten Priesterstand verwarfen sie gänzlich. Ehelosigkeit, strenges Fasten und einen armseligen Aufzug hingegen hielten sie für hohe Tugend. Seitdem die äußere Macht der Griechischen Kaiser so sehr in Verfall kam, wurden theologische Streitfragen ihre Hauptbeschäftigung, und je mehr sie sich

in den Tiefen derselben verloren, desto tiefer sank der schwache Ueberrest weltlichen Ansehens.

Aber selbst die Lateinische Kirche und die Hierarchie, ungeachtet sie an dem Glauben der Zeit eine eiserne Grundlage und an so vielen selbst veranlaßten Einrichtungen ein undurchdringliches Bollwerk gegründet zu haben schien, konnte doch innere Gährungen, welche der bestehenden Verfassung den Untergang drohten, nicht ganz unterdrücken. So schlug Arnold von Brescia, ein Schüler Abälards, eben so ausgezeichnet durch glänzende Talente als durch einen unbeschränkten Ehrgeiz, nachdem ihn wegen seiner ketzerischen Begriffe über Abendmahl und Taufe und seiner heftigen Angriffe auf die Hierarchie Kirchenversammlungen bald aus seiner Vaterstadt, bald aus Frankreich vertrieben und zu einer Flucht nach Zürich genöthigt hatten, durch die Umstände, vorzüglich durch die Eifersucht vieler Römischen Großen unterstützt, den Schauplatz seiner politischen und religiösen Angriffe auf den Papst und die Geistlichkeit zu Rom selbst, in der Hauptstadt des christlichen Oberhauptes, mit solchem Erfolge auf, daß ein Papst darüber das Leben verlor (J. 1145), die Römer ihre Republik wiederherstellten, und erst nach zehn Jahren vollkommen wieder unterworfen werden konnten. Allein mit Arnolds Hinrichtung wurde nicht auch der Eindruck seiner Lehren vertilgt. Schon früher hatte Peter von Bruis, ein Priester in Languedoc, daselbst wider die Kindertaufe, den Gebrauch der Kirchen und der Kreuze, auch wider die Gegenwart des Leibes und Blutes Jesu Christi im Abendmahl und die Opfer, Gebete und Almosen für Verstorbene mit vielem Eifer gepredigt; und sowohl er als sein Schüler, der Mönch Heinrich aus Lausanne, hatten sich im mittäglichen Frankreich und den angränzenden Ländern einen sehr großen Anhang erworben, ohne daß des ersten Lehrers Feuertod im Jahr 1124 und Heinrichs Verurtheilung zu ewiger Gefangenschaft durch eine Rheimser Synode (J. 1148) den Glauben ihrer Schüler vernichten konnten. Ueberhaupt vermochten jetzt die strengsten Maßregeln nicht mehr zu verhindern, daß nicht bald hie bald da unter heftigern oder gemäßigtern Ausdrücken höchst gefährliche Einsprüche, sei es ge-

gen die thatsächlichen Misbräuche der Kirche, oder gegen einzelne Dogmen der rechtgläubigen Lehre gethan wurden. Hatte doch selbst der sonst so unduldsame Bernhard von Clairvaux über Taufe und Sündenvergebung aufgeklärtere Ansichten, und hatte selbst Anselm von Kanterbury noch behauptet, die Jungfrau Maria sei in Sünden empfangen und geboren worden. Jene freiern Meinungen über die Kirchenverfassung und das Dringen auf reine Würdigung der Bibel und Abstellung einer unendlichen Menge von Misbräuchen wurden im mittäglichen Frankreich je länger je häufiger; und weil besonders Albigeois ein Sitz solcher sich absondernder Secten war, begriff man sie alle, so sehr sie auch in einzelnen Theilen von einander abweichen mochten, unter dem Namen Albigenser. Man predigte und schrieb gegen sie, forderte die weltliche Macht zu ihrer Ausrottung auf, und als diese nicht die Hand bieten wollte, ließen die Päpste sogar den Ruf zu einem Kreuzzuge gegen sie ergehen. Habsucht und wilder Glaubenseifer führten denselben zwanzig Jahre lang mit gränzenloser Wuth und Grausamkeit, ohne den Vertilgungszweck zu erreichen. Vor allen andern glaubten sich die Waldenser dazu berufen, das Christenthum wieder in seine alte Reinheit herzustellen. Peter Waldus, ein angesehener Bürger von Lyon, hatte aus Begeisterung für diesen schönen Zweck seine Reichthümer unter die Armen vertheilt und dem Kaufmannsstande entsagt (J. 1170), um das Evangelium zu predigen. Ohne sich von der Kirche trennen zu wollen, äußerte er einige freiere Ansichten über verschiedene Sätze des katholischen Glaubens, mehr noch Tadel über den durch die Reichthümer eingeschlichenen Sittenverfall und die groben Misbräuche der Geistlichkeit. Mit solchen Aeußerungen sprach er nur das Bedürfniß seiner Landsleute aus, unter denen sich seine Worte rasch verbreiteten, und nicht nur im südlichen Frankreich viele Bewundrer fanden, sondern auch sogar nach der Lombardie und der pyrenäischen Halbinsel in's Königreich Arragonien drangen. Als aber die Waldenser, welche man auch Leonisten, Humiliaten und Insabateten nannte, anfingen von der unduldsamen Geistlichkeit verfolgt zu werden, trennten sie sich ganz von der Kirche, und

traten von nun an als eifrige Gegner derselben auf. Sie erklärten ohne Scheu öffentlich, daß sie die Römische Kirche nicht für die Kirche Christi erkenneten, und den Papst für das Haupt aller Irrthümer hielten. Die Prälaten verglichen sie mit den Schriftgelehrten des neuen Testaments und die Mönche mit den Pharisäern. Ihr Wandel war äußerst streng, so viel als möglich beobachteten sie Gemeinschaft der Güter, hielten häuslichen Gottesdienst, lasen biblische und andere religiöse Schriften in ihrer Muttersprache, und hielten viel auf Armuth und demüthigen Aufzug. Freilich war es bei dem damaligen Bildungszustande des Volks, der Gährung der Gemüther und dem feurigen Geiste der Bewohner jener Gegenden nicht wohl zu vermeiden, daß Schwärmerei, unmittelbare Gemeinschaft mit Gott und Engeln, Sittenvergehungen durch allzuüberspannte Sittengebote erzeugt und andere dergleichen Fehler jenen reinen Sinn für Christenthum und Menschenliebe trübten, deren sich sonst diese Secte rühmen durfte. Aber nicht diese letztern Gebrechen, sondern weit mehr ihre kühnen Angriffe auf Papstthum und Priestermacht waren es, welche ihnen die heftigsten Verfolgungen von Seiten der Kirche zuzog, und als endlich weder Predigt noch Waffengewalt ihre Bekehrung zu Stande bringen konnten, gaben sie dem greulichsten Denkmal des Glaubenseifers, den Ketzergerichten, das Daseyn.

Bereits nach ihrem Siege im Römischen Reich über das Heidenthum und ihrer Erhebung an dessen Stelle zur Staatsreligion hatte die katholische Kirche sich weit von der Duldsamkeit des Stifters der christlichen Lehre entfernt. Aber seitdem nun das abgeschlossene System der Rechtgläubigkeit vollendet war, hatte die Meinung von der Verdienstlichkeit der Bekehrung oder Ausrottung aller Irrgläubigen immer mehr Ansehen unter den Christen gewonnen. Die Bekehrung der Sachsen, die Verfolgung der Juden, die Kreuzzüge selbst waren mehr oder weniger in diesem Geiste geschehen, und jetzt, wo sich mit dem allgemeinen Wahne der Zeit noch das angefochtene Interesse des mächtigsten Standes der Welt vereinte, durfte man wohl weniger als irgend jemals Anwendung milderer Grundsätze erwarten.

Schon die dritte allgemeine Lateranische Kirchenversammlung unter Hadrian IV. predigte einen Kreuzzug gegen die Ketzer unter Versprechungen gleichen Ablasses als bei einem Zuge nach Palästina. Auf der vierten ließ Innocenz III. die strengsten Maßregeln erneuern. Die Ketzer sollten dem weltlichen Arm übergeben und von ihren Herren nach Einziehung ihrer Güter auf's strengste, gewöhnlich mit dem Feuertode bestraft werden, saumselige und schonende Landesherren gegen ihre Länder an ächtkatholische verlieren. Diese Beschlüsse suchte er durch thätige und dem Vortheile des heiligen Stuhls Alles opfernde Legaten durchzusetzen. Als aber die Drohungen, welche diese letztern selbst gegen die Bischöfe der wegen Ketzerei verrufenen Länder ergehen ließen zur Ausrotttung jener neuen Meinungen eben so wenig hinreichten als der blutige Krieg, womit sie der Fanatismus unter Anführung Simons von Montfort überzog, ersann die fruchtbare Phantasie der Päpste ein neues und wirksameres Mittel, die verhaßte Freigeisterei zu tilgen. Jeder Bischof erhielt den Auftrag, in seinem Sprengel drei oder vier Geistliche zu wählen, denen als besonderes Geschäft die Auswitterung von Ketzern in Häusern, unterirdischen Wohnungen, Dachzimmern und Schlupfwinkeln, welcher Art sie seyn möchten, angewiesen wurde. Allein so lange diese Ketzerspürerei unter der Leitung der Bischöfe stand, von denen die meisten lieber im Verhältnisse eines treuen Hirten zu seiner Heerde oder eines Vaters zu seinen Kindern, als im Verhältnisse eines päpstlichen Kundschafters und strengen Blutrichters zu stehen wünschten; konnte sich das Oberhaupt der Kirche von den ergriffenen Maßregeln nie den Erfolg versprechen, der ihm für die Ruhe nothwendig schien. Wie weit mehr ließ sich nicht von den Bemühungen eines Ordens erwarten, welcher der Ketzerbekehrung sein Daseyn verdankte, und dessen Einrichtung, Gesetz und erhaltene Freiheiten ihn von allen Verhältnissen sowohl mit der Laienwelt als der übrigen Geistlichkeit losgerissen, einzig und allein an das Interesse des heiligen Stuhls fesselten. Gregor IX. übertrug also das Inquisitionsgeschäft dem Prediger-Orden, dessen schaudervolle Thätigkeit bald seine eigene Erwartung übertraf. Ohne

Schonung weder für Alter noch Stand oder Geschlecht wurden Tausende von den Ketzergerichten, bisweilen auf Angabe ruchloser Verbrecher oder leichtfertigen Verdacht verdammter Schlachtopfer, entweder auf den Scheiterhaufen geschleppt, oder ihres Vermögens beraubt in lebenslänglicher Gefangenschaft mit Büßungen zu Tode gemartert. Diener wurden gegen ihre Herren, Brüder gegen Brüder, Söhne gegen ihre Väter und Eltern gegen ihre Kinder aufgestiftet, sie um schmählichen Lohn oder kärgliche Lebensfrist zu verrathen. Viele mußten sich mit Verlust ihrer Güter durch Bekenntnisse von Greueln, an welche sie nie gedacht, von der Marter des Feuertodes retten. Zwar erhob sich bisweilen das zertretene Volk mit Verzweiflung gegen seine Henker; mehr als einmal floß das Blut der Dominicanischen Würgengel zur Sühne gemordeter Unschuld; allein für einen Peiniger, welchen die Unglücklichen im höchsten Ausbruche der Wuth ermordet hatten, erhielten sie zwei neue, die noch schlimmer wütheten als die erschlagenen. Und in der That was konnten dem Volke seine herzbrechenden Klagen, seine verzweiflungsvollen Rettungs-Versuche helfen, wenn der weltliche Arm seiner Oberherren zu jeder Zeit bereit war, die Urtheile des geistlichen Gerichts zu vollziehen. Die Grafen von Toulouse wurden mehr durch die Gewalt der Waffen als durch Ueberzeugung zu dieser ihnen sonst nicht natürlichen Nachgiebigkeit gezwungen. Aber nicht ihre erzwungenen Maßregeln, sondern Ludwigs IX., dieses sonst so trefflichen Königs, der aber in diesem Puncte mehr als irgend ein damaliger Fürst dem Glauben der Zeit huldigte, furchtbarer Eifer war es, der den Bedrückungen der Ketzerrichter so großes Gewicht gab. In seinem Gesetze lapientes verordnete dieser fromme König, daß alle Großen seines Reichs und überhaupt alle seine Unterthanen Ketzer aufsuchen und sie bei den geistlichen Richtern angeben sollten; für jeden angegebenen Ketzer aber versprach er die zwei ersten Jahre hindurch zwei, und in der Folge ein Mark zu bezahlen. Zu jeder Zeit war die Untersuchung des Ketzergerichts eine seiner ersten und dringendsten Angelegenheiten; denn man war in der Verwirrung so weit gekommen, daß man durch solche Greuel für die heilige Sache

Christi zu fechten glaubte. Auch der König von Arragonien Jakob I. mußte sie auf ein Begehren Gregors IX., welches durch einen verdächtigen Bischof veranlaßt war, in seinen Staaten einführen. Wie in Frankreich wurden hier weder Lebende noch Todte geschont; zu Lerida wurden achtzehn ausgegrabene Leichname vermischt mit lebendigen Ketzern verbrannt. Erst seit dem J. 1248 erhielt sie jedoch eine bestimmte Form. In Italien, wo sie um so nothwendiger schien, als die heiligen Väter die Unternehmungen Arnolds von Brescia noch in frischem Andenken hatten, und der nördliche Theil des Landes besonders mit vielen Ketzern angefüllt war, begann das heilige Werk unter der unmittelbaren Leitung der Päpste. Nur Venedigs weiser Rath vertraute diese wichtige Angelegenheit weltlichen Richtern, und als endlich das Ansehen der Päpste die Republik zwang, es der Geistlichkeit zu übergeben, gab er dennoch die oberste Leitung desselben nicht aus seinen Händen. Selbst Deutschland blieb von der Verheerungs-Anstalt nicht befreit. Sey es nun daß der sonst so hochgesinnte, in vielen Puncten so unendlich über seine Zeit erhabene Kaiser Friedrich II. hier auch dem allgemeinen Wahne huldigte, oder daß er dem Wunsche, scharfen Ketzer-Verdacht von sich abzuwälzen, oder irgend einer Absicht die Ruhe seiner Völker opferte, die Nachwelt wird in dem ketzerverfolgenden Friedrich ungern den hochherzigsten Fürsten seiner Zeit und seines Volks aufsuchen. Seine Beschlüsse wider die Ketzer und Ketzerbeschützer verfolgten die Kinder derselben bis ins zweite Glied. Nur unter solchem Schutze durfte Konrad von Marburg es wagen, die Grausamkeiten, welche er als Beichtvater an der schönen und schwärmerischen Landgräfin Elisabeth von Thüringen ausgeübt hatte, in gesteigertem Maßstabe auf das bedrängte Volk auszudehnen. Bald sahen der Rhein, der Main und andere Deutsche Flüsse die nämlichen Greuel, von denen die Garonne, der Po und der Ebro Zeugen gewesen waren. Als aber weder der Einspruch Deutscher Fürsten, noch selbst die Warnung der angesehensten Bischöfe des Reichs der Verwüstung Einhalt thun konnte, erinnerte sich der Deutsche seines alten Vorrechts innerhalb Haus und Pfahl, und einige erboste

Edelleute schlugen den Wüthrich auf dem Wege nach Marburg todt. Viele seiner Helfer erlitten dasselbe Schicksal, und der Kreuzzug gegen die Redinger war einer der letzten abscheulichen Auftritte dieser Art, mit denen es in Deutschland, wo der Druck der Inquisition nicht mit dem Freisinn der Nation und besonders ihrer Großen übereinstimmte, bald ein Ende nahm. Ueberhaupt würde diese finstere und blutige Erscheinung ihren Schrecken nie so weit verbreitet haben, wenn die weltlichen Gewalthaber jener Zeit ihr Schwert den frevelnden Mönchen nicht mit so emsigem Eifer geliehen hätten. Wohl kann man es ihnen verzeihen, wenn sie selbst ergriffen vom Glauben ihrer Zeit und ihrer Kirche schweren Unbill übten in der Meinung, Gott zu dienen; aber Fluch und Schande denjenigen, welche um schnöder Goldgier willen, wie es wohl häufig geschah, das Blut ihrer Untergebenen jenen Ungeheuern opferten, um die Beute der gemordeten Unschuld mit den Würgern zu theilen.

VI. Capitel.

Vom Tode Benedicts XI. oder der Verlegung des päpstlichen Stuhls nach Avignon bis zur Eroberung von Constantinopel. 1304 — 1453.

Die Religionsgeschichte dieses Zeitraums hat unendlich viel Aehnliches mit der Schilderung eines allmählig aus langen, bald freundlichen bald düstern Träumen erwachenden Menschen. Noch immer behaupteten süße Erinnerungen tiefer Rührung und entzückensvoller Gefühle einen gewaltigen Einfluß auf die noch wachend schwärmende Seele; aber doch hatten einige Erscheinungen der letzten Zeit wie die kirchlichen Misbräuche, die Anmaßungen der Päpste, die Ketzergerichte u. s. w. den frohern Eindruck verdrängt; Erstaunen und Mismuth waren an seine Stelle getreten, und der Enthusiasmus frommer Seelen nahm früher noch als die Untersuchung kühner Forscher eine Richtung, welche sich von dem Glauben der Kirche je länger je weiter entfernte. So wie die Götter des alten Griechenlands und des alten Roms einst in der Phantasie der Menschen gelebt und der Gegenstand ihrer feurigsten, unzweideutigsten Verehrung gewesen waren, wie in der Folge dieses Feuer nach und nach erloschen, und wie das immer heller werdende Licht des seiner selbst bewußten menschlichen Verstandes, nachdem es dem Zeus seine Blitze, dem Neptun seinen Dreizack, der Hebe ihre Jugend und dem Cupido seine Pfeile geraubt, die Götter selbst wie matte und nichts mehr sagende Schatten aus dem entweihten Olymp verdrängt hatte; so war auch jetzt die Blüthen-Zeit der Geheimnisse des katholischen Christenthums und seiner Heiligen verstrichen. Die Söhne bewunderten noch die Heldenthaten der Väter am heiligen Grabe; aber ihr Arm fand in naher und dringender Fehde Beschäftigung

genug, die Enkel zweifelten, die Urenkel lachten. Die Kreuzesfahne wurde noch geschwungen, aber kein „Gott will es" sammelte mehr begeisterte Schaaren um sie herum. Die Bannstrahlen des heiligen Stuhls wurden seltner geschleudert, und den seltnen mangelte demnach die zermalmende Kraft; auch die strengen Regeln der Klosterbrüder wichen üppigerm Genuß, und als endlich das Streben der Geistlichkeit in die Geschäfte der Laien so unendlich eingriff, da maßten sich diese letztern die Ansprüche und Einsichten des Priesterstandes in eben dem Maße an, als sie dieser durch Versäumung aufgab.

Was Bonifaz VIII. Uebermuth und der unglückliche Ausgang seiner Händel mit dem Könige von Frankreich verdorben hatte, machte Clemens V. durch seine übertriebene Gefälligkeit gegen denselben nicht wieder gut. Mag er unter dem Schutz eines gewaltigen Herrschers mehr Ruhe als in dem ghibellinischen und republikanischen Rom gesucht haben, oder lockte ihn der Reichthum Französischer Bisthümer und Pfründen in das Gebiet des Fränkischen Reichs; Clemens hätte nie vergessen dürfen, daß Rom der einzige Standpunct sey, von welchem damals noch eine Weltherrschaft behauptet werden könne. Erst seitdem sich der heilige Stuhl zu Avignon befand, sah man ein, wie viel er bisher zu seinem eigenen Glanze von Roms alter Herrlichkeit erborgt habe. Die Könige von Frankreich ließen es weder an äußerer Verehrung, noch an Bewilligung reicher Einkünfte fehlen, um die Päpste in ihrem Gebiete zu fesseln, die obersten Stufen der Hierarchie mit ihren Günstlingen zu besetzen, und die Politik des heiligen Stuhles zu einer Dienerin der ihrigen herabzuwürdigen. Deutschland, wo Uneinigkeit zwischen den Kaisern und den verschiedenen Ständen ihres Volkes das Ansehen der Päpste auf eine so dauernde Art begründet zu haben schien, fing an, Frankreichs ersten Priester, den rechten Arm der Französischen Könige in der Politik und Bundesgenossen der Anjouischen Priester von Neapel, von der Idee des heiligen Oberhauptes der Kirche zu trennen, welches zu Rom in der alten Hauptstadt der Cäsarn unabhängig von allen weltlichen Gewalthabern der Erde nur mit dem Kaiser in einer gewissen Verbindung gestan-

den war. Auch Italien verschmähte ein Haupt, von welchem es verlassen war, und welches jenseits der Alpen, uneingedenk seiner hohen Bestimmung, um schnöden Goldgewinn den Launen fremder Herrscher fröhnte; und wenn auch Rienzi's Versuche zu Gründung einer Römischen Republik mislangen, so verfehlten hingegen die Bemühungen zweier Männer, in welchen man die Blüthe ihrer Zeit und ihres Volkes verehrt, die ernsten und scharfen Angriffe Petrarca's auf Kirchenmisbräuche und Priesterherrschaft, und Boccaccio's beißender Spott über den Aberglauben seines Zeitalters um so weniger ihre Wirkung. Urban V., welcher die Nothwendigkeit der Rückkehr nach Rom mehr als irgend ein früherer von den Avignoner Päpsten gefühlt zu haben scheint, vermochten doch weder Petrarca's dringende Vorstellungen, noch die heißen Wünsche des Römischen Volks länger als drei Jahre in dem alten Sitze der päpstlichen Herrschaft zurückzuhalten; denn ihn und seine Cardinäle lockte weit stärker die Erinnerung an das liebliche Vaterland. Endlich vermochten vielleicht mehr noch als die dringende Gefahr, sein weltliches Gebiet in Italien ganz und gar zu verlieren, die Zusprüche zweier heiligen Weiber Gregor XI., nach einer Entfernung der Päpste von mehr als siebenzig Jahren, seinen Sitz wieder förmlich zu Rom aufzuschlagen. Kaum war aber dieser Papst in seiner Hauptstadt angekommen, so brachte sein bereits nach einem Jahre erfolgter Tod als Veranlassung zum vierzigjährigen Schisma weit mehr Unglück über die Kirche, als ihr seine Rückkehr zum alten Sitze der Nachfolger Petri nur immer Vortheil oder Glanz gebracht haben konnte. Die Römer waren über die lange Abwesenheit der Päpste aus ihrer Stadt so aufgebracht und so fest entschlossen, in keine neue Entfernung zu willigen, daß sie in der Ueberzeugung, nur die Wahl eines Italienischen Papstes könne ihnen hierüber Sicherheit gewähren, lieber die Cardinäle durch Drohungen und stürmische Auftritte aller Art zur plötzlichen Wahl des Erzbischofs von Bari, eines Neapolitaners, nöthigten, als durch Gestattung der zu einer rechtmäßigen Wahl nothwendigen Freiheit, die bei der großen Zahl Französischer Cardinäle wahrscheinliche Erhebung eines Franzosen auf den hei-

ligen Stuhl zuzugeben. Dieser neugewählte Papst wurde zwar im Anfang beinahe überall erkannt; denn alle Fürsten waren froh, das Oberhaupt der Christenheit der Französischen Vormundschaft entzogen zu sehen. Allein sein Stolz und seine Strenge waren durchaus nicht geeignet, die ohnehin über die Art der Wahl, die gezwungene Uebergehung ihrer Nation bei derselben und die Verlegung des Hofes nach Rom aufgebrachten zahlreichen Französischen Cardinäle mit seiner Person zu versöhnen. Unter dem Schutze des Grafen von Fondi wählten sie in dieser Stadt, nachdem sie sich vorher am neunten August zu Anagni in Gegenwart des Erzbischofs von Arles, eines Kämmerers der Römischen Kirche, feierlich gegen die Wahl Urbans VI. verwahrt hatten, am neunten September den Cardinal Robert, Bischof von Cambrai, einen gebornen Grafen von Genf, der den Namen Clemens VII. annahm, und seinen Sitz nach Avignon verlegte. Frankreich, Spanien und Neapel traten den Avignoner Päpsten bei, die übrigen Länder blieben größtentheils bei den Römischen; denn mit dem Tode des einen Hauptes dieser Partei hörte der Streit nicht auf, sondern jedem wurde einseitig ein neuer Nachfolger gewählt, der den Kampf mit größerer Erbitterung fortsetzte, als er begonnen hatte. Aber schwerlich hätten die eifrigsten Gegner des Papstthums ein schnelleres und wirksameres Mittel zum Verfall dieser Würde aussinnen mögen, als sich jetzt durch die factische Theilung einer ihrer Natur nach untheilbar seyn sollenden Gewalt mitten aus dem Schooße der katholischen Kirche entspann. Die gegenseitigen Ansprüche auf Unfehlbarkeit und göttliche Sanction, die wechselseitigen Bannflüche, womit ein jeder sowohl seinen Gegner als dessen Anhänger und Untergebene unaufhörlich belegte, die bittere Angst und schmerzliche Ungewißheit endlich, in welcher alle Gläubigen schmachten mußten, ob ihr Herz den Stellvertreter Gottes oder den Erbfeind der Menschheit in dem Oberhaupt der Kirche verehre, mußte in einer Zeit, wo schon hie und dort bedeutendere Aufklärung verbreitet wurde, in der Brust jedes frommen Christen die Sehnsucht nach einem höhern Gegenstande seiner Verehrung erwecken, welcher nicht so unsichern und so wandelbaren Bestimmungen

unterworfen wäre, als diejenigen, welche jetzt der christlichen Erkenntniß ein unauflösliches Bollwerk entgegen zu setzen schienen. Auch die Verhältnisse mit den weltlichen Mächten und die wechselseitige Benutzung derselben zu zeitlichem Vortheile mußte die Begriffe der Gebildetern von der Papstwürde heruntersetzen; denn die Fürsten Europas konnten denjenigen keine höhere Beglaubigung zutrauen, zu deren Größe sie sich bewußt waren, durch eigene Unterstützung so viel, vielleicht Alles beigetragen zu haben. Ja selbst der Priesterstand höherer und niederer Stufen, wenn er sich nicht durch besondere Verbindungen veranlaßt fand, für die Sache des einen oder andern Hauptes zu sprechen, war, als er zwei und in der Folge gar drei Sonnen am geistlichen Himmel sah, öfters unschlüssig, um welche er sich drehen sollte, und bekam oft in solcher Ungewißheit bedeutende Anwandlungen größern Freisinns. In jedem Falle war durch die Herrschaft des einen oder andern dieser Kirchenhäupter die päpstliche Krone entweiht, und solche Entweihung wirkte gewaltig auf die Einbildung der Menschen.

War es ein Wunder, wenn bei solcher Stimmung der Europäischen Christenheit zu Pisa eine allgemeine Kirchenversammlung ohne Zuthun, ja selbst wider den Willen der beiden Päpste zu Stande kam, wenn man auf dieser Versammlung ruhig anhörte, wie der berühmte Canzler der Universität von Paris, Johann Gerson, Grundsätze über Papstgewalt und Kirchenfreiheit aussprach, die man früher in's Innerste seiner Brust verschließen mußte, wenn man endlich auf dieser Kirchenversammlung die beiden Päpste förmlich absetzte, einen neuen, Alexander V., wählte, und vor seiner Wahl alle Cardinäle schwören ließ, im Falle ihrer Erhebung gemeinschaftlich mit dem Concilium eine tüchtige Kirchenverbesserung an Haupt und Gliedern vorzunehmen? Aber kennete man nicht Alexanders V. schwachen und unthätigen Charakter, so dürfte man sich wohl eher darüber verwundern, daß ungeachtet des allgemein gefühlten Bedürfnisses seine Wahl das Schisma nicht hob, sondern vielmehr die Kirche durch ein drittes Haupt noch mehr schwächte, und auch die Kirchenverbesserung gänzlich unterblieb. Alexanders Nachfolger,

Johannes XXIII., der schöne Gaben und viele Geisteskraft durch häßliche Laster und besonders durch eine abscheuliche Geldgier schändete, wurde daher durch Kaiser Siegmunds kluge Gewandtheit bewogen, zu einer neuen Kirchenversammlung zu Costnitz einzuwilligen, welche der Papst und der Kaiser als Beschützer der Kirche zur Aufhebung des Schismas und Ausführung einer kräftigen Kirchenverbesserung ausschrieben. Die Versammlung zu Costnitz ward durch eine außerordentliche Menge geistlicher und weltlicher Botschafter aller Staaten Europas ungewöhnlich zahlreich. Aufgeklärte Doctoren sprachen auf derselben mit unerhörter Freiheit, und Kaiser Siegmund setzte sein angefangenes Werk mit so viel Klugheit und Beharrlichkeit durch, daß die Dinge hier bald eine Wendung nahmen, welche Papst Johann trotz seinem argwöhnischen Mistrauen nie geahnt haben würde. Gegen dessen Willen brachte der Kaiser zu Stande, daß die weltlichen Gesandten der Fürsten und die niedere Geistlichkeit ebenfalls an den Verhandlungen Theil nehmen durften, und die Abstimmung in den Versammlungen nicht nach den Häuptern der einzelnen, sondern nach den Gründen der Folge von fünf Nationen, welche die streitigen Puncte vorher jede für sich ausgemacht haben würden, geschehen sollte. Hiedurch war dem Papst der gewaltige Einfluß entzogen, welchen er von einer außerordentlichen Anzahl mitgebrachter Italienischen Geistlichen zu hoffen hatte. Solche und andere zur Unabhängigkeit der Versammlung ergriffene Maßregeln waren vorzüglich durch die Beredsamkeit der Französischen Gelehrten Nicolaus von Clemangis, Peter d'Ailly und Johann Gerson und des Deutschen Dietrich von Niem unterstützt worden, deren bedeutender und wohlthätiger Einfluß sich bald in dem Geiste der Verordnungen und Beschlüsse dieses Conciliums klar und deutlich erkennen ließ. Vergebens suchte sich Johann durch heimliche Flucht aus Costnitz vor der ihm zugemutheten Abdankung zu retten. Als diese zu rechter Zeit nicht erfolgte, wurde er erst eingestellt, und endlich nach einem förmlichen Proceß, in welchem er von siebzig schändlichen Vergehungen überwiesen wurde, in der zweiten Sitzung förmlich abgesetzt. Gregor XII., nunmehr ein 88 jähriger

Greis, der von einem aufrichtigen Wunsche, den Kirchenfrieden wiederhergestellt zu sehen, beseelt gewesen zu seyn scheint, legte seine Würde freiwillig nieder. Benedict XIII., der alle vernünftigen Anträge mit unbeugsamem Starrsinn verwarf, theilte in der 97. Sitzung das Schicksal Johannes XXIII., und nun wurde mit einem sehr großen Stimmenmehr der Cardinal Otto von Colonna auf den heiligen Stuhl erhoben, den er unter dem Namen Martin V. bestieg.

Schon in einer der ersten Sitzungen hatte die Costnitzer Versammlung den wichtigen Beschluß gefaßt, daß eine allgemeine Kirchenversammlung ihre Gewalt unmittelbar von Christus habe, und mithin sogar über die päpstliche Gewalt erhoben sey. In spätern Sitzungen hatte man unter dem Vorsitz des Kaisers mehrere höchst nothwendige Verbesserungen angenommen. Die Bischöfe und Aebte sollten ohne sehr triftige Gründe nicht versetzt werden, die Päpste aber jenen ihre Einkünfte nicht entziehen. Zum Besten der Kirche, zu Erhaltung ihrer Reinheit und Unabhängigkeit sollten künftighin öfters allgemeine Kirchenversammlungen gehalten werden, und zwar die erste fünf Jahre nach dem Schlusse der jetzigen, dann eine sieben Jahre später, und von da an alle zehn Jahre an einem Orte, den der Papst auf der letzten Versammlung dazu bestimmen würde, den aber, im Fall er es nicht thun wollte, auch die Synode selbst bestimmen könnte. Eine große Zahl anderer heilsamen Verordnungen, welche man ebenfalls beabsichtigte, wußten der neue Papst und die Cardinäle durch schlaues Zögern zu hintertreiben, oder doch wenigstens in den bald darauf mit Deutschland und England abgeschlossenen Concordaten gewaltig zu mildern. Nachdem aber Martin noch während der Dauer der Kirchenversammlung derselben durch Verwerfungen der Appellationen vom Papste gewissermaßen Hohn gesprochen hatte, hob er es endlich in der 45. und letzten allgemeinen Sitzung am 22. April 1418 auf, und verließ am 16. Mai dieses Jahres unter feierlicher Begleitung die Stadt.

Martin V. starb gerade in dem Jahr, in welchem sein vor sieben Jahren ausgeschriebenes Concilium zu Basel statt haben

sollte. Sein Nachfolger Eugen IV. suchte diese Versammlung auf alle mögliche Art zu hintertreiben; allein die Glieder derselben blieben unerschütterlich, und als er sie sogar durch einen Machtspruch aufzulösen versuchte, widersetzte sich ihm selbst der Cardinal-Legat Julian Cesarini durch kräftige Vorstellungen, die Versammlung aber durch standhafte Weigerung. Ueberhaupt sprach sich auf der Basler Synode gleich Anfangs kein besserer Geist für die Päpste aus als auf dem Concilium zu Costnitz. Basel sah in seinen Mauern die Bemühungen eben so kräftiger Männer für Wahrheit und Recht, als man sie vor fünfzehn Jahren in einem Dietrich von Niem, Nicolaus von Clemangis, Peter d' Ailly und Johann Gerson gesehen hatte. Die Versammlung brachte sogleich den zu Basel gefaßten Schluß von dem Ansehen einer allgemeinen Kirchenversammlung selbst über die päpstliche Gewalt in Erinnerung, erklärte sich für allein rechtmäßig und unauflösbar, verbot sogar dem Papste die Ernennung neuer Cardinäle während der Dauer dieser Synode, und forderte von ihm schnelle Widerrufung seiner Auflösungsbulle. Eugens Nachgeben dauerte nicht lange, denn die Basler Synode ging so kräftig an's Werk der Kirchen-Reformation an Haupt und Gliedern, und zeigte sich so entschlossen, ihre gänzliche Unabhängigkeit von päpstlicher Willkür zu behaupten, daß der Papst einsah, sein bisheriges Verhältniß eines Haupts und eigentlichen Herren der Kirche würde bei längerer Fortdauer dieser Versammlung in das weit geringere eines ziemlich ohnmächtigen Vorstehers derselben umgestaltet werden, wenn er nicht Alles aufbiete, den drohenden Sturm zu rechter Zeit zu beschwören. Eugen fing daher von neuem an, sich zu verwahren und sich allen Maßregeln der Versammlung als gesetzwidrigen Anmaßungen einer aufrührerischen Partei durchaus zu widersetzen. Aber das Concilium war nicht weniger standhaft als der Papst; alle Bemühungen des Kaisers und anderer Fürsten, denen die Einmischung desselben in weltliche Angelegenheiten nicht immer willkommen war, Eugen mit der Synode zu versöhnen, blieben vergeblich. Eugen, welchem es schon früher mislungen, die Versammlung mit guter Art, unter dem Vorwand der bequemern Lage zur Versöh-

nung mit den Griechen, nach Ferrara zu versetzen, erklärte durch einen Machtspruch die Basler Synode für aufgelöst, und wurde dafür von dieser letztern nach einem förmlichen Proceß in der 31. Sitzung am 24 Januar 1438 erst eingestellt, und dann endlich in der 34. Sitzung am 24. Mai 1429 gänzlich abgesetzt, worauf zwei Monate später die Wahl des Herzogs Amadeus von Savoyen erfolgte, der den Namen Felix V. annahm. Allein wenn man auch zu Mainz die meisten von den Basler Schlüssen mit Ausnahme deren, welche unmittelbar gegen Eugen IV. gerichtet waren, annahm, so hielt man doch im Allgemeinen in Deutschland das Verfahren des Conciliums für zu rasch und zu strenge. Man war noch immer an die alten Begriffe vom heiligen Stuhle gewöhnt. Weder seine vornehme Geburt, noch seine Verwandtschaft mit mächtigen Fürsten konnten Felix V. in den Augen der Wahrheit der Christen jenes Ansehen geben, welches Eugen trotz den Maßregeln des Basler Conciliums noch immerfort genoß. Ungeachtet alles Eifers der versammelten Väter kamen die Synode und ihr Papst je länger je mehr in Verfall; denn jener kühne Geist, welcher die ausgezeichnetesten Glieder derselben für Wahrheit und Besserung beseelte, erregte in Europa immer noch mehr Erstaunen und Furcht, als Bewunderung und Nacheifer. Viele Geistliche wurden für das Ansehen ihres ganzen Standes ängstlich besorgt, wenn die Würde des Hauptes so harte Stöße litt. Ueberhaupt hatte es der Mehrzahl unter ihnen schon längst misfallen, daß das Concilium statt der von Eugen ertheilten Auszeichnungen und Pfründen nur Einschränkung und Enthaltsamkeit gebot. Daher wandten sich unter anderm die Cardinäle immer mehr von ihm ab. Am 16. Mai 1443 hielt es seine 45. und letzte Sitzung, und starb von da an nach und nach eines langsamen Todes.

Weit mehr als der allgemeinen Stimmung der Deutschen Nation hatte indessen Eugen IV. der Schwachheit ihres neuen Kaisers Friedrich IV. zu danken. Friedrich fühlte so wenig selbstständige Kraft, das Reichs-Schwert mit eigenthümlicher Würde zu führen, daß er den Schutz des Papstes für unumgänglich nothwendig zu seiner Befestigung hielt; und als er vollends durch

den gelehrten und welterfahrnen Aeneas Sylvius, einen frühern Verfechter des Basler Conciliums, der sich bei Kaiser und Papst das innigste Vertrauen erworben hatte, in das engste Verhältniß mit dem Haupte der Hierarchie verflochten wurde, gab er sich dem Interesse der Päpste völlig hin. Vergebens schlossen die Kurfürsten zu Frankfurt einen Verein, Deutschlands Unabhängigkeit und die auf der Basler Synode erworbenen Rechte zu schirmen, und den Frevel, welchen Eugen im verflossenen Jahre durch willkürliche Entsetzung der Erzbischöfe von Cöln und von Trier an ihnen geübt hatte, zu ahnden; des Kaisers Einfluß und des Papstes Gold, wofür Deutsche Räthe Deutscher Fürsten ihr Vaterland an Rom verkauften, führten die Gesandten des Reichs dennoch zur Unterwerfung an das Sterbelager des Papstes, der von dem, was die Verfechter der Kirchenfreiheit zu Basel mit unsäglicher Anstrengung errungen hatten, nicht mehr bewilligte, als er den Fortschritten der öffentlichen Meinung in Europa gemäß bewilligen mußte, und selbst dieses Wenige noch durch Verwahrungen zu entkräften suchte. Weit entschlossener und seiner Krone würdiger hatte der König von Frankreich gehandelt, denn was einmal auf der Kirchen- und Staats-Versammlung zu Bourges über die Händel zwischen Eugen IV. und der Basler Synode ausgemacht wurde, dabei blieb es, und von der pragmatischen Sanction, welche vieles von den Basler Schlüssen beibehielt und mit größerer Bestimmtheit festsetzte als selbst die spätere Mainzer Verhandlung, konnte Eugen weder durch Drohungen noch Bitten das geringste aufheben.

Bei solcher Schwäche des weltlichen Hauptes der Christenheit, welch ein Glück, daß mit Nicolaus V. ein Mann den heiligen Stuhl bestieg, der zur Sanftmuth und Wohlthätigkeit gegen seine Mitmenschen geneigt, auch für Wissenschaft und Kunst von den edelsten Gefühlen beseelt war. Nicolaus scheint der Rolle eines Hauptes der Kirche bei ganz veränderten Umständen und Begriffen nicht unwürdig gewesen zu seyn; wie viel von Rom aus noch jetzt und gerade in einer so bedeutenden Zeit für das Wohl der Menschheit geleistet werden könne, mag er wohl aufgefaßt haben; aber seine Bemühungen scheiterten an den

Verwirrungen der Zeit, und an der kurzen Frist, welche zwei harte Schläge des Schicksals, der Untergang des Griechischen Reichs und die Empörungen in Rom, dem bei seiner Erhebung schon 49jährigen gefühlvollen Manne zu Entwicklung seiner Plane ließen. Nicolaus V. Sanftmuth brachte auf dem Wege des Friedens und der Liebe zu Stande, was Eugens Heftigkeit nie hatte durchsetzen können. Ihm unterwarfen sich Felix V. und Clemens VIII. in Spanien, und alle Gläubigen, welche vor einem neuen Schisma als einem zerstörenden Greuel für die Kirche gezittert hatten, frohlockten über die Versöhnung. Zwar ließ der Papst Friedrich III. die so sehnlich gewünschte Kaiserkrönung durch die mit Hülfe des Bischofs von Triest Aeneas Sylvius ohne Vorwissen und Zuthun der Reichsfürsten zu Wien abgeschlossenen sogenannten Aschaffenburger Concordate, die für Rom weit vortheilhafter ausfielen, als es sich zu den Zeiten des Basler Conciliums vermuthen ließ, theuer genug bezahlen. Allein Nicolaus gebrauchte seine Macht in Italien zu Belebung von Wissenschaft und Kunst und Erweckung eines bessern Nationalgeistes, in ganz Europa zu Rettungsversuchen des sinkenden Griechischen Reichs und zu Abwendung eines Ereignisses, welches ihm Schmach und Verachtung über seine Glaubensgenossen zu bringen, ja den gänzlichen Untergang der Christenheit nach sich zu ziehen schien; und als es trotz aller seiner Anstrengungen dennoch eintraf, wurde tiefer Schmerz der nagende Wurm seines schon alternden Lebens.

Weit wichtiger, als es die Zeitgenossen vermuthen konnten, wurde für die Bestimmung der Verhältnisse zwischen Kirche und Staat die von Clemens V. bewilligte gewaltsame Aufhebung des Tempel-Ordens und die Einziehung seiner Güter größtentheils zum Vortheile der Fürsten. Denn durch diesen Gewinn lernten die weltlichen Gewalthaber zuerst, sich auf Kosten der Kirche zu bereichern, und die allmählige Umgestaltung religiöser Begriffe zu ihrem zeitlichen Vortheile zu benutzen. Frankreichs Beispiel fand in andern Ländern eifrige Nachahmung, selbst da wo man den Rittern keine Verbrechen vorwarf, hob man doch den Orden auf, um sich seiner Güter mit Ausnahme

einiger Abtretungen von denselben an andere Orden zu bemächtigen. In Frankreich hingegen wurden den Ordensgenossen schwere Vergehungen, Verachtung der Religion, Gotteslästerung, unnatürliche Laster und dergleichen mehr vorgeworfen, deren Bekenntniß Marter und Drohungen oder täuschende Verheißungen vielen Rittern entlockten. Allein diese Art der Untersuchung, die Standhaftigkeit, mit welcher viele selbst noch auf dem brennenden Scheiterhaufen von den Flammen ergriffen jene Verbrechen läugneten, und sogar frühere erpreßte Geständnisse widerriefen, reden stark für die Unschuld der Gemordeten, und wenn auch unermeßliche Reichthümer die Ritter zu einem ihrem Stande wenig geziemenden Uebermuth verleitet, und im Uebrigen das Geheimnißvolle, was ihre äußere Einrichtung angenommen hatte, verbunden mit dem unordentlichen Leben einzelner Glieder des Ordens zu schlimmen Vermuthungen Anlaß gegeben haben mag, so darf man doch weit sicherer auf die Habsucht der Fürsten als auf die Verbrechen der Templer rechnen. Aber nicht leicht hätten andere ähnliche Körperschaften auf eine deutlichere und entsetzlichere Art belehrt werden mögen, nie ihr zeitliches Einkommen auf eine Höhe zu vermehren, die weder mit dem eigentlichen Geiste ihres Standes, noch mit den natürlichen Verhältnissen des Eigenthums in den Staaten vereinbar war. Wunderbar erhielt sich neben dem Tempel-Orden der Deutsche Orden, dessen Glieder man ganz gewiß mit weit größerer Zuverlässigkeit unzähliger Ausschweifungen aller Art beschuldigen konnte, den aber eigenthümliche, unabhängige Macht und die innern Verhältnisse seines Vaterlandes vor Angriffen der weltlichen Staatsgewalt sicherte, und dem sich im Norden die glänzendsten Aussichten eröffneten, wenn er nicht durch unerhörte Bedrückung seiner Untergebenen einen großen Theil seiner Besitzungen in Preußen verloren, und sich in den ihm übrig gebliebenen Provinzen ein Joch aufgelegt hätte, welches am Ende den gänzlichen Verlust des Landes nach sich zog. Nur die Johanniter-Ritter blieben ihrer alten Bestimmung getreu. Im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts verließ dieser bereits mit Ausnahme von Castilien und Portugal in sieben Zungen getheilte Orden, durch

den Argwohn des Königs gekränkt, die Insel Cypern, um sich das für ihren Zweck weit besser gelegene Rhodus zu erobern, von wo aus sie den Türken unendlichen Abbruch thaten, und wie ein fester Fels der Christenheit sich gegen Angriffe ihrer Feinde behaupteten, ohne von ihren Europäischen Glaubensgenossen bedeutende Hülfe in Anspruch zu nehmen.

Noch immer sahen die Päpste die Mönchsgesellschaften und zwar besonders die bettelnden als eine vorzügliche Stütze des einzeln herrschaftlichen Systems in der Hierarchie an. Sowohl die Zahl der Orden als die der ihnen beitretenden Brüder wuchs daher ins Unendliche. Allein mit seiner ungeheuren Vermehrung hatte dieser Stand viel von seinen ursprünglichen Gewohnheiten und Eigenschaften verloren. Jener schwärmerische Hang zum bloß betrachtenden Leben, welchen sie ursprünglich aus dem Morgenlande gebracht hatten, schwand im Allgemeinen je länger je mehr; bloß einzelne Brüder und Orden behielten ihn bei, während die Menge sich auf eine höchst mannigfaltige Weise, aber mehr gebieterisch und störend als sanft und gemeinnützig, in die Verhältnisse des Lebens verwickelt sah. Die meisten Orden waren reich und mächtig, sie behielten von ihrem Stande nur das Kleid und einige Vorurtheile; hingegen konnten sie sich um so leichter den Vergnügungen der Laien überlassen, je weniger sie sich mit den nützlichen Geschäften derselben zu schaffen machten. Der größte Theil des Mönchsstandes entsagte im Genusse fürstlicher Güter ganz der Leitung des Culturwesens, um welche sich jetzt die Bettelmönche desto eifriger bemühten. Je weiter diese aber ihren Wirkungskreis ausdehnten, um so häufiger mußten sie mit andern in feindselige Berührung gerathen, und in der That waren sie bald mit der Weltgeistlichkeit, bald mit den Universitäten, ja bisweilen mit dem Papste selbst, wenn er Mäßigung wünschte, in die heftigsten Kämpfe verwickelt, aus denen sie je nach Zeit und Ort in dem Maße, als ihnen Fürsten und Völker gewogen, oder der Bildungszustand ihren Behauptungen angemessen war, mehr oder weniger siegreich herausgingen; denn durch ihre ungeheure Verbreitung unter dem Volk und ihr Ansehen an Fürstenhöfen war ihr Einfluß

auf die öffentliche Meinung so groß, daß an eine gänzliche Niederlage nicht zu denken war. Vielleicht würden sie den Geist der Völker noch weit länger gefesselt haben, wenn nicht Eifersucht einen beständigen Krieg zwischen den beiden Hauptorden den Dominicanern und Franciscanern unterhalten, und Rückkehr zur asketischen Schwärmerei den letztern in seinem Innern zertheilt hätte. Aber nirgends spricht sich der Wille der Vorsehung, die Herrschaft des Geistes der Leitung eines einzelnen Standes zu entziehen, klarer und lebendiger aus, als in dem sonderbaren Umstande, daß bei so vielen in diesem Zeitraume versuchten Reinigungen und Verbesserungen des Mönchsstandes nur auf seine weit frühere, dem damaligen Zeitgeiste nicht mehr anpassende und eigentlich dem Europäischen Wesen durchaus fremde Einrichtung, nie aber auf einen gemeinnützigern Zweck oder die fortgerückte Cultur des Zeitalters Rücksicht genommen ward.

Ein Hauptgrund der Mönchsgewalt und zwar besonders der Macht des Ordens, dem sie vertraut war, ein vorzügliches Hinderniß der Ausbreitung freierer Begriffe und eine Quelle unzähliger Misbräuche und Bedrückungen war ohne Zweifel die Inquisition oder das Ketzergericht. Eine Anstalt, welche ihrem Wesen und Zwecke nach mit dem natürlichen Gange des Lebens völlig im Widerspruche stand, und den nach Erkenntniß strebenden Geist des Menschen auf immer und ewig in bestimmte, ihm peinliche Schranken fesseln wollte, mußte um desto empfindlicher drücken, je mehr dieser Geist durch innere Entwicklung und Erwerbung höherer Kenntnisse in allen Fächern sich erweiterte. Aber eben diese höhere Bildung, welche dem Priesterstande und seinen Häuptern nicht länger verborgen bleiben konnte, jene häufige Entwicklung neuer Ansichten und die wiederholten Angriffe auf den Lehrbegriff und die bestehende Einrichtung der katholischen Kirche reizten Papst und Geistlichkeit, die sich mit krampfhafter Anstrengung an das Alte anzuschließen schienen, nun zu strengern Maßregeln und heftigerer Verfolgung der sogenannten Ketzer. Noch immer hatte die Inquisition einen ihrer Hauptsitze in Frankreich, in dessen mittäglichen Theilen es

noch viele Menschen gab, welche den Glauben der Kirche nicht für den ihrigen erkannten, und gegen welche der Eifer der Fürsten und Bischöfe dem Oberhaupt der Kirche zu gering schien. Tausende dieser Unglücklichen wurden im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert gemordet. In Deutschland hatte das Schicksal Konrads von Marburg und andrer die Ketzerrichter etwas behutsamer gemacht; trotz der Unterstützung, welche sie bei Karl IV., Heinrich VII. und vielen Reichsfürsten fanden, hüteten sie sich dennoch, das über diese Anstalt misvergnügte Volk durch ärgerliche Auftritte zu reizen, und ließen ihrem Verfolgungsgeist nur da freien Lauf, wo sie die öffentliche Meinung oder das Vorurtheil für sich hatten. Auch in Italien widersetzten sich bisweilen die weltlichen Obrigkeiten, manchmals auch die Bürger von sich aus den willkürlichen Angriffen der Ketzerrichter auf Leben und Eigenthum rechtgläubiger und anders denkender Personen. Diese vielen Misbräuche und die häufigen Klagen, welche darüber von allen Seiten zu den Ohren der Päpste drangen, bewogen diese letztern, die Gewalt der Inquisitoren etwas einzuschränken und der Inquisition eine bestimmte Einrichtung zu geben, welche das bisherige willkürliche Verhältniß ihrer Verwalter in ein bestimmtes und gesetzmäßiges umwandeln sollte. Schon Bonifacius VIII. hatte darüber einige Vorschriften ertheilt. Clemens V. erließ auf der Kirchenversammlung zu Vienne im Jahr 1311 weitläufigere Verordnungen diesen Gegenstand betreffend. Allein auch hier wurde die Gewalt der Ketzerrichter viel zu wenig eingeschränkt, als daß man sich nicht leicht hätte überzeugen können, daß die Päpste dieses der gewaltsamen Erhaltung ihres Ansehens so vortheilhafte Gericht niemals würden sinken lassen, sie müßten denn durch den Drang äußerer Umstände dazu gezwungen werden. Wie thätig sie vielmehr für die Verbreitung dieser Lieblings-Anstalt arbeiteten, kann man daraus sehen, daß Johann XXII. der Inquisition sogar in Polen den Eingang verschaffte, woselbst König Wladislaus neun Jahre später den Ketzerrichtern die ausgedehnteste Macht ertheilte, und alle Kräfte der weltlichen Staatsgewalt zu ihrer Unterstützung aufbot.

Ungeachtet aller dieser Anstrengungen der Päpste und ih-

rer Getreuen, das in Europa sich immer mehr verbreitende Licht der Aufklärung zu verdrängen, konnten sie dennoch nicht verhindern, daß der rastlos emporstrebende Geist seiner angebornen Rechte je länger je deutlicher bewußt, sich in deren vollen Besitz zu setzen suchte. Seitdem man beinahe in allen Europäischen Ländern, besonders aber in Deutschland in sehr großer Anzahl Anstalten nach dem Bilde von Paris, Bologna und Oxford errichtete, diese Universitäten in ein sehr freies Verhältniß mit Kirche und Staat gesetzt wurden, und selbst die Inquisition sich nicht mehr an ihren Lehrern vergreifen durfte, seitdem man aus den Büchern der alten Classiker Freiheit und unabhängige Geisteswirkung näher kennen, und das in den Römischen Schriftstellern Mangelnde durch Griechische Flüchtlinge aus den kostbaren Schätzen des Griechischen Alterthums zu ersetzen gelernt hatte, seitdem Männer wie Dante, Petrarca, Boccaccio, die Französischen, Spanischen, Brittischen und Deutschen Dichter durch Ausbildung der Landessprachen zum Schriftgebrauch den Umtausch der Gedanken und Begriffe nach volksthümlicher Art erleichterten, und endlich durch Erfindung der Druckerei für Cultur ein unzerstörbares Bollwerk errichtet war, konnte das so herrlich auflodernde Feuer nicht mehr erstickt werden, und alle Bemühungen der Verfinsterer mußten am Ende auf sie selbst zurückfallen.

Dennoch waren es nicht diejenigen, welche den erhabensten Theil der menschlichen Cultur, die Philosophie, zum Gegenstande ihrer Forschungen gemacht hatten, von denen die religiöse Aufklärung dieses Zeitalters am thätigsten befördert wurde, oder die den bedeutendsten Einfluß auf sie übten. Wenn man einzelne mit dem bessern Zeitgeiste vertrautere Männer wie z. B. einen Wilhelm Occam oder Ficin ausnimmt, so blieben im Ganzen genommen die sogenannten scholastischen Philosophen und Theologen des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts, unter welche sich die Bettelmönche so gewaltig einzudrängen gewußt hatten, immer noch in die engen Gränzen des Realismus und Nominalismus, des Thomismus und Scotismus und der damit verbundenen spitzfindigen theologischen Streitfragen ein-

geschränkt, ohne sich um den sittlichen Theil der Religion und dasjenige, was Herz und Gemüth des Menschen zunächst ergreift, zu bekümmern; ja dieser gemüthliche, den Menschen durch Gefühl zum Schönen und Guten leitende Theil der höhern Erkenntniß war sowohl durch die gewöhnliche Priester- und Mönchs-Dogmatik, als durch die scholastische Theologie so entsetzlich vernachlässigt, und dadurch die Religion den Bedürfnissen gefühlvoller Menschen so entfremdet, daß man den Mystikern Johann Tauler, Suso, Ruyßbroeck, dem berühmten Canzler der Pariser Universität Johann Gerson und einem Thomas von Kempen Dank wissen muß, wenn sie in ihrer Behandlung der Religion Gemüth und Phantasie der Menschen in Anspruch nahmen, obgleich man nicht umhin kann, zu bedauern, daß sie dieselben durch die dunkeln und unergründlichen Gänge der Mystik auf Abwege führten, wo ihr Ohr den Worten einer klaren und einfachen, den Menschen mit der Welt in ein richtiges Verhältniß bringenden Lehre verschlossen wurde. Eine noch wohlthätigere Erscheinung war die Gemeinschaft der sogenannten Bollharden, welche gewöhnlich aus den niedrigen Ständen des Volks besonders in den Niederlanden, selten von höherer Wissenschaft erleuchtet, sich im wahren Geiste der Religion Christi dem Dienste des Nächsten, der Abwartung der Kranken, Beerdigung der Todten und andern oft äußerst gefährlichen Liebesdiensten widmeten, und denen man etwas Schwärmerei und Auszeichnungssucht gerne um der wohlthätigen und beschwerlichen Dienste willen vergab, die sie ihren Brüdern in Christo jederzeit mit anspruchloser Dienstfertigkeit und unbegränztem Eifer zu leisten bereit waren. Gegen die Verfolgungen der Kirche, welche sie mit den lange nicht so nützlichen Begharden verwechselte, nahmen sie die Fürsten in Schutz und verschafften ihnen endlich sogar die Genehmigung der Päpste. Noch erfreulicher und für Volksbildung höchst wohlthätig wurde die Gesellschaft der Cleriker des gemeinsamen Lebens, welche Gerhard Groot, ein schwärmerischer Mystiker, und seine Schüler am Ende des vierzehnten Jahrhunderts zu Deventer stifteten, von wo aus sie sich schnell in den Niederlanden und auch im übrigen Deutschland verbreitete. Selbst-

ernährung durch Arbeit, Unterricht der Jugend, Gottesdienst und religiöse Belehrung in den Landessprachen waren die vortrefflichen Beschäftigungen, durch welche sie sich um Volksbildung und Sittenlehre ein unsterbliches Verdienst erwarben, und um derentwillen man ihnen wohl zu gute halten darf, daß sie von dem Geiste ihres Stifters beseelt sich bisweilen in mystischen Entzückungen und weltscheuen Absonderungen gefielen, durch welche sich fromme Seelen der Vollkommenheit zu nähern glaubten.

Aber alle diese schwärmerischen Bilder eines reinern und sittlichern Lebens, womit die Mystiker und alle die mit ihnen verwandten Religionslehren die Phantasie der Menschen zu ergreifen suchten, würden doch nur äußerst langsam gewirkt, und am Ende vielleicht auf eben so große Abwege geleitet haben als die, auf welchen die Päpste und ihr System die gläubige Christenheit seit so vielen Jahrhunderten herumführten, wenn nicht Männer groß an Geist und Kenntniß, voll wahren Glaubens und inniger Ueberzeugung, aber tief gekränkt über den traurigen Zustand der Kirche und fest entschlossen, das ächte Reich der Wahrheit und des Glaubens wiederherzustellen, frei und öffentlich aufgetreten wären, und ohne Scheu weder vor den Verfolgungen weltlicher Staatsgewalt, noch vor dem sonst so furchtbaren Einflusse priesterlichen Glaubenszwangs, die Misbräuche der bestehenden Kircheneinrichtung und die Irrthümer des dogmatischen Lehrsystems angefochten hätten. Die allmählige Ausbildung der gegenwärtigen Verfassung in England, das Zerwürfniß König Eduards mit dem Papste über die geweigerte Einrichtung des von Johann ohne Land verheißenen Tributs, und in der Folge die Spaltung der Kirche durch das große Schisma machten es Johann Wiclef, einem Lehrer der Theologie zu Oxford, möglich, für den großen Zweck der Glaubensreinigung und Kirchenverbesserung freier und kräftiger aufzutreten, als in jedem andern Lande und unter andern Umständen möglich gewesen wäre. Wiclef scheint mehr gefühlt zu haben, als er, um nicht Alles auf's Spiel zu setzen, von seinen Zeitgenossen zu äußern wagte. Seinen großen Kampf begann er durch einen

Angriff auf die Anmaßungen und das ganze Wesen der Bettelmönche, in welchem er von der Universität trefflich unterstützt wurde. Bald darauf gaben ihm die Beschwerden seiner Regierung gegen den Römischen Hof wegen des Verfahrens desselben in Englaud und seine auf der Sendung nach Brügg erworbene größere Bekanntschaft mit dem System der Päpste Anlaß zu wiederholtem, oft bitterm Tadel derselben und ihrer Macht. Er wagte es endlich sogar, da er weder hebräisch noch griechisch verstand, wenigstens die Vulgata ins Englische zu übersetzen, und die Alleingültigkeit der heiligen Schrift als Urkunde des Christenthums gegen das Ansehen aller spätern Zusätze und Aussprüche zu behaupten. Wiclef griff die Lehre von der päpstlichen Gewalt, den Römischen Begriff vom Abendmahl und einige unbedeutende Puncte geradezu an, das ganze übrige Gebäude der Hierarchie aber und des Römischen Lehrsystems erschütterte er so heftig, daß späteren Lehrern, die in demselben Geiste fortgehen wollten, nur wenige Schritte mehr übrig zu bleiben schienen, um auf den Trümmern des bisherigen Glaubenssystems eine neue christliche Kirche zu gründen, in welcher himmlischer Glaube, Freiheit und Liebe an die Stelle irdischer Vorurtheile, päpstlicher Zwangsherrschaft und geistlicher Verfolgung treten sollten, um die durch das Band der neuen Erkenntniß vereinten Menschen ihrer höhern Bestimmung würdiger zu machen. Ungeachtet aller Verfolgungen von Rom aus und des Eifers, welchen Englische Prälaten zur Unterdrückung so frecher Meinungen bezeigten, trotz aller Wandelbarkeit der Hofgunst bei veränderten Regierungen, behielt Wiclef bis an sein Ende die Freiheit zu reden und zu schreiben, was er für Wahrheit und Bedürfniß der Kirche und seines Vaterlandes hielt. Erst 44 Jahre nach seinem Tode gelang es den Päpsten, seine Gebeine in's Feuer werfen zu lassen. Aber seine Schüler vermochten sich ungeachtet ihrer bedeutenden Zahl nicht mehr lange gegen den Bund, welchen der hohe Adel und die hohe Geistlichkeit ihres Vaterlandes unter dem Schutze des Papstes zu ihrem Verderben geschlossen hatten, und dem nun auch die Könige beitraten, zu behaupten. Viele wurden verbrannt, andere vertrieben, und diese letztern waren es, welche den in England beinahe ganz erstickten Saa-

men der Religionsfreiheit nach Deutschland und vorzüglich nach Böhmen brachten, wo er in kurzer Zeit so reichlich aufging.

In Böhmen, wo das Christenthum größtentheils Griechischen Ursprungs war, hatte sich nie das ganze Volk, nicht einmal die gesammte Geistlichkeit unter das Römische Joch geschmiegt. Religionsmeinungen abgesonderter Secten hatten zu jeder Zeit in diesem Reiche sichere Zuflucht gefunden, dessen freie Verfassung strenge und durchgreifende Maßregeln von Seiten der weltlichen und geistlichen Obergewalt, wodurch allein Unterdrückung solcher Meinungen möglich geworden wäre, schlechterdings nicht gestattete. Besonders fanden jetzt Wiclefs Angriffe auf Papst und Hierarchie bei einem Volke leichten Eingang, bei dem so beliebte Prediger wie Konrad Stiekna († 1369), Johann Milicz († 1374) und Matthias von Janow († 1394) in ihrer Muttersprache so heftig wider die Misbräuche und Sünden des Priesterstandes geeifert hatten. Als daher Johann Huß, ein Magister der Theologie zu Prag, zwar keine neue Ansichten über Religions- und Kirchenverhältnisse eröffnete, aber den größten Theil von Wiclefs Lehren mit gründlicher Kenntniß und warmem Eifer einem Volke vortrug, dessen Geist und Verfassung es für neue Religionswahrheiten äußerst empfänglich machten, erhielt er bald so großen Anhang, daß die bestehende Kirchenverfassung des Böhmischen Reichs unterliegen zu müssen schien, wenn ein solcher Gegner nicht schnell unterdrückt würde. Huß hatte zuerst mit Kaiser Wenzels Bewilligung und Unterstützung die Ablässe und andere Misbräuche der Päpste heftig angegriffen; dann bewies er der Welt, wie sehr der von Johann XXIII. gegen König Ladislaus von Neapel gepredigte Kreuzzug dem Geiste der heiligen Schrift und insbesondere der Lehre Christi von der Bruderliebe seiner Jünger zuwider sey, ließ sogar die päpstliche Bulle zu Prag verbrennen, und brachte es dahin, daß des Papstes Ablaß in ganz Böhmen verhöhnt und beschimpft wurde, während er in seinen Schriften die päpstliche Gewalt und die ganze Einrichtung des Priesterstandes in demselben Geiste beurtheilte, wie es der verketzerte Wiclef gethan hatte. Ohne irgend einen wichtigen Satz des Römischen Lehrbegriffs mit der Kühnheit anzugreifen, mit welcher der Englische

Glaubensverbesserer solches gewagt hatte, stellte er die Anmaßungen und Misbräuche, insonderheit aber die schaamlose Sittenverderbniß der Geistlichkeit in ein so helles Licht, daß die tief gekränkten Prälaten und vorzüglich der Erzbischof von Prag bald zum höchsten Oberhaupt der Kirche, bald zum weltlichen Haupte des Reichs ihre Zuflucht nahmen, um vor der frechen Zunge des Sittenpredigers Ruhe zu erhalten. Des Papstes Bann entzog diesem letztern den Schirm seines Königs; allein Huß fand bei dem Gutsherrn seines Geburts-Ortes Hussinecz und bei dem Volke Schutz, welches in seinen Lehren höhere Eingebung verehrend schaarenweise seinem Wohnorte zuströmte. Als sich zu Herstellung der Kircheneinheit und Verbesserung an Haupt und Gliedern die allgemeine Synode zu Costnitz versammelte, ward Huß gleich Anfangs auf dieselbe geladen, sich gegen schwere Klagen zu verantworten, und durch reuevolles Bekenntniß und Widerruf seiner Irrthümer mit der Kirche auszusöhnen. Er begab sich dahin im Vertrauen auf seine Unschuld und das sichere Geleit des Kaisers. Indessen fand Huß zu Costnitz nicht nur Gegner seiner religiösen Meinungen, sondern wegen der auf seine Veranlassung durch Kaiser Wenzel vorgenommenen Umgestaltung der Prager Universität, vermöge derer die Stimmenmehrheit von den Deutschen an die Böhmen zurückfiel, fast in jedem Deutschen einen Nationalfeind, und als Realist in jeden Nominalisten einen Verfolger. Ungeachtet des kaiserlichen Geleitsbriefs und der heftigsten Einsprüche seiner Landsleute mußte Huß unter Mitwirkung des wortbrüchigen Kasers nach harter Gefangenschaft sein Leben auf dem Scheiterhaufen endigen. Siegmunds nicht vollkommen ruhiges Gewissen wurde durch den Ausspruch hoher Geistlicher, daß man einem Ketzer nicht zum Nachtheile des Glaubens und der Kirche Wort zu halten brauche, bethört, und sonderbar genug waren es gerade diejenigen, welche in der Folge am eifrigsten gegen den Papst für die Kirchenfreiheit kämpften, Johann Gerson und der Cardinal d'Ailly, welche am heftigsten zu seinem Untergange mitwirkten. Neun Monate später erlitt sein inniger Freund und Gehülfe der böhmische Edelmann Faulfisch, bekannter unter dem Namen Hieronymus von Prag, dasselbe Schicksal, nachdem er zuvor die Schwäche

eines ihm durch Todesfurcht entlockten Widerrufs durch eine heldenmäßige Standhaftigkeit in Behauptung seines Glaubens wieder gut gemacht hatte. Beide Opfer der Sectenwuth büßten mit dem Feuertode, daß sie es gewagt hatten nur auszusprechen, was in der Folge zum Theil ihre eigenen Richter ungestraft zum Heil der Kirche ins Leben einführten. Aber jene Männer, welche den Nimbus, der das Oberhaupt der Kirche seit Jahrhunderten umgab, so kühn vor den Augen der Menge hinwegrissen, trauten dem Concilium, von dem sie selbst einen Theil ausmachten, als von Gott auserwähltem und vom heiligen Geiste erleuchtetem Vertreter der großen christ-katholischen Gemeinde solche Unfehlbarkeit zu, daß ihnen jeder Widerspruch irdische und ewige Verdammniß zu verdienen schien.

Zur Hinrichtung der beiden Opfer hatte wahrscheinlich die Hoffnung des Kaisers und der Geistlichkeit, in Böhmen den bürgerlichen und kirchlichen Frieden wiederherzustellen, viel beigetragen. Allein hierin hatte man sich gänzlich verrechnet. Die Böhmen, ein freisinniges, zur Schwärmerei geneigtes Volk, von einem schwachen Könige beinahe völlig ihnen selbst überlassen, antworteten mit Verachtung auf die Ermahnungen des wortbrüchigen Kaisers und der Kirchenversammlung, welche ihnen ihre Gewissensherrschaft wieder aufdringen wollte. Ohngefähr seit den ersten Kreuzzügen war in der Römischen Kirche der Gebrauch aufgekommen, den Laien beim Genuß des heiligen Abendmahls nur den Leib oder das Brodt auszutheilen, und viele von dem gemeinen Glauben sich trennende Secten hatten diese Gewohnheit unter dem Namen des Kelchraubs mit besonderer Heftigkeit getadelt. Nach dem Beispiele der Waldenser legten auch die Hussiten einen besondern Werth auf den Genuß des Abendmahls unter beider Gestalt, weswegen man sie in der Folge Utraquisten nannte. Als daher der Cardinal-Legat Johann Dominico, Erzbischof von Ragusa, mit Uebermuth und Strenge sie zu dem Römischen Abendmahlsgenuß zwingen wollte, vereinigte sich unter Ziska eine große Menge Utraquisten auf einem Berge nahe bei der Stadt Gniß, welchen sie Tabor nannten, zum gemeinschaftlichen Gottesdienste nach ihrer Art, und gründeten die Stadt Tabor durch Erbauung von Häusern da, wo ihre Zelte ge-

standen waren. Da sie vollends durch Wenzels Tod vollkommen freie Hand erhielten, und ihnen Alles daran liegen mußte, Hussens Mörder, den Schirmherren der Römischen Kirche nicht zu ihrem Könige zu bekommen, so sammelten sich zahlreiche bewaffnete Schaaren unter Ziska's Anführung, der sich Johann Ziska vom Kelch und Hauptmann in der Hoffnung Gottes der Taboriten nannte, zogen im Lande umher, zerstörten Kirchen und Klöster, und verwandelten beinahe ganz Böhmen in eine Wüste; denn zu der religiösen Begeisterung hatten sich die Wuth der Rohheit, Mord und Raublust vieler Bösewichte gesellt. Mit dem Kelch in der Fahne, einer gänzlichen Verachtung des Todes und einer gränzenlosen Erbitterung gegen Alles, was vom Papste kam, überwanden die Hussiten unter Ziska's und seiner Nachfolger, der beiden Procope, Leitung alle Heere, welche die Staatskunst Kaiser Siegmunds, oder der Religionseifer des Papstes wider sie aufgebracht hatte, bis endlich die wiederholten Niederlagen ihrer Heere, die verwüsteten Felder des benachbarten Deutschlands und die ernste Besorgniß, es möchte das Schwert der Hussiten ihrem Glauben eine weite Herrschaft gründen, den Kaiser und den Papst etwas spät ermahnten, klügere Mittel wider einen Gegner anzuwenden, dem auf dem Wege der Gewalt nichts abzugewinnen war. Am meisten ließ sich von Unterhandlungen hoffen; denn die Hussiten waren auch unter sich nicht ganz einig, und der Wunsch der gemäßigten, welche die größere Zahl ausmachten, sich mit der Kirche zu versöhnen, schien die Annäherung um vieles zu erleichtern. Die Basler Synode wählte den Weg einer klugen Nachgiebigkeit, um nicht durch allzu unbiegsamen Trotz auch den künftigen vollständigen Sieg unmöglich zu machen. Die vier Puncte der Calixtiner, der Genuß des Abendmahls unter beiden Gestalten, die Freiheit der Verbreitung ihrer Lehre in Böhmen, die Vereinigung der Einkünfte und der Macht des Priesterstandes und die Wiederherstellung einer scharfen Sittenzucht wurden den Calixtinern nach langem Unterhandeln mit einigen Modificationen, Erklärungen und Vorbehälten bewilligt. Bei der Freiheit des Predigens war die Vollmacht der geistlichen Obern und das höchste Ansehen des Papstes vorausgesetzt; die Kirchengüter sollten die

Geistlichen nach den Vorschriften der Kirchenväter verwalten, Bemächtigung derselben Kirchenraub heißen, der Genuß des Abendmahls unter beiderlei Gestalt sollte nur Erwachsenen und zwar mit der jeweiligen Erinnerung des Priesters, daß Christus in jeder Gestalt ganz vorhanden sey, gestattet bleiben. Mit dieser Bewilligung waren die Calixtiner gewonnen. Der größte Theil des Adels war unter ihnen. Sie drangen nun selbst auf die Unterwerfung der Taboriten, welche weit mehr Artikel verlangten, z. B. nur an zwei Sacramente, die Taufe und das Abendmahl, und an das Fegfeuer gar nicht glaubten, und überhaupt beinahe das ganze äußere und innere System der Römischen Kirche abgeschafft wissen wollten. In einer Hauptschlacht überwunden mußten die Taboriten nachgeben, man trug dem Kaiser Siegmund die Böhmische Krone an, und zu Iglau kam endlich zwischen dem Kaiser, dem Papst und allen drei Böhmischen Religions-Parteien ein staatsrechtlicher und kirchlicher Vertrag zu Stande, der den Namen der Compactaten trägt, und die künftige Ruhe des Königreichs sichern sollte. Aber Kaiser Siegmunds Versuche, seinen feierlichen Versicherungen zuwider zu handeln, erregten in Böhmen neue Gährungen, welche nach seinem Tode in offenbare Händel ausbrachen; als die Römisch-katholischen sich völlig dem Oesterreichischen Hause ergeben zeigten, während die Utraquisten einen Polnischen Prinzen auf den Thron setzen wollten. Durch die Thätigkeit und die Geisteskraft ihres Hauptes Georg von Podiebrad erhielten zuletzt die Utraquisten die Oberhand, und da ihnen jetzt der junge Ladislaus nicht unpassend zum Könige schien, wurde Podiebrad bis zu seiner Mündigkeit zum Regenten des Reichs erwählt, und schirmte mit gewaltigem Arm die Freiheit des Glaubens.

Während man auf diese Art im Innern der Römischen Kirche den Anfang jener Gährungen wahrnahm, welche sie ein Jahrhundert später ganz zerreißen sollten, liefen die Versuche, sich mit ihrer sterbenden Schwester zu Constantinopel auszusöhnen, nicht viel besser ab, als die Bemühungen zur Wiederherstellung des Kirchenfriedens im Abendlande. Zwar sehnten sich die von den Türken fast bloß auf ihre Hauptstadt beschränkten Kaiser sehnlich nach einer Vereinigung mit den Lateinern, von

welcher sie allein Hülfe gegen die immer nähere und immer drohendere Gefahr des Untergangs zu erwarten hatten. Allein diese Fürsten, welche nicht einmal im Innern ihres engbegränzten Wirkungskreises ganz unabhängig von den Türken waren, hatten nicht Einfluß genug auf ihre Unterthanen und vorzüglich nicht hinreichende Gewalt über ihre Geistlichkeit, um sie unter den gefährlichsten Umständen einer von dem Staatsinteresse so dringend empfohlnen Vereinigung geneigt zu machen. Verschiedene Versuche der Griechischen Kaiser im vierzehnten Jahrhundert waren an dem Uebermuth der Päpste und an der Eifersucht der Griechischen Prälaten auf Rang und Unabhängigkeit, dann auch an der Abneigung aller Griechen, durch Opferung ihres Glaubens den Kirchenfrieden zu erkaufen, gescheitert. Als es endlich dem Kaiser Johann Paläologus gelungen war, den Widerwillen seiner Landsleute in etwas zu besänftigen, legten die Zwistigkeiten des Papstes und der Basler Synode neue Hindernisse in den Weg. Aber Eugens IV. und Kaiser Johannes aufrichtiger Wunsch, die Vereinigung zu Stande zu bringen, siegte über alle Schwierigkeiten. Der Kaiser erschien in eigner Person mit dem Patriarchen von Constantinopel und seinen angesehensten Prälaten auf dem päpstlichen Concilium zu Ferrara, und brachte dieselben durch eifriges Zureden und halben Zwang, welchem sich mehrere durch heimliche Flucht entziehen wollten, nach Florenz. An diesen beiden Orten wurden über die Hauptpuncte des großen Kirchenzwistes, die Lehren vom Fegfeuer, vom ungesäuerten Brodt im Abendmahl, vom Ausgang des heiligen Geistes und dem Primat des Papstes heftig disputirt, ohne daß man am Ende irgend etwas ausgemacht hätte. Da die Lateiner durchaus in keinem Puncte nachgeben wollten, und auch durch keine äußere Umstände dazu genöthigt waren; so mußte der Griechische Kaiser seine Prälaten theils durch Vorstellung der dringenden Noth einer Vereinigung zur Rettung des Griechischen Staates, theils durch allerlei Drohungen, sogar durch Bestechungen und Mangel an Geld-Unterstützung bewegen, die Vereinigungs-Formel zu unterschreiben, in welcher dem Papste das Primat bewilligt, die übrigen Artikel zu Gunsten beider Ansichten sinnbildlich erklärt, und im Uebrigen jeder Kirche ihr be-

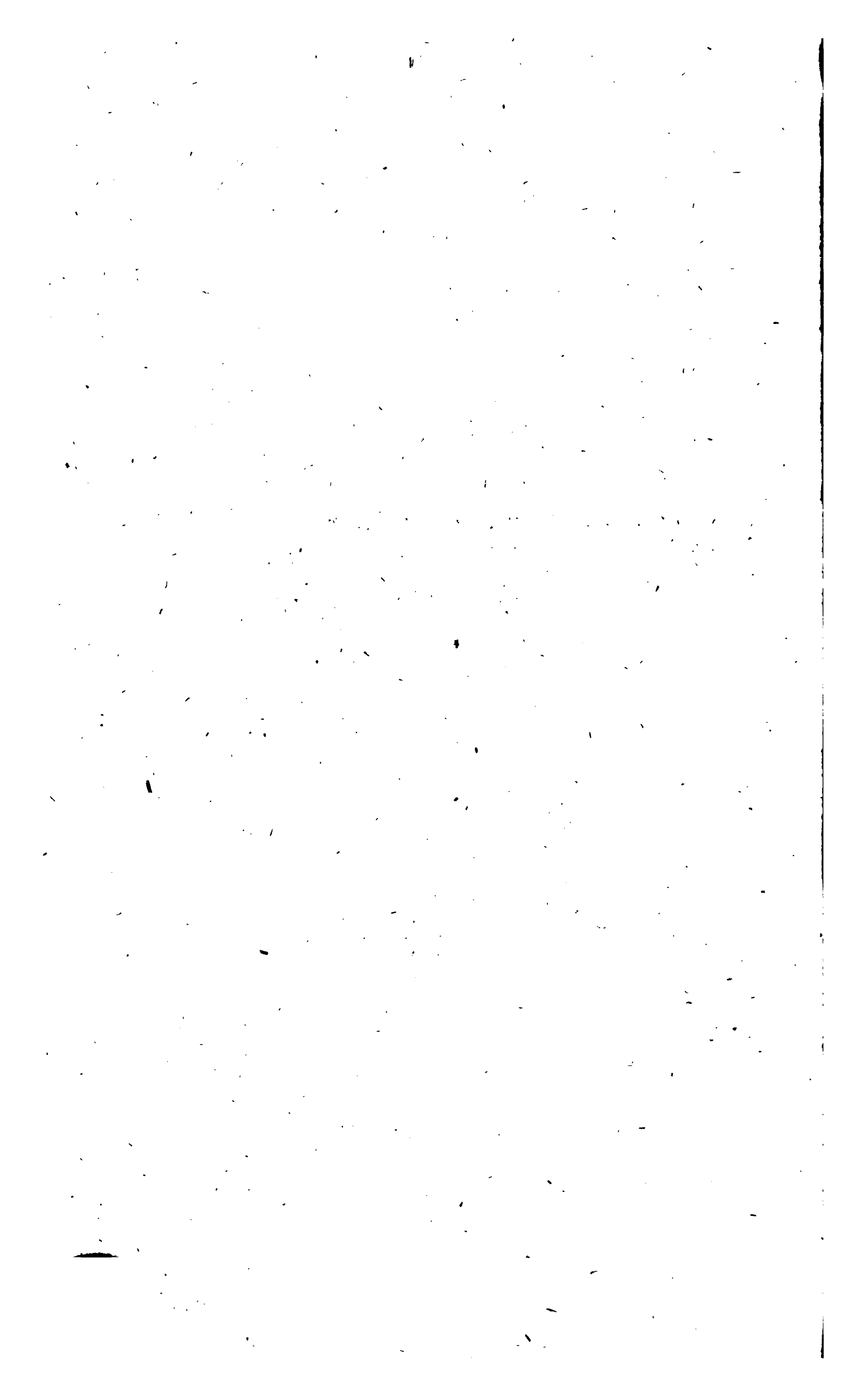
sonderer Gebrauch gelassen wurde. Am sechsten Julius des J. 1439 wurde diese Urkunde in Gegenwart des Kaisers und des Papstes in der Hauptkirche zu Florenz unter vielen Feierlichkeiten vor dem Volke abgelesen, und der Papst ermahnte die ganze Christenheit zur Feier dieses glücklichen Vereins. Indessen war leicht vorauszusehen, daß ein solcher Vertrag, welchen die eine Partei so einseitig vorgeschrieben, und die andere nur von oben herab gezwungen wider ihren eigenen und ihres Volkes Willen gebilligt hatte, nicht von langer Dauer seyn würde. Der Bischof von Ephesus hatte seinen Beitritt standhaft verweigert; zu Constantinopel nahmen die meisten Bischöfe den ihrigen zurück; diejenigen, welche bei der Vereinigung bleiben wollten, sanken bei dem Volke in die tiefste Verachtung; allmählig löste sich aller Verband wieder auf, und der gänzliche Umsturz des Griechischen Reichs machte allen neuen Einigungsversuchen ein Ende.

Drei große Zwecke wurden während dieses Zeitraums theils neben, theils gegen einander in der christlichen Kirche erstrebt, die den kirchlichen und religiösen Verhandlungen dieses Zeitalters einen eigenthümlichen Charakter und ein ganz eigenes Interesse gaben. Die Päpste suchten das bestehende System der Römischen Kirche, d. h. ihre eigene ausschließliche und unumschränkte Gewalt und das damit verbundene bestehende Dogmengebäude in seinem ganzen Umfang unangetastet zu behaupten, und selbst auf künftige Zeiten zu befestigen. Ihnen hingen die Römische durch den heiligen Stuhl erhobene Geistlichkeit, die Bettelmönche, die Ketzerrichter und ihre Befreundeten, endlich der größte Theil der unwissenden Menge aus allen Ständen an. Die gebildetesten Christen hingegen, selbst aus dem geistlichen Stande wünschten Einheit der Kirche, aber Erhebung derselben über den Papst, Herstellung der ächten Kirchenzucht und apostolischen Reinheit, Abstellung aller Misbräuche und Beachtung der Volksthümlichkeit in der Einrichtung der Nationalkirchen, dabei Festsetzung eines natürlichen und bleibenden Verhältnisses zwischen Kirche und Staat. Dieser Geist sprach sich in den Concilien zu Costnitz und Basel aus, und veranlaßte jenen wichtigen Schluß der frühern Synode, daß die allgemeine Kirchenversammlung

über den Papst erhoben sey, die vorgenommenen Kirchenverbesserungen, die Annahmsurkunde der Basler Schlüsse von Mainz, die pragmatische Sanction u. s. w. Daß aber der Papst demnach den wesentlichsten Theil seiner Macht behielt, und weder Verbesserung der Kirchenzucht, noch religiöse Aufklärung ernste Forschritte machten, verdankte das Oberhaupt der Kirche zunächst dem noch aus frühern Zeiten bei dem größten Theil der Menschen herrschenden Glauben an seine Unfehlbarkeit; denn der durch reiche Pfründen und gewaltigen Einfluß an das Interesse des bestehenden Kirchensystems geknüpften hohen Geistlichkeit und den Stützen, welche sich die Päpste an den Bettelmönchen, den Ketzergerichten und den von ihnen abhängigen Reichthümern mit vorsichtiger Klugheit zu verschaffen gewußt hatten. Endlich suchten einige über die arge Verderbniß des Priesterthums heftig erbitterte, und deswegen nur die erste Urkunde des Christenthums mit Verwerfung aller spätern Zusätze achtende Menschen die oberpriesterliche Gewalt überhaupt und mit ihr das ganze bestehende Kirchen- und Lehrsystem umzustürzen, um auf seinen Trümmern eine aus der Bibel gezogene reine Christenlehre in der einfachsten, von sinnlicher Verzierung entblöstesten Gestalt, ohne Rücksicht auf Zeit und Ort, von allen übrigen Verhältnissen unabhängig zu gründen. Dieses letztere Streben, welches sich bei den Albigensern, Waldensern und am Ende dieses Zeitraums auf eine sehr deutliche und furchtbare Weise bei den Taboriten zeigte, lag mit den religiösen Ansichten des Mittelalters, allen bestehenden Einrichtungen und selbst dem Wunsche aufgeklärterer Christen in zu starkem Widerspruch, als daß es noch jetzt ein bedeutendes Gewicht hätte erhalten können. Aber jene drei so verschiedenartigen Richtungen der religiösen Stimmung erregten, wenn sie auch bis jetzt in der äußern Gestaltung des christlichen Religionswesens keine bedeutende Veränderung hervorbrachten, dennoch in allen Gemüthern eine solche Gährung, daß sich in kurzer Zeit bedeutende Erscheinungen im Gebiete der christlichen Glaubenslehre und der geistlichen Kirchenverfassung erwarten ließen.

Fünfzehntes Buch.

Mathematische Wissenschaften.



I. Capitel.

Die ältesten Zeiten bis auf die Belehrung der Griechen durch Thales.

Lange ehe der menschliche Geist auf die oberste Ursache aller Dinge und auf sich selbst zurückging, um aus dieser höchsten Quelle die Gesammtheit äußerer und innrer Erscheinungen abzuleiten, beschäftigte er sich mit jenen äußern Erscheinungen selbst und ihren Verhältnissen unter sich. Aber jene Verhältnisse waren vorzüglich zweierlei: entweder gründeten sie sich auf die Form und bezogen sich dann auf die Gestalt, in welcher sie dem Auge erschienen, oder die Menge, in welcher die Gegenstände vorhanden waren, oder sie gründeten sich auf das eigentliche Wesen der Dinge selbst, welches sie ihrer Natur nach zu Gattungen, Geschlechtern oder Einzelnen bestimmte, und nicht ohne Aufhören seines bedingten Seyns verändert werden konnte. Jene Formalverhältnisse wurden Gegenstand einer Wissenschaft, die man lange nach dem Ursprung und der Ausbildung einzelner Theile mit dem allgemeinen Namen Mathematik bezeichnete, während die Lehre von den Wesenverhältnissen den Naturwissenschaften anheimfiel.

Aber in unendlich früher Zeit wurde es dem Menschen Bedürfniß, jene Formalverhältnisse zu ergründen, und durch Kenntniß derselben seinen Geist mit der Außenwelt in's Gleichgewicht zu setzen. Jede Erscheinung des Lebens war ein Aufruf zu dieser Forschung. Das Streben nach der Erkenntniß der Grundgesetze, auf welchen diese Verhältnisse beruhten, wo Vernunft und Ahnung von Begriff zu Begriff immer höher leiteten, und die höhern Ansichten, welche sich über alle diese Erscheinungen allmählig bildeten, gaben nach und nach einzeln und auf ver-

schiedenen Puncten der bevölkerten Erde jenen Lehrbegriffen das Daseyn, deren Gesammtheit heute der viel bedeutende Name Mathematik (μάϑησις) umfaßt: Zwar bietet sich dem Verstande oder der Phantasie leicht ein Gang dar, nach welchem sie jene Lehren ausgebildet haben können oder müssen; aber dem Geschichtschreiber ist nicht erlaubt, einen solchen Gang zu verfolgen, dessen Entwicklung aus dem innersten geistigen Leben des Menschen mit der Außenwelt in keiner Verbindung steht. Er muß sich beschränken auf dasjenige, was uns die Geschichte Bestimmtes aus der Vorzeit aufbehalten und überliefert, und darf nur da sein höheres Gefühl reden lassen, wo das Bestimmte an das Unendliche gereiht wird. Allein aus jenen Urzeiten, von denen uns neben seltnen Bruchstücken gleichsam nur eine hohe Ahnung geblieben ist, hat uns die Geschichte von der Entwicklung der ersten Wissenschaft des irdischen Lebens nur so unzusammenhängende Nachrichten aufbehalten, daß ein Ganzes daraus zu bilden unmöglich, und selbst bei den Einzelnen mehr Ahnung als Gewißheit ist. Daher ist es der Natnr der Dinge gemäß, daß in spätern Zeiten, wo aber die Mathematik noch zu keinem Ganzen erhoben war, man den Ursprung der einzelnen Theile derselben bei denjenigen Völkern suchte, deren äußern Bedürfnissen sie am lebendigsten zu entsprechen schienen. So sollte bei den handelnden Phönikiern die Arithmetik, bei den Landbau treibenden Aegyptern die Geometrie entstanden seyn. Nur über den Ursprung der erhabensten der mathematischen Lehren, welche zugleich als ewiges Gesetz unsere irdischen Verhältnisse ordnet, und uns über dieselben hinaus zum Universalen erhebt, über den Ursprung der Sternkunde konnten sich die Völker der alten Welt nie recht vereinigen. Wie in heißer Schlacht die muthigsten Kämpfer sich um die edelste Beute des Tages drängen, so rangen die alten Völker, die hohe Bedeutung jener Wissenschaft wohl erwägend, um den Vorzug, sie erzeugt zu haben. Selbst die Griechen hielten es noch für Pflicht und Ehre gemäß, den Kampf für ihre Aegyptischen Lehrer fortzuführen. Für uns aber trägt die Entscheidung dieser Streitfrage wenig aus. Gleichwohl hat sich aus diesen Forschungen die wichtige

Vermuthung entwickelt, daß jene bekanntern Völker der alten Welt, von deren astronomischen Kenntnissen bestimmte Spuren bis auf uns gekommen sind, nicht die ersten gewesen, welche über diese Verhältnisse gedacht und geforscht haben, und daß Wahrheiten von der höchsten Bedeutung entdeckt waren, ehe große Ereignisse der Natur und des menschlichen Lebens eine uralte Cultur in ewige Vergessenheit begruben.

Als der Mensch im Leben so weit vorgerückt war, — und dieses muß frühe statt gefunden haben — daß Zeitbestimmung eines seiner ersten Bedürfnisse wurde, boten die Erscheinungen des Himmels, welche sich nach unwandelbaren Gesetzen periodisch zu erneuern schienen, einen natürlichen Theilungsgrund dar. Tag und Nacht mußte dem Ungebildetesten in die Augen fallen, Ab- und Zunehmen des Mondes war beinahe eben so auffallend, nur die Uebereinstimmung der Wiederkehr der Jahrszeiten mit den Verhältnissen der Sonne und Erde erforderte tieferes Nachdenken. So führten Bedürfnisse und edlerer Trieb nach Erkenntniß die Menschen zu höhern und reifern Ansichten über die Zeit und ihr irdisches Maß. In fortsteigender Cultur bestimmte man sie nach Tagen, Monaten und Jahren; aber in unbekanntem Alter wechselten diese Bestimmungen aus unbekannten Gründen, und veranlaßten für die forschende Nachwelt unauflösbare Verwirrung. Lange ehe man über das Verhältniß der Erde zur Sonne und der übrigen Gestirne annähernde Entdeckungen gemacht, scheint ein Mondenjahr bestanden zu haben, welches zwölf Mondenkreisläufe in sich begriff, und durch öftere Einschaltung von Monaten mit den Jahrszeiten in's Gleichgewicht gesetzt wurde. Dann kam man auf Monate von 30, folglich Jahre von 360 Tagen, später wurde das Jahr um fünf Tage erweitert, von da an verflossen noch Jahrhunderte bis auf die genauere Bestimmung des Sonnenjahrs, der Sonnen- und Mondsfinsternisse und des übrigen Ganges der unübersehbaren Sternenwelt.

Als die Klügsten und Gebildetsten unter jedem dieser alten Völker es inne wurden, wie leicht durch Kenntnisse jener erhabenen Verhältnisse Herrschaft über das unwissende Volk errun-

gen und bewahrt werde, setzten sie ihre Forschungen unablässig fort, und behielten den Erfolg als Priestergeheimniß inne. Leicht wurde es ihnen, da auch sie im Besitz der Leitung aller Religionsbegriffe des Volkes waren, dieselben mit demjenigen, was in der Außenwelt mit dem höchsten Glanz erschien, in Verbindung zu bringen. So vermischten sich Namen mit Göttern und Gestirnen auf mannigfaltige Weise; wunderbar vereinten sich mit ihnen die Sagen der Vorzeit und die Aegyptischen Bilder dichterischer Einbildung. Bald fanden Schwärmer Sympathie zwischen den Bewegungen der Sterne und dem Gange des Lebens; Betrüger machten sich diesen Wahn zu Nutze, und gründeten auf ihn die Astrologie (Sternendeuterei), allmählig der vorzüglichste Zweck der Forschungen über den Lauf der Gestirne. Aber überall blieb die Astrologie und mit ihr alle Beobachtungen unter der Leitung geheimnißvoller Priester, die durch sie Fürsten und Völkern ein unsichtbares Joch auflegten, wider welches das Eisen nichts vermochte. Zwei Jahrtausende hindurch beobachteten Chaldäische Priester in dem Tempel des Belu den Lauf der Gestirne, in deren Betrachtung sie sich stets ablösten, während die Ergebnisse ihrer Forschungen auf mannigfaltige Weise mit den Schicksalen des Reichs und der Verhältnisse des Lebens in Verbindung gebracht wurden. Diese Beobachter blieben eine stets abgeschlossene Gesellschaft, deren Forschungen nicht leicht bekannt wurden, und unter denen sich nicht leicht einer vor den übrigen Ruhm erwerben konnte. Wohl hat uns die Geschichte einige Namen aufbehalten, aber was mit denselben verknüpft werden mag, ist unsicher. So scheint in den Kinderzeiten der Chaldäischen Sternkunde Berosus die Meinung geäußert zu haben, als ob der Mond gleich einem Wurfballe eine blaue und eine helle Hälfte hätte. Weit später lehrten sie, daß der Mond durch fremdes Licht erleuchtet sey, und daß die Finsternisse von dem Schatten der Erde herrührten. Mit der Periode von 223 Mondmonaten bekannt, welche dieselbe Reihe der Mondsfinsternisse wieder herbeiführt, wußten sie diese letztern vorherzusagen; über die Sonnenfinsternisse hingegen waren sie nur unvollkommen belehrt. Sieben Planeten und ihre

Bewegungen kannten sie, und den Thierkreis theilten sie in zwölf Gestirne ab, welche den Namen ihrer obersten Götter trugen. Der Tag erhielt verschiedentlich zwölf oder sechzig Theile, welche letztere Zahl bei den Alten wegen ihrer großen Theilbarkeit vorzüglich beliebt war. Daß sie die Tageszeit nach Sonnenuhren maßen, scheint aus vielen Umständen hervorzugehen. Ueberhaupt aber hatten sie viele Perioden ausgerechnet, nach welchen gewisse Verhältnisse unter den Gestirnen wiederkehrten. Das Sonnenjahr hatten sie auf 365 ¼ Tage festgesetzt. Von dem Umfang der Erde glaubten sie, daß ein Mann, der mit gutem Schritt ohne Unterbrechung fortginge, seine Reise zu gleicher Zeit mit der Sonne vollenden würde, welcher Begriff uns durch seine Vernünftigkeit Bewunderung einflößt.

Was den Chaldäern Babylon, war den Aegyptern Theben, die Sonnenstadt, der Sitz ihrer ältesten Priesterschule. Hier entdeckte man zuerst die Unvollkommenheit des Jahrs von 365 Tagen, und fügte ihm noch ganze sechs Stunden bei. Die Ueberschwemmungen des Nils hatten frühe Beobachtung der Gestirne veranlaßt. Man fand in der Erscheinung des Sirius kurze Zeit vor Sonnenaufgang eine sichre Verkündung der Annäherung derselben. Ihre Verspätung (alle vier Jahre um einen Tag) führte auf richtige Schätzung des Sonnenjahrs, welches man zu kurz angenommen. Dessenungeachtet hielten die Aegyptischen Priester strenge auf Beibehaltung des ältern und bürgerlichen Jahres, welche sogar die Könige bei ihrer Thronbesteigung beschwören mußten. Man hielt es für einen Segen der Götter, daß ihre größten und heiligsten Feste so nach und nach alle Zeiten und Tage des Jahrs durchwanderten. Erst in 1461 Jahren traf das religiöse und bürgerliche Jahr wieder mit dem astronomischen zusammen; deswegen war ihnen das 1461. Jahr heilig, der ganze Zeitraum eine höchst wichtige Periode. Ueberhaupt herrscht wegen der Verschiedenheit der Jahre, welche ohne Rücksicht auf ihre höchst ungleiche Dauer zusammengezählt wurden, großes Dunkel in der alten Aegyptischen Chronologie. In verschiedenen Provinzen und Zeitaltern hatte man Jahre von einem, zwei, drei, vier, sechs und zwölf Monaten,

je nachdem die Sonne, der Mond oder ein anderes Gestirn dabei zu Grunde gelegt wurden. Der Gebrauch der Sonnenuhren war in Aegypten sehr frühe gewöhnlich, vermittelst derselben hatte man das Verhältniß des Durchmessers der Sonne zu ihrem Kreislauf wie 1: 750 bestimmt. Bei ihren Instrumenten scheuten sie den ungeheuersten Umfang nicht; hievon zeugen die Obelisken, deren Form sich zur Sonnenuhr eignet, und der 365 Ellen lange Ring des Osimandus, vermittelst dessen der Lauf der Gestirne auf die Verhältnisse des Lebens bezogen wurde. Gegen den Anfang unsrer Zeitrechnung ging Aegyptens Priester-Astronomie mit der Bedeutung dieses Standes zu Grunde. Als die erhabenste der irdischen Wissenschaften zu Alexandrien nach ihrer Würde frei und offen behandelt wurde, konnte sich jenes dunkle und geheimnißvolle Getreibe, die Schutzwehr der Beschränktheit, nicht länger behaupten. Von den übrigen mathematischen Kenntnissen der Aegypter ist nichts Bestimmtes bis auf uns gekommen; doch lehrt das Gewaltige ihrer Baukunst und der ganze übrige Zustand ihrer Cultur, daß sie nicht unbedeutend gewesen seyn müssen.

II. Capitel.

Von Thales bis auf die Gründung der Schule zu Alexandrien. (Vom 7. bis zum 3. Jahrhundert v. Chr. Geb.)

Sechshundert Jahre vor Christi Geburt brachte Thales aus Milet die mathematischen Kenntnisse der Aegypter seinen Landsleuten, den Griechen, in den frühern Zeiten der freien Verfassungen dieses Volks. Obschon unter rauherm Himmel und unter weniger gebildeten Menschen, als Aegyptens Priester gewesen waren, fühlten sie bald den herrlichen Schwung, den die Freiheit jeder höhern Aeußerung der Seele giebt, und bahnten sich, auch da wo ihnen Vorurtheil oder Selbstsucht mit ängstlicher Eifersucht entgegen traten, einen freien Weg zur Erkenntniß. Thales ward der Stifter der Jonischen Schule, der Mutter Griechischer Weisheit und eigenthümlicher Forschung; aber die Geschichte hat uns von den Bemühungen dieser Väter unserer Erkenntniß und der Ergebnisse derselben so wenig aufbehalten, daß eigentlich nur auf sehr unzuverlässigen Gründen beruht, was dem Stifter, seinen Aegyptischen Lehrern, oder diesem oder jenem seiner Jonischen Schüler eigenthümlich angehöre. Einzelne mathematische Wahrheiten und Instrumente, auf welche die Erfahrung geführt hatte, kannte man in Griechenland aus uralten Zeiten her, nur in ihrer wissenschaftlichen Beziehung war Thales neu. Schon in Aegypten sollte dieser Philosoph zur Verwunderung des Königs Amasis die Höhe der Pyramiden und Obelisken vermittelst ihres Schattens ausgemessen, und die Entfernung weit vom Ufer stille stehender Schiffe bestimmt haben. Schriftsteller des Alterthums schreiben ihm die Entdeckung mehrerer Verhältnisse der Dreiecke und des Kreises, vorzüglich

aber die des Satzes zu, daß der Winkel im halben Kreise allemal ein rechter sey, dessen Wichtigkeit ihm unendliche Freude verursachte. Die Sterne soll er für entflammte Erden, das Licht des Mondes für von der Sonne erborgt, jenen Planeten für die Ursache der Finsternisse dieser letztern, den Schatten der Erde für die Ursache der Mondsfinsternisse, die Gestalt der Erde endlich für rund und in fünf Zonen theilbar gehalten haben. Die Kenntniß der Eintheilung der himmlischen Sphäre brachte er aus dem Morgenlande mit. Eben so schreibt man Anaximander seinem Nachfolger die Erfindung der Landcharten zu. Weil man die Erde nur bis zum Aequator kannte, und deswegen die Entfernung von Abend gegen Morgen weit größer schien als die von Mittag gegen Mitternacht, nannte man jene Länge, diese Breite. Die Sonne hielt Anaximander für ein reines Feuer, die Erde für einen Körper, welcher sich um den Mittelpunct des Weltalls drehe. Von dem Mond glaubte er zwar wie Thales, daß er sein Licht von der Sonne erborge, aber dessenungeachtet noch ein eigenes weit schwächeres habe. Nach seiner Ansicht gab es außer der Erde noch andere bewohnte Weltkörper, alle von jener gleich weit entfernt; die Sonne hielt er für 27mal, den Mond für 19mal so groß als die Erde. Anaximenes behauptete zuerst die körperliche Festigkeit des Himmels, an welchem die übrigen Weltkörper befestigt zu seyn schienen. Aber vor allen Lehrern der Jonischen Schule glänzte durch sein mathematisches Genie Anaxagoras, der so innig in seiner Wissenschaft lebte, daß sein Auge die meiste Zeit gegen den Himmel gerichtet war, dessen Erforschung er für einen der vorzüglichsten Zwecke des menschlichen Lebens hielt. Nach dem Zeugnisse Vitruvs schrieb er über Optik und Perspektiv, und hatte in der Geometrie große Fortschritte gemacht. In der Astronomie überließ er sich wie die Griechen überhaupt mehr seinem Genius, als daß er seine Wissenschaft auf bewährte Erfahrungen gegründet hätte. Die Cometen hielt er für eine zufällige Vereinigung irrender Sterne, den Mond für einen wie unsre Erde gestalteten, wie diese mit Bergen, Seen und Flüssen versehenen Körper. Als Anaxogaras die Ursachen der Mondsfinster-

nisse öffentlich bekannt gemacht, erfuhr er, wie gefährlich es von jeher war, Beschränktheit und Unwissenheit zum Schönen und Großen erheben zu wollen, ehe die Zeit die Nebel verdrängt hat, welche die Wahrheit umhüllen. Wegen seiner astronomischen Lehren und wegen der Behauptung eines einigen Gottes verdammte ihn das Atheniensische Volk zum Tode. Von diesem rettete ihn mit Mühe sein Freund Perikles, doch nicht von der Verbannung. Während seiner Gefangenschaft soll er, der erste von dem es bekannt ist, über die Quadratur des Kreises geforscht haben.

Ein halbes Jahrhundert nach Thales lehrte zu Crotona in Großgriechenland Pythagoras, der weiseste seiner Zeit, nachdem er von Aegypten bis an den Ganges die Geheimnisse der Priester erforscht, die Lehre der Harmonie des Weltalls. Er hatte in den Zahlen eine tiefe Bedeutung gefunden, nach der sich in Zahlverhältnissen die verborgensten, innersten Gesetze des Weltganges aussprachen. Was sich im Morgenlande in uralter Ueberlieferung erhalten, brachte sein hoher Geist zur Einheit. Reines Feuer, Licht war die reinste, lebendigste Seele seines Weltsystems, für diese die Sonne ein sichtbares Bild; daher die Lehre von dem festen Standpuncte derselben im Mittelpunct des Weltalls und der Bewegung der Erde, nicht eine Folge geprüfter Erfahrungen, sondern bloß eine Aeußerung der Pythagoräischen Vernunft, welche das Weltall aus sich selbst in mathematischen Formen erbaute. In eben dem Geiste leiteten die Pythagoräer den Ursprung alles Bestehenden auf die vier ersten geraden und die vier ersten ungeraden Zahlen zurück, welche sich in mannigfaltigen Verhältnissen verbänden. Eben so fand Pythagoras im Würfel die Grundform der Erde, in der Pyramide die Grundform des Feuers, in dem Achteck und Zwanzigeck die Grundformen der Luft und des Wassers, in dem Zwölfeck endlich die Grundform des gesammten Weltalls; denn in diesen fünf Formen erschöpft sich die Zahl der regelmäßigen Körper, der Grundlagen aller körperlichen Verhältnisse. Die Aufsuchung verborgener Gesetze in den Zahlen gab der Rechenkunst der Pythagoräer einen gewaltigen Schwung, in ihrer Form soll

sie nach Boethius mit der spätern der Araber eine große Uebereinstimmung gehabt haben. Auch die Musik, in welcher man bis auf Pythagoras nur von den Sinnen Rath genommen, brachte dieser Weise auf bestimmte Zahlverhältnisse zurück, nach denen die Entfernung der Töne geschätzt werde. Diese übertrug er auf das gesammte Weltall, dessen Theile durch ihre regelmäßige Bewegung jene Weltharmonie hervorbrachten, die dem menschlichen Ohr nur deswegen entgeht, weil seine Organe das Unendliche nicht fassen können. In der Geometrie schreibt man ihm höchst wichtige Entdeckungen über das rechtwinklige Dreieck und die Incommensurabilität gewisser Linien wie der Diagonale des Quadrats u. s. w. zu, denen sie wieder philosophische Beziehungen gaben. Die Schiefheit der Ekliptik, die runde Gestalt der Sonne, der Erde und der übrigen Gestirne, das System der Gegenfüßler, die Ursache der Beleuchtung des Mondes, seiner Finsternisse und derer der Sonne waren den Pythagoräern bekannt. Aber der geheimnißvolle Schleier, den sie bisweilen auch von dem Reize höherer, verborgener Weisheit eingenommen über die wichtigsten Grundsätze ihrer Lehren warfen, vereint mit der Unsicherheit dessen, was dem Einzelnen oder selbst dem Ganzen überhaupt rein und unverfälscht angehört, haben eine der merkwürdigsten Secten des Alterthums in solches Dunkel verhüllt, daß außer dem, was als reinster Ausfluß der Seele ihres Stifters durch alle Jahrhunderte hindurch seine besondere Eigenthümlichkeit gestaltet, jener Alles umfassenden Harmonie und seinen Versuch, sie hienieden zu verwirklichen, nur zertrümmerte und entstellte Denkmäler ihrer Erkenntniß bis auf uns gekommen sind.

Später scheinen Forschungen über die Verhältnisse des Kreises wie die des Hippokrates und erneuerte immer unglückliche Versuche, seine Quadratur aufzufinden, vorzüglich die Griechischen Mathematiker beschäftigt zu haben. Doch fällt in diese Zeit das höchst wichtige Ereigniß der Griechischen Calenderverbesserung durch Meton im J. 432 v. Chr. Geb. Von jeher hatte man sich, ohne auf ein genaues Resultat zu kommen, bestrebt, den Kreislauf des Mondes mit dem der Sonne zu verei-

nen. Aber alle diese Versuche waren an der Erfahrung gescheitert. Allmählig kam man darüber in solche Verwirrung, daß Aristophanes mit dem bittersten Spott auf's Theater zu bringen wagte, wie die Götter, deren Feste nach der Bahn des Mondes bestimmt wurden, an ihren eigentlichen Festtagen oft getäuscht und mit leerem Bauche abziehen müßten. Da schlug Meton aus Leuktra in Attika bei den Olympischen Spielen einen neuen Cyclus vor, welcher wegen seiner einleuchtenden Vortheile ungeachtet der gewaltigen Veränderungen, die er im ganzen Calenderwesen der Griechen veranlaßte, von den versammelten Griechen einstimmig angenommen wurde: 19 Sonnenjahre waren 19 Mondjahren und 7 Monaten gleich, welche im 3. 6. 8. 11. 14. 17. und 19. Jahr des Cyclus eingeschaltet wurden. Statt daß bisher Monate von 29 und von 30 Tagen mit einander abwechselten, setzte Meton fest, daß von 236 Monaten 125 mit Inbegriff der Schaltmonate dreißig Tage und nur 110 neun und zwanzig halten sollten. Nur zwei Stunden vollendete dann der Mond seinen letzten Kreislauf später als die Sonne. Der Anfang des ersten Cyclus Metons fiel nach unserer Rechnung auf den 10. Juli des Jahrs 432 v. Chr. Geb. Wahrscheinlich brachte Meton diesen Cyclus aus Aegypten oder Asien, denn noch hatte man es in Griechenland nicht weit genug gebracht, daß er ihn von selbst hätte finden mögen. Trotz der allgemeinen Bewunderung indessen, welche er damals erregte, und der genauen Bestimmung der Olympischen Spiele, welche von nun an statt fand, behielt man (sonderbar genug) noch lange das bürgerliche Jahr von 360 Tagen.

Plato, der feurige, genialische Plato, hielt die reine Erkenntniß der Formenverhältnisse der Körperwelt für so wichtig, daß er durch eine Inschrift jedem den Eintrit in seine Schule untersagte, der sich mit den Lehren der Geometrie nicht bekannt gemacht hätte. Aber sein Geist schwang sich so lebendig zum Unendlichen hinauf, daß er nur für die Erkenntniß der reinen allgemeinen Formengesetze, nicht für die Anwendung derselben auf die Erscheinungen der Außenwelt geeignet seyn konnte. Daher hatten Plato und seine Schule nur auf die Geometrie, nicht

auf die abgeleiteten Wissenschaften derselben wichtigen Einfluß. Ihm verdankt man die Einführung der geometrischen Analyse in geometrischen Untersuchungen, einer Methode, deren Einwirkung auf lebendige Geistesentwicklung nicht zu berechnen ist. Eben so wichtig war für die Wissenschaft die Behandlung der Kegelschnitte und der daran entstandenen krummen Linien, der Ellipse, Parabel und Hyperbel. In seiner Schule kam man auf höhere Begriffe über die Natur unbestimmter Aufgaben, und die geometrische Verdopplung des Würfels erhielt größere Klarheit. Zwar überließ sich Plato in seinen Ansichten über Astronomie größtentheils seiner Phantasie und der Verfolgung einiger philosophischer Begriffe, aber unendlich viel that er für sie, indem er ihr höhere Weihe, wissenschaftliche Würde ertheilte. Berühmt wurde durch seine astronomischen Kenntnisse Eudoxus, ohne daß er die Wissenschaft besonders gefördert hätte, Menächmus durch seine Entwicklung der Theorie der krummen Linie, Dinostrates, sein Bruder, durch die Auffindung der Quadratricen. Aristoteles, der die Summe der Cultur seines Zeitalters in sich aufzufassen schien, und durch so häufige Anführung mathematischer Beispiele in seinen philosophischen Werken seine große Achtung für diese Wissenschaft beurkundete, erweiterte die Mathematik nicht durch neue positive Kenntnisse; seine Mechanik und Optik waren schwach und zeugen von dem höchst unvollkommnen Zustande jener Wissenschaften; daß aber er die Pythagoräische Theorie von der Unbeweglichkeit der Sonne wieder umwarf, verzeiht man ihm leicht, wenn man bedenkt, auf welchen Grundlagen sie beruhte. Obschon Aristoteles selbst beobachtete, waren seine Begriffe über Astronomie nicht viel gründlicher. Nach ihm schrieb Euklemus von Rhodus die Geschichte der Geometrie und Astronomie; ihr Verlust wäre unersetzlich, hätte man nicht Ursache zu glauben, daß sie viel zu kurz gefaßt waren, um wünschenswerthe Aufklärung über diesen Gegenstand zu verbreiten. 330 Jahre vor Chr. Geb. verbesserte Kalippus den Cyclus des Meton, der um zwei Stunden zu lang war, dadurch daß er alle 76 Jahre einen Tag abzog. Dieses war die letzte Veränderung des Griechischen Calenders. Höchst wahrscheinlich machte Pitheas von Marsilia

seine große Entdeckungs-Reise gegen den Nordpol am Schlusse dieses Zeitraums. Auf dieser Reise kam er nach Thule. Daß dieses Island, oder eine wenigstens eben so nördliche Gegend war, scheint aus der Beobachtung hervorzugehen, daß daselbst am längsten Tage die Sonne des Abends den Horizont nur berührte, und unmittelbar wieder aufging. Von der gleichzeitigen Reise des Euthymenes nach Süden wissen wir gar nichts mehr. Ueberhaupt aber waren in diesem ganzen Zeitraume nur die reinen mathematischen Theorien seit ihrer Verpflanzung nach Griechenland zu höherer Reife gekommen, weil die ältern Griechen aus der blühenden Zeit nur für die Ergründung derselben im Geiste, nicht für langwierige Beobachtung äußerer Erscheinungen Sinn hatten. In der Astronomie, Mechanik und Optik hatte man sich kaum über die ersten Grundsätze erhoben.

III. Capitel.

Von der Gründung der Schule zu Alexandrien bis auf den Tod des Ptolemäus. (Vom 3. Jahrhundert v. Chr. Geb. bis um die Mitte des 2. Jahrhunderts nach Chr. Geb.)

Was von den größten Fürsten alter und neuer Zeit durch weise Verfassungen für ihre Völker und die ganze Mit- und Nachwelt im Gebiete der großen Erscheinungen des Lebens gewirkt wurde, das leisteten für die Wissenschaften und zwar vorzüglich für die mathematischen Lehren die ersten Ptolemäer durch die Stiftung der großen Schule zu Alexandrien. Denn hier wurde neben der Aufstellung aller nur erdenklichen Hülfsmittel, welche die Zeit gestattete, der schöne Gedanke verwirklicht, daß die Weisesten und Gebildetesten in naher Vereinigung zusammen wohnend, durch täglichen Umgang und Austausch der Ideen alle rastlos nach einem Zwecke strebend, sich selbst und die Wissenschaft zu einer Höhe emporhoben, wie es nur unter so eingeleiteten und so trefflich benutzten Umständen möglich war. Die Theorien der reinen Mathematik, welche schon früher ziemlich weit fortgeschritten waren, wurden vervollkommnet, andre gleichsam ganz neu geboren, die meisten von einem neuen Geiste beseelt, der die glänzendsten Ergebnisse zur Folge hatte. Griechenlands Freiheit war zu Grunde gegangen. Ein Einziger hatte durch Bestimmtheit, Zusammenhang und ununterbrochene Bemühungen die getrennten, in ihrem Innern aufgelösten, alten Sitten und Gesetzen untreu gewordenen Völkerschaften unterjocht und in ein großes Reich zusammengedrängt. Als Weltherrschaft verdankte dieses Reich sein Daseyn dem Genius eines Alexander, Geist und Bildung mußten Elemente desselben bleiben.

Aber dieser Geist war nicht mehr jene Blüthe hellenischer Phantasie, die einen Homer, einen Plato, oder einen Aeschylus hervorgebracht, und die nebst Griechischem Klima der vergötternde Genuß uralter Freiheit erzeugt hatte. Hier galt der Einzelne nichts mehr, und was er sonst mit den Göttern gemein zu haben schien, wurde weder vom Fürsten noch von der Menge mehr geachtet. In den neuen Monarchien galt der Wille des Herrschers über Alles; seinen Glanz zu erhöhen, seine Macht zu vergrößern, war allein erlaubtes Streben, Alles führte auf diesen Zweck. Das Genialische schwand, desto mehr galten Verstand und emsige Forschung. Vorzüglich sprach sich jetzt dieser Geist in den angewandten mathematischen Lehren aus: In jenen Zeiten war es nothwendig. Nur zu häufig hatte man sich im frühern Alterthume dem Schwunge gereizter Phantasie oder den Irrgängen unsicherer Speculation überlassen, und alle ernste sorgfältige Beobachtung vernachlässigt, daher eine Menge unreifer Schlüsse a priori auf die Wirklichkeit. Jetzt mußten Jahrhunderte hindurch zuverlässige Erfahrungen gesammelt werden, ehe die Nachwelt wieder auf einem sichern Grund im Geiste fortbauen konnte. Darum wurde Aufsuchung, Beobachtung und Ordnung der Charakter der Alexandrinischen Schule, bis sie so viel gesammelt hatte, daß Ptolemäus wieder durch ein zusammenhängendes System die Welt in Erstaunen setzen konnte.

Aber wenn auch im Ganzen genommen in der angewandten Mathematik mehr Erfahrungen als Systeme die Schule von Alexandrien beschäftigten, so darf man darum nicht glauben, daß die großen Männer, welche sie hervorbrachte, die reinen mathematischen Theorien vernachlässigt hätten. Was in der Geometrie die Platonische Schule der Nachwelt überlieferte, das wurde von den Alexandrinern und ihren Zeitgenossen nicht nur aufbehalten, sondern beträchtlich vermehrt und vervollkommnet. So begründete in seinen berühmten Elementen Euklid, der erste welcher in Alexandrien zu einem bedeutenden Ruhm gelangte, zuerst jene gründliche Methode, nach welcher keine Aufgabe gelöst und kein Lehrsatz vorgetragen wurde, sie hätten denn aus dem Vorhergehenden vollständig bewiesen werden können. Auf

der Natur des menschlichen Geistes beruhend, kam diese Methode auf die spätesten Jahrhunderte mit dem Ruhm ihres Erfinders. Euklid schrieb seine Elemente 300 Jahre vor Chr. Geb. Nicht lange nachher wurde Archimed geboren, dem die höchsten Theorien ihren Ursprung verdanken. Er hielt die reine Geometrie für etwas Göttliches, welches allein würdig sey, den höhern Sinn des Menschen zu fesseln; das Angewandte schien ihm dienstbar und untergeordnet, jene mechanischen, statischen, hydrostatischen und katoptrischen Erfindungen, die ihm in der Geschichte so großen Ruhm erworben, bloß Belustigung und Erholung. Während Aristarchus zu Alexandrien die Gestirne beobachtete, ergründete zu Syrakus Archimedes das Verhältniß des Durchmessers zum Umkreise. Vermittelst einer Vergleichung der umschriebenen und inschriebenen Polygone bestimmte er es wie 1 : 3⅐; eben so das der Kugel zu dem umschriebenen Cylinder sowohl der Oberfläche als dem Inhalte nach wie 2 : 3. Von da ging er zu den Eigenschaften der Sphäroide und Conoide d. h. derjenigen Körper über, welche durch die Umdrehung der Kegelschnitte um ihre Axe entstehen, und krönte endlich seine geometrischen Forschungen durch die Entdeckung der Quadratur der Parabel und der Natur der Spiralen. Am Ende des dritten Jahrhunderts vor Chr. Geb., nicht lange ehe Archimedes zu Syrakus sein thätiges Leben beschloß, erhob sich zu Alexandrien Apollonius aus Perga in Pamphylien, von den Alten ausschließlich der große Geometer genannt. Die äußerst schwierigen Fragen de maximis et minimis bei den Kegelschnitten behandelte er auf eine glänzende Weise, und die geometrische Analyse so, daß sie noch heut zu Tage wissenschaftliches Interesse hat. Wahrscheinlich gehört in das zweite Jahrhundert vor Chr. Geb. Nikomedes, der Erfinder der Conchoide und eines äußerst sinnvollen Instruments sie zu ziehen; an den Schluß dieses Zeitraums aber Menelaus, der über die krummen Linien und die Sphären schrieb.

Ebenderselbe Euklid, welcher in den Elementen sein geometrisches System auf so festen Grundlagen erbaute, behandelte in dreien seiner Bücher, dem siebenten, achten und neunten die Arithmetik, aber nicht die gemeine Rechenkunst, die in den ge-

wöhnlichen Verhältnissen des Lebens gebraucht wird, sondern jene höhern Lehren von den allgemeinen Eigenschaften und Verhältnissen der Zahlen, von welchen alle einzelnen Untersuchungen abgeleitet werden können. Unwissende zu belehren, welche behauptet hatten, daß keine denkbare Zahl die Menge des Sandes am Meere auszudenken hinreichte, schrieb Archimedes sein Buch Psammiter oder von der Menge des Sandes, in welchem er aus den entwickelten Eigenschaften der Progressionen bewies, daß das 50. Glied einer sich zehnmal vergrößernden geometrischen Progression mehr als genügend sey.

Wenn auch Archimedes die Untersuchungen der reinen geometrischen Formenlehre über Alles schätzte, so fand sich dennoch sein vielumfassender Geist von den Grundsätzen der Mechanik so angezogen, daß er im eigentlichen Sinne der Schöpfer dieser Wissenschaft wurde. Seinem Genie boten sich zuerst die wichtigen Begriffe vom Schwerpunct und von den gegenseitigen Verhältnissen der Gewichte mit den Entfernungen vom Ruhepuncte des Hebels und der ungleichen Wage dar. Seine Entdeckung vom hydrostatischen Gesetze des Gewichtverlustes der schweren Körper im Wasser ist weltbekannt, eben so findet man in der Kriegsgeschichte des Alterthums die Beschreibung der Anstalten zur Vertheidigung seiner Vaterstadt gegen die Römer, welche ihn bei der Nachwelt vielleicht berühmter gemacht als die schönsten und erhabensten seiner Theorien. Die Erzählung von der Verbrennung der Römischen Flotte vermittelst Brennspiegeln hingegen scheint eher theoretisch möglich als geschichtlich wahr. Die Sphäre, mit welcher er die himmlischen Bewegungen vorstellte, erwarb ihm im Alterthum hohe Bewunderung; ihm selbst aber schien sie so wichtig, daß er, der sonst keine seiner übrigen Machinen einer schriftlichen Darstellung würdigte, die Sphäre allein beschrieb, von welcher Beschreibung wir bedauern müssen, daß nur die Anführung des Pappus auf uns gekommen ist. Um die Mitte des dritten Jahrhunderts vor Chr. Geb. machte sich Ktesibius aus Alexandrien durch seine Erfindung der Wasser-Regel und Vervollkommnung der Wasseruhren berühmt. Ihm folgte sein Schüler Hero, der neben vielen Kunstwerken der

Nachwelt auch schriftliche Denkmale seiner mechanischen Kenntnisse hinterließ. In diesen Schriften suchte er, wie es unter den Mathematikern bereits angenommen war, alle mechanischen Kräfte auf den Hebel zurückzuführen. Eben so der berühmte Philo aus Byzanz, dessen Schriften leider alle zu Grunde gegangen sind. In der Optik endlich scheint der berühmte Ptolemäus die astronomische Refraction und die scheinbare Vergrößerung der Gestirne bei ihrer Annäherung an den Horizont gebaut zu haben, ohne daß er jedoch die erstere Entdeckung zur Verbesserung der in der Nähe des Horizonts angenommenen Höhen benutzte.

Die Hauptrichtung der Studien zu Alexandrien war indessen die Astronomie; hier wurden die glänzendsten Fortschritte gemacht, und durch sie wirkte die Anstalt auf alle künftigen Zeiten. Seit Alexander waren die Griechen als Welteroberer im Besitz aller Beobachtungen der Chaldäer und Indier, aber diesen Beobachtungen fehlte inneres geistiges Leben, sie waren gleichsam eine todte Masse, bis sie von den Griechen den göttlichen Hauch empfingen. Eben so wenig hatten die Forschungen oder überlieferten Kenntnisse der Aegyptischen Priester für die Wissenschaft geleister, mit dem Forschungsgeiste früherer erlosch nach und nach aller Sinn und alles wissenschaftliche Leben; darum entzogen die aufgeklärtern Ptolemäer denen, die grobe Unwissenheit unter einem geheimnißvollen Schleier zu verbergen suchten, ihren Schutz, und wandten ihn der Alexandrinischen Gelehrtenschule zu, wo Klarheit die Grundlage der Bildung wurde, und der Genius der Wissenschaft die Bestrebungen selbst zu leiten schien.

Die neue Laufbahn in der Sternkunde brachen in Alexandrien zuerst Aristillus und Timacharis, welche 300 Jahre v. Chr. die Lage der Gestirne am Himmel im Verhältniß zu den Kreisen der Armille oder damals bekannten Himmelskugel zu bestimmen suchten. Aristarchus aus Samos (im J. 284 v. Chr.) erweiterte die Gränzen des Weltalls unendlich durch seine neue Bestimmung der Entfernung der Sonne von der Erde. Ihm bot der Augenblick, wo der in seinem ersten Viertheile halberleuchtete Mond mit der Sonne und der Erde einen rechten Winkel macht,

eine Gelegenheit dar, aus zwei Winkeln des zwischen Sonne, Mond und Erde denkbaren Dreiecks auf den dritten und somit auf die Verhältnisse der Seiten zu schließen. Hieraus erklärte er die Entfernung der Sonne von der Erde ungefähr neunzehnmal so groß als die zwischen Erde und Mond. Freilich war dieses Verhältniß nicht der zwanzigste Theil des wirklich bestehenden, aber mit dem Pythagoräischen verglichen, welches sie wie eins zu drei bestimmte, war es ein großer Fortschritt. So hatte nach dem Zeugnisse Archimeds Aristarchus auch den Winkel gemessen, dessen Spitze vom Auge ausgeht, und dessen Schenkel die Länge des Sonnendurchmessers umfassen. Er fand, daß es der 120. Theil der Sonnenbahn sey. Uebrigens war er der letzte, welcher die Bewegung der Erde behauptete. Sein Nachfolger Eratosthenes aus Cyrene wurde von Ptolemäus Evergetes zur Aufsicht seiner Bibliothek nach Alexandrien berufen, wo er den König vermochte, das Observatorium mit großen Armillen zu versehen. Vermittelst dieser Instrumente beobachtete er die schiefe Lage der Ekliptik, deren Winkel zum Aequator er als die Hälfte der Entfernung der Wendekreise zu 23°, 51′, 13″ bestimmte. Sein Genie umfaßte fast die ganze Cultur seines Zeitalters. Kühn genug Alles zu unternehmen, wodurch die menschliche Erkenntniß der Vollkommenheit näher gebracht werden konnte, wagte er es, den Umfang der Erde auszumessen. Vermittelst seiner Instrumente konnte er nach dem himmlischen Meridian den Erdmeridian und jeden verhältnißmäßigen Bogen sehr leicht bestimmen. Von der Stadt Syene nahm er an, daß sie mit Alexandrien unter einem Meridian sich befände. Nach den Aegyptischen Feldmessungen war die Entfernung dieser beiden Städte von 5000 Stadien, vom Erdumkreis aber nahm sie den 50. Theil ein, deswegen bestimmte Eratosthenes den Erdumkreis zu 250,000 Stadien, also den Grad zu 669½. Seitdem hat sich gezeigt, daß Syene, das heutige Assuan, mehr als drei Grade östlich von Alexandrien liegt, überdem scheint das Maß von 5000 Stadien zu rund, um genau zu seyn, und am Ende kennt man nicht einmal das Stadium genug, von welchem hier die Rede ist. Indessen gehört der Ruhm, die Wissenschaft für Pto-

lemäus vorbereitet und im eigentlichen Sinne neu geschaffen zu haben, vorzüglich dem Hipparchus aus Nicäa, der zwischen 165 und 125 vor Chr. seinen großen Geist und sein rastlos thätiges Leben zur Erweiterung der Astronomie anwandte. Ihm waren die Irrthümer seiner Vorgänger über die Dauer des Sonnenjahrs in die Augen gefallen, dessen Annahme zu 365¼ Tagen bereits große Verwirrung erzeugte. Hipparchus fand diese Annahme zu groß, und ersetzte sie durch die von 365 Tagen, fünf Stunden, 55,′ 12.″ Zwar hatten die Chaldäer die Dauer des Sonnenjahrs in ihrer großen Periode von 600 Jahren noch genauer bestimmt, aber Hipparchus verwarf ihre Bestimmung, weil er weder ihren Ursprung noch einen Grund dafür kannte. Lange war den Alten die Ungleichheit der Bewegung der Sonne, vermöge welcher ein Aequinoctium vom andern ungleich entfernt war, ein Räthsel gewesen, weil man es aber den philosophischen und religiösen Begriffen zufolge unter der Würde dieses Himmelskörpers hielt, sich anders als kreisförmig zu bewegen, so hatte man seine Zuflucht zu einem excentrischen Kreise, d. h. einem Kreise genommen, wo die Erde nicht im Mittelpuncte lag. Hipparchus ging noch weiter; er bestimmte diese Abweichungen, und entwarf nach ihnen Tafeln, welche den Lauf der Sonne auf 600 Jahre angezeigt haben sollen, und allen Spätern zur Grundlage dienten. Seine Beobachtungen über die Ungleichheit des Laufes der Sonne führten ihn zu scharfsinnigen Bemerkungen über die Ungleichheit der Tage, die er von einem Mittag zum andern zählte; indessen war seine Annahme der Ungleichheit zu groß. Auch die Abweichungen der Mondbahn und den Winkel von 5°, den sie mit der Ekliptik macht, bemerkte er, und brachte sie auf Tafeln. Von unendlicher Wichtigkeit war ihm die Entdeckung der Parallaxen, oder der Winkel, die verschiedene vom Auge auf der Erde verschiedentlich gestellte Beobachter gegen den beobachteten Himmelskörper gezogene Linie machen. Der Umstand, daß die Parallaxe sich in eben dem Maße verkleinert, als die beobachteten Gegenstände entfernter sind, bot ein natürliches Vergleichungsmittel ihrer Entfernungen an. Durch einen Stern, welcher zu seiner Zeit ganz neu am Himmel er-

schien, wurde Hipparchus zu der ruhmvollen Unternehmung veranlaßt, die Sterne am Himmel zu zählen und ihre Lage in Beziehung auf die Sphäre festzusetzen. In einem Kataloge, welcher dem des Ptolemäus zur Grundlage diente, theilte er den Himmel in 49 Gestirne ein, von denen 12 in die Ekliptik, 21 in den nördlichen und 16 in den südlichen Theil fallen. Diese Beobachtung der Fixsterne führte den Hipparchus auf die allgemeine und einförmige Bewegung derselben um die Pole der Ekliptik. Seitdem bestimmte er die Lage der Sterne in Beziehung auf die Ekliptik, wie es früherhin immer in Beziehung auf den Aequator geschehen war. Seinem großen Geiste schien es natürlich, die mit so vielen Anstrengungen errungenen astronomischen Kenntnisse auf die Geographie überzutragen. Vermittelst der Mondsfinsternisse bestimmte er zuerst in der Geschichte die Lage der Oerter auf der Erde nach ihrer Länge und Breite. Endlich erwarb er sich ein unsterbliches Verdienst durch Erfindung oder wenigstens gehörige Ausbildung der geradlinigen und sphärischen Trigonometrie, welche in seinem Buche von den Bogensehnen enthalten gewesen seyn muß; denn erst von diesem Augenblicke an war an eine wissenschaftliche Behandlung der Astronomie im eigentlichen Sinne zu denken.

So weit mußte die Wissenschaft gebracht werden, damit 250 Jahre nach Hipparchus Claudius Ptolemäus (seit 125 n. Chr. Geb.) in seinem Almagest oder großen Werke der Nachwelt die Resultate aller astronomischen Forschungen und Kenntnisse des Alterthums nebst einem eigenthümlichen System überliefern konnte, welches sich 1300 Jahre nach dem Tode seines Verfassers erhalten sollte; denn von Hipparchus bis auf Ptolemäus war nichts von Bedeutung für Astronomie geschehen. Mit weit umfassendem Blick übersah Ptolemäus alle Hypothesen und Erfahrungen seiner Vorgänger, und wußte aus ihnen nebst seinen eignen Beobachtungen mit bewundernswürdigem Scharfsinn ein System zu erbauen, welches die Gesammtheit der großen äußern Erscheinungen des Himmels und der Erde zu erklären schien. In dem Mittelpunct des Weltalls setzte er die Erde, weil alle äußern Erfahrungen diese Meinung beglaubigten. Hingegen

suchte er die von Hipparchus aufgefundene Lehre von der Gesammtbewegung aller Gestirne um die Pole der Ekliptik in ein größeres Licht zu setzen und zu beweisen, daß sie sich seit der Beobachtung des Hipparchus seit 265 Jahren um 2°, 40′ weiter bewegt hätten; da sie sich aber in 72 Jahren um einen Grad bewegen, so nahm er 1°, 0′, 50″ zu wenig an. Im Uebrigen vervollkommnete er das Sternenverhältniß des Hipparchus, und zeigte in dem seinigen 1038 Sterne an, die er in 48 Gestirne eintheilte, indem er von den 49 des Hipparchus die Haare der Berenice überging. An seines Vorgängers Meinung über die Sonnenbahn änderte Ptolemäus nichts, desto emsiger suchte er die Bahnen der Planeten nebst ihren Abweichungen zu erforschen. Ihre Größe und Entfernung nahm er nach der Zeit, in welcher sie ihre Bahn vollendeten, nach folgender Ordnung an: zunächst war der Mond, dann folgten Mercur und Venus, dann die Sonne, nach ihr Mars, Jupiter und Saturn und endlich die Fixsterne. Die Hypothesen, welche er aufstellte, um die Abweichungen der Planeten und besonders des Monds zu erklären, sind zu verwickelt, als daß sie hier angeführt werden können. Ihre Entwicklung dürfte nur einer ausschließlichen Geschichte der Mathematik angehören. Was sein Almagest für die Sternkunde, war sein geographisches Werk für die Erdbeschreibung seiner Zeit. Mitten unter den Trümmern so vieler Jahrhunderte hat es sich als unverwüstbares Denkmal erhalten, welches noch jetzt die Lage so vieler ehemals berühmter, vom Zahn der Zeit und der Verheerungswuth der Menschen zerstörter Städte und Oerter auffinden hilft. So viele Erzeugnisse menschlicher Kunst und Kraft überlebte der Geist eines Einzigen.

Die vorzüglichsten Instrumente, deren sich die Astronomen des Alterthums zu ihren Beobachtungen und Forschungen bedienten, waren das Gnomon, ein auf einer horizontalen Ebene rechtwinkelig errichteter Stylus, aus dessen Schatten man die Höhe der Sonne berechnete, das Astrolabium oder die Armillen, jene großen Himmelssphären, die auf Veranlassung des Eratosthenes in dem Porticus zu Alexandrien aufgestellt wurden, vermittelst welcher man durch Orientirung ihrer gleichbedeuten=

den Kreise mit den astronomischen Himmelskreisen die Lage und die Bewegungen der Himmelskörper beobachtete, und die mancherlei Sonnenuhren, deren Vitruv unter den Namen von Lanfugilen, Scaphien, Disken, Araneen, Prostahistonumenen u. s. w. erwähnt, und deren Zahl auf eine große Vervollkommnung dieser Instrumente bei den Alten deutet. Zum bürgerlichen Zeitmaß hingegen dienten die Wasseruhren, Clepsydern, deren es ebenfalls nach Maßgabe der Fortschritte der Zeit in Astronomie und Mechanik eine Menge gab, bis man in der Kunst so weit vorgerückt war, daß sie den Bedürfnissen eines gebildeten Lebens gänzlich entsprachen.

Während die Griechen sowohl in Griechenland als in Sicilien und Alexandrien die Mathematik zu einer solchen Höhe förderten, hatte man sich zu Rom um dieselbe wenig bekümmert. Je mehr das Volk mit der Toga die Herrschaft des Lebens über andre Völker errang, desto weniger legte es dem, was nicht unmittelbar in dieses Leben einzugreifen und seine Herrschaft zu sichern schien, Wichtigkeit bei. Jahrhunderte hatten die Römer unter den Waffen, auf ihrem Forum und hinter dem Pfluge zugebracht, ohne sich den Genüssen einer höhern Bildung zu überlassen, die ihrer Volksthümlichkeit zuwider, ihnen bei überwundenen Völkern verächtlich und als Ursache ihres Verderbens erschien. Dabei hatte das Priesterthum, dessen Einfluß zu Rom von so hoher Bedeutung auf das öffentliche Leben war, und sich den ausschließlichen Besitz astronomischer Kenntnisse vorbehalten hatte, es weislich zu verhindern gewußt, daß die Mathematik eine freie Behandlung erhielt. Cicero klagt darüber, daß die Römer es in der Geometrie nicht weiter als bis zur Feldmessung gebracht hätten, welche nach den Nachrichten, die davon auf uns gekommen sind, äußerst mechanisch war. So waren sie bis auf Julius Cäsar in der Eintheilung der Zeit unendlich zurück. Romulus soll das Jahr auf 340 Tage festgesetzt haben. Numa kannte zweierlei Jahre, ein Sonnenjahr von 365 Tagen und ein Mondjahr von 354. Da die religiösen Feste nach dem letztern bestimmt wurden, so galt es natürlich auch als bürgerliches. Das Mondenjahr enthielt 12 Monate

abwechselnd von 29 und von 30 Tagen; um es aber mit dem Sonnenjahr zu vereinen, sollte alle zwei Jahre ein Monat wechselsweise von 22 oder von 23 Tagen eingeschaltet werden. Zwar hatte Numa, weil er die Unvollkommenheit seiner Einrichtung fühlte, den Priestern sorgfältiges Studium der Astronomie empfohlen, damit sie je nach dem Bedürfnisse den Calender verbessern möchten; allein im Ablauf der Jahrhunderte war durch die fehlerhafte Grundeinrichtung, die Unwissenheit der Priester und ihre Misbräuche zu Erreichung politischer Zwecke und ihrer Privatabsichten eine solche Unordnung entstanden, daß das bürgerliche Aequinoctium sich von dem astronomischen drei ganze Monate entfernt hatte, als Julius Cäsar mit dem Oberpriesteramt die Leitung dieser Angelegenheit erhielt. Mit Hülfe des Griechischen Astronomen Sosigenes führte er ein neues Sonnenjahr ein, welches sich auf 365 ¼ Tag erstreckte. Um diese sechs Stunden zu berücksichtigen, wurde alle vier Jahre zwischen dem sechsten und siebenten der Calenden des Februars ein Tag eingeschaltet, um dessentwillen man das Schaltjahr annus bissextilis nannte. 46 Jahre vor Chr. Geb., oder 708 Jahre nach Erbauung der Stadt Rom fand diese Veränderung statt; dem laufenden Jahre aber mußten 85 Tage beigezählt werden, damit das Frühlings-Aequinoctium der natürlichen Ordnung gemäß auf den 23. März fiele. Von da an galt das Jahr des Julius Cäsar durch alle Länder Römischer Herrschaft, und mit der Römischen Sprache und Priesterherrschaft durch das ganze Mittelalter hindurch, bis nach 1628 Jahren nach Chr. Geb. im J. 1582 ein christlicher Oberpriester Roms, Papst Gregor XIII., den Irrthum verbesserte, vermöge welches die 11 Minuten, um welche Cäsar das Jahr zu groß angenommen hatte, bereits 10 Tage hervorgebracht hatten, und die Welt zum zweiten mal von Rom aus mit einer bessern Zeitrechnung beschenkte.

IV. Capitel.

Vom Tode des Ptolemäus bis auf den Tod des Mönchs Gerbert, nachmaligen Papstes Sylvesters II. (Von der Mitte des 2. Jahrhunderts n. Chr. Geb. bis auf das Jahr 1003.)

Nach Ptolemäus dauerte die Schule von Alexandrien noch fünf Jahrhunderte durch fort, bis im Jahr 646 unter Omar die Araber noch in ihrer Barbarenzeit die alte Königsstadt der Ptolemäer, eine der bedeutendsten Städte der Christenheit, den beinahe tausendjährigen Aufenthalt Griechischer Musen, ihrem siegreichen Schwerte unterwarfen, und mit der ungeheuren Bibliothek beinahe das ganze Resultat der hohen Cultur des Alterthums der Zerstörung weihten. Diesen Verlust hat die Nachwelt weit mehr als den Untergang der Schule zu bedauern, in welcher der Geist, der die großen Männer des vorigen Zeitraums hervorgebracht hatte, längst schon erloschen war. Alexandrien konnte sich von der allgemeinen Tendenz nicht frei erhalten, welche nächst dem Hange zu mystischer Beschauung und morgenländischem Wunderglauben der Kampf des Christenthums mit den religiösen Meinungen des Alterthums und den Forschungen der Philosophie im Gebiete der reinen Vernunft über die ganze damalige gebildete Welt verbreitet hatte, und welche dahin ging, mit Hintansetzung oder unnatürlicher Verdrehung aller Realkenntnisse, sich zu einer schwindelnden Höhe transcendentaler Begriffe zu erheben, welche alle Gränzen überschritt, die die Natur der menschlichen Vernunft im Gebiete der Selbsterkenntniß durch ihre Organisation gesetzt hat. Das Sinken der mathematischen Wissenschaften war eine natürliche Folge dieser Krankheit des Zeitalters, wenn man anders eine Gestalt der

Geistesbildung so nennen darf, die als Erscheinung in der Geschichte und in dem menschlichen Leben durchaus nothwendig, und durch alles Frühere und für alles Spätere unablässig bedingt war. Diejenigen, deren Geist kräftig genug war, höhere Gegenstände der menschlichen Erkenntniß zu ergründen, suchten den Glauben mit der Vernunft zu versöhnen, oder die Rechte derselben gegen das Kirchenthum zu behaupten. Die Realkenntnisse und unter ihnen vorzüglich die Mathematik fanden wenig Bearbeiter mehr, die ihres Gegenstandes würdig gewesen wären. Die genialische Forschung schwand, und an ihre Stelle traten Compilation und Commentirung früherer Forscher, zu welchen man sich kaum mehr empor zu schwingen, um so viel weniger sie zu übertreffen vermochte. Nur hie und da läßt sich sparsam genug ein Funke eigenthümlichen Geistes in diesen weitläufigen Erläuterungen blicken. Die meisten bei ihren Zeitgenossen berühmten Mathematiker blieben in diesen Schranken. Beinahe einzig zeichnete sich durch Genie und Verdienst um Erweiterung der Wissenschaft Diophantes aus, der, wenn er die Algebra oder allgemeine Rechenkunst nicht erfand, — was ungewiß ist — doch der erste seines Volkes bleibt, in dessen Schriften sich Spuren davon entdecken lassen. Von den dreizehn Büchern seiner mathematischen Fragen, welche am Ende des vierten Jahrhunders die berühmte Hypathia commentirte, sind nur die sechs ersten auf uns gekommen, aus welchen sich ergiebt, daß Diophantes sich wenigstens bis zu den Gleichungen vom zweiten Grade erhob, die er in der algebraischen Analyse vortrefflich auf die unbestimmten Aufgaben anwandte. Im Grunde war er der letzte Griechische Methematiker, der die Wissenschaft auf eine eigenthümliche Weise weiter förderte. In der Geometrie und Astronomie gab es schon lange nur Compilatoren und Commentatoren, gewöhnlich über Euklid und Archimedes, die übrigen Zweige der Mathematik schienen ganz erloschen. Das Verdienst des Pappus besteht darin, daß er die gehaltvollsten Lehren der großen Mathematiker des Alterthums in ein helleres Licht setzte, und in seinen Bemerkungen darüber viel Scharfsinn und Genialität verrieth. Von eben der Art ist das Verdienst des Theon

aus Smyrna und seiner berühmten Tochter Hypathia, welche den Apollonius und den Diophantes commentirte, astronomische Tafeln verfertigte, und am Ende ein Opfer der religiösen Greuel ihrer Zeit wurde.

Um die Mitte des fünften Jahrhunderts verpflanzte Proklus, das Haupt der neuplatonischen Schule zu Athen, die Mathematik wieder nach diesem alten Sitze Griechischer Cultur. Für die Geschichte der Mathematik leistete er in seinen Erläuterungen über das erste Buch Euklids vieles, die Wissenschaft selbst aber brachte er dadurch nicht weiter. Noch blühte die Schule zu Alexandrien; nach ihrem Untergange fand die Mathematik eine Zuflucht zu Constantinopel; aber der Geist, der jetzt in dieser Hauptstadt des morgenländischen Kaiserthums herrschte, und die traurigen Umstände des Reichs waren reinerm wissenschaftlichen Streben zu nachtheilig, als daß sich für die reine Mathematik etwas hätte erwarten lassen. Den Bedürfnissen eines stets in gefährliche Kriege verwickelten und an vaterländisch gesinnten, tapfern und kriegserfahrnen Bürgern mangelnden Staats entsprachen die Mechanik und alle diejenigen Zweige angewandter Mathematik besser, durch welche die Kunst gesunkenem Muthe oder verlassener Schwäche gegen drohende Uebermacht zu Hülfe kommt. Solche Künstler waren nächst Proklus Isidor aus Milet und Anthemius, dem der Kaiser Justinian die Leitung des Baues der Sophienkirche anvertraute, und von dessen Abhandlung über wunderbare Machinen uns Dupuy in dem 42. Bande der memoires de l'academie des inscriptions einige höchst merkwürdige Bruchstücke, optische Aufgaben betreffend, aufbehalten hat. Eben so hat man noch ein Werk vom jüngern Heron aus dem Anfang des siebenten Jahrhunderts über Belagerungen und Kriegsmachinen. Später sank die Mathematik in Constantinopel immer tiefer. Vergebens suchte Kaiser Leo der Weise, von welchem man ein Werk über die Kriegskunst besitzt, und der die große Wichtigkeit des Studiums der Mathematik zu schätzen wußte, dasselbe wieder zu beleben. Eben so wenig fruchteten die Bemühungen des Constantin Porphyrogenetes. Die Zeit war vorbei, spätere Fürsten hatten nur für

Hofränke oder Glaubensstreitigkeiten und Gezänke Sinn, von deren Entscheidung jetzt alles Heil der Seelen abzuhangen schien.

Vielleicht wäre unter so wenigen Umständen, bei dem Verfall des morgenländischen Reiches und dem gänzlichen Untergange des abendländischen, wo Raub, Mord und Zerstörung die ganze bekannte Welt erfüllten, und wilde Glaubenswuth beinahe alle Köpfe ergriffen hatte, die Astronomie wieder völlig zu Grunde gegangen, wenn die neue Staatsreligion nicht zur Bestimmung ihrer Hauptfeste derselben bedurft hätte. Da man zu Nicäa übereingekommen war, daß das Osterfest allemal am ersten Sonntag gefeiert werden sollte, der auf den Vollmond des Aequinoctiums oder nach demselben folgen würde, war astronomische Genauigkeit nothwendig, um das Fest in allen Theilen der Christenheit zur gehörigen Zeit zu begehen. Im Morgenlande, wo man auf den Vorschlag des Bischofs Anatolius von Laodicea den Cyclus des Meton von 19 Jahren befolgte, hatten die Bischöfe von Alexandrien, als dem berühmtesten Sitze astronomischer Kenntnisse, den Auftrag erhalten, den Tag des Festes zu bestimmen, und die übrigen Bischöfe durch Kreisschreiben davon zu benachrichtigen. Diesen Entscheidungen hatte man im Abendlande bis in's fünfte Jahrhundert nachgelebt. Im J. 460 schlug Prosper von Aquitanien einen neuen Cyclus vor, dessen Unzulänglichkeit jedoch aus dem wenige Jahre später vom Papste Hilarius dem Victorin von Aquitanien ertheilten Auftrag erhellt, die Ordnung in der Berechnung des Osterfestes wiederherzustellen. Bei dieser Gelegenheit setzte Victorin einen neuen Cyclus zusammen, indem er die Zahl der Jahre des Metonischen 19 mit der des sogenannten Sonnencyclus 28 multiplicirte, und auf diese Art eine Zahl von 532 Jahren hervorbrachte, welche nach seiner Meinung bei jeder neuen Periode das Osterfest wieder in denselben Monat und auf denselben Tag der Woche zurückführen sollte; weil er aber das Jahr zu 365 Tagen und 6 Stunden annahm, ging das Osterfest immer mehr zurück, weil das Aequinoctium zurückging, bis endlich Gregor XIII. im J. 1582 den Irrthum wieder verbesserte. Dionysius, ein Scythe von Geburt und Römischer Abt, von seiner Leibesgestalt der

Kleine genannt, versetzte den Anfang der ersten dieser Perioden vom Todesjahre Jesu Christi in das Jahr nach seiner Geburt, und erhielt wegen dieser Veränderung die Ehre, daß die Periode die Dionysische genannt wurde, und da man von 526 an, wo Dionysius schrieb, von dem Anfang seiner Periode die Jahre zählte: so stammt aus dieser Zeit die Zeitrechnung, welche die christliche heißt, obschon darin höchst wahrscheinlich die Geburt Christi um zwei oder vier Jahre zu spät angenommen wird.

Selbst während der blühenden Zeiten des Römischen Reichs war die Mathematik im Abendlande nie recht einheimisch geworden; um so weniger läßt sich von einer Zeit erwarten, wo der wilde Norden Europas und das Tatarische Asien sich aller ihrer Bewohner entledigt zu haben schienen, um die schönen und reichen Länder der Römischen Herrschaft in Wüsten umzuwandeln. Besonders hatte Italien, der alte Sitz der Weltherrschaft, die Blüthe der Römischen Cultur furchtbar gelitten; alle Anstalten für wissenschaftliche Bildung waren zerstört, viele Klöster, ihre letzte Zuflucht, geplündert oder verbrannt, die Sieger den Wissenschaften fremd gegen dieselben eingenommen, alle Zeit vielmehr zwischen Kampf und Sinnengenuß getheilt. Bei einer solchen Lage der Dinge konnten selbst ausgezeichnete Männer nur langsam und unbemerkt wirken, denn ihr Streben trat zwischen die Rohheit der Sieger und die Gewaltherrschaft der Kirche hinein, von beiden angefeindet, gegen beide ohne andre Stütze als sich selbst und den Eifer für ihre gute Sache. So suchten Boethius und Cassiodor die Gunst des Ostgothenkönigs und seinen für zeitgemäßes Licht empfänglichen Geist für Aufklärung zu benutzen. Boethius kannte die Alten; von ihnen und besonders von Euklid und Nikomachus geleitet, schrieb er seine Werke über Arithmetik und Geometrie; aber die Menge derer, denen die schwachen Ueberreste der Wissenschaften zur Wartung übertragen waren, faßten ihn nicht und konnten ihn nicht fassen, weil ihr Geist und Gemüth zu sehr von den Dogmen des Nicäischen Glaubenssystems eingenommen waren, als daß ihnen für eine freie Verstandeswissenschaft Sinn hätte bleiben können. Daher sank jetzt die Mathematik im Abendlande

beinahe überall bis zu dem niedrigen Grade herab, in welchem sie für die Bedürfnisse des gemeinen Lebens durchaus unentbehrlich wird. Schriftsteller dieser Zeit nennen die Arithmetik eine alle menschlichen Kräfte übersteigende Wissenschaft. Nach dem Zeugnisse des Beda reichten sogar Buchstaben und Wörter zum Ausdrücken großer Zahlen nicht mehr hin, von 10,000 an mußte man zu Pantominen seine Zuflucht nehmen. Die Mathematik oder das sogenannte Quadrivium, Geometrie, Arithmetik, Astronomie und Musik in sich haltend, wurde nach Cassiodor, Martianus Capella und Boethius studirt und zwar nach damaliger Klosterart sclavisch und ohne eigne Forschung. Die Mathematik wurde von scharfsinnigen Menschen in einzelnen Producten als Kunst geübt, nie als zusammenhängende Wissenschaft. Am meisten galten noch Astronomie und Musik, die erstere zum Behuf der Kirchenfeste und Sterndeuterei, letztere für den Kirchengesang, der einer der Hauptzwecke und die Hauptbeschäftigung der Priester war. Die Musik wurde ein eigentliches Studium, mit welchem man bei ihrer großen Schwierigkeit von Erfindung der Noten meistens zehn Jahre zubrachte; und wegen der Vorzüglichkeit des Römischen Gesangs galt nicht leicht einer als ein vollkommener Sänger, wenn er sich nicht in dieser Hauptsingschule durch mehrjährigen Aufenthalt gebildet hatte. Bei solchem Zustande der Wissenschaft war Beda Venerabilis (der Ehrwürdige) in England, wohin sich während der innern Greuel des Frankenreiches und der neuen Stürme Italiens die Wissenschaften gerettet zu haben schienen, eine beinahe außerordentliche Erscheinung. Beda suchte in seinem Vaterlande die Kenntniß aller Theile der Mathematik zu verbreiten, zunächst aber sein Volk in der Astronomie aufzuklären, und den kirchlichen Calender zu verbessern. Diesem Bestreben verdankt England die Einführung der Dionysischen Zeitrechnung, deren Irrthümer ihm nicht ganz entgingen. Beda war der Lehrer Alcuins, dessen Einfluß auf seinen großen Freund und Schüler Karl für die Wissenschaft von weit größerer Wichtigkeit war, als seine Schriften über Astronomie und Arithmetik. Nicht selten erholte sich Karl der Große durch Beobachtung des Himmels von den

Beschwerlichkeiten der Herrschaft der Erde. Aber was der große Geist dieses Fürsten für Bildung seiner Zeit gethan, ging unter unähnlichen Nachfolgern durch traurige Zeiten und den Druck der Herrscher wieder zu Grunde, das hell auflodernde Licht starb wieder aus, und Europa befand sich von neuem in einer Dunkelheit, in welcher eine Wissenschaft wie die Mathematik, die nur bei freier Verstandesbildung gedeihen mag, vor allem untergehen mußte.

Aber während das abendländische Europa in die tiefste Nacht der Unwissenheit zurücksank, und Constantinopel allein mit Hofintriguen und Religions-Gezänken erfüllt war, hatte die Vorsehung die Pflege der wissenschaftlichen Cultur einem Volke übertragen, welches bisher nur durch deren Zerstörung berühmt war. Ebendieselben, welche zu Alexandrien beinahe die Gesammtheit der Denkmäler der Weisheit des Alterthums dem Untergang geweiht hatten, die Araber, scheuten 100 Jahre später weder Kosten noch Mühe, dasjenige, was sich von der Zerstörung erhalten hatte, oder durch Griechen und andre Völker noch aufbewahrt war, in ihre Hände zu bekommen, und sich dasselbe durch Abschrift und Uebersetzung zu eigen zu machen. In der Mitte des achten Jahrhunderts hatte das Haus der Abbassiden das der Ommiaden vom Chalifenstuhl verdrängt, und suchte jetzt nach dem Interesse einer neuen Dynastie durch Veränderung des Geistes seiner Herrschaft den Bildungszustand seines Volks mit den Grundsätzen des frühern Herrscherhauses unverträglich zu machen. Die Ommiaden waren wilde Eroberer gewesen, deren Ungestüm sich kaum mit dem Umfange der damals bekannten Erde zu befriedigen schien. Die Abassiden begnügten sich mit dem, was sie fanden, und hielten es für größer, das Erlangte durch Bildung zu verherrlichen. Hiezu kam das durch Luxus, welchen die üppigen erbeuteten Reichthümer erzeugt hatten, herbeigeführte Bedürfniß geschickterer medicinischer Hülfe, als man von inländischen Aerzten erhalten konnte. So ging aus dem Uebel Gutes hervor, denn Griechischen Aerzten verdankten die Araber größtentheils die zu ihnen übergetragene Griechische Cultur. Schon der zweite dieser Fürsten Abu Giafar mit dem Zu-

namen Almansor (der Siegreiche) schenkte den Wissenschaften, in denen er selbst unterrichtet war, seinen Schutz. Unter seinen Nachfolgern Harun al Raschid und Al Ilamin wurden sie die Blüthe des Reichs; am herrlichsten aber gediehen sie unter Al Mamun, dem zweiten Sohne Haruns, der allen seinen Unterthanen jene eifrige Liebe der Wissenschaften beizubringen suchte, die er selbst dem Unterricht des christlichen Arztes Maska verdankte. Al Mamun glaubte in dem Frieden, den er als Sieger dem Griechischen Kaiser Michael III. schenkte, für sein Reich weit mehr durch eine Menge Griechischer Bücher zu erwerben, die er sich von dem Ueberwundenen ausbedung, als wenn er sich die ausgedehnteste Ländermasse hätte abtreten lassen. Aber nicht die todten Bücher sind es, die Werth haben, sondern der Geist, welcher aus ihnen in das Leben übergeht. Al Mamun ermunterte durch reiche Belohnungen die Gelehrten und offenen Köpfe seines Volks zum Studium dieser Schriften und zu ihrer Uebersetzung in die einheimische Landessprache. So wurden nach und nach die vorzüglichsten Werke der Griechen in's Arabische übersetzt. Die des Ptolemäus, des Euklid und des Archimedes gehörten zu den ersten. Die Araber faßten die ihnen von Griechenland überlieferten Kenntnisse mit der Lebendigkeit auf, mit der sie Alles ergriffen; aber nicht mit der Eigenthümlichkeit, welche nur bei Gedanken herrschen kann, die der Mensch aus seinem Innersten als aus einer reinen lebendigen Quelle ohne fremdes Zuthun herausschöpft. Die kalten Verstandesäußerungen der reinen Mathematik waren für ein schwärmerisches, so ganz seiner Phantasie lebendes Volk nicht geschaffen; empfänglicher waren sie für diejenigen Theile der Wissenschaft, die sich von selbst und noch mehr mit Hülfe der Einbildungskraft an die äußern Erscheinungen des Lebens anschlossen. In der Geometrie gingen sie nicht weiter, als daß sie die Schriften ihrer Lehrer übersetzten; hingegen verdanken wir ihnen die heutige Form der Trigonometrie, die ersten Lehrsätze derselben und die große Vereinfachung der Berechnungen durch Benutzung der Sinus anstatt der Chorden. In der Arithmetik haben wir von den Arabern das treffliche Zahlensystem erhalten, welches schon allein

unsre Cultur unendlich über die des Alterthums erhebt; mögen sie es immerhin von den Indiern bekommen haben, wir bleiben doch ihnen den Dank dafür schuldig. Hätte sich die Algebra auch nicht ursprünglich bei ihnen gefunden, wie das von Diophant ziemlich verschiedene System auszuweisen scheint, so läßt sich eine durchaus eigenthümliche Bearbeitung derselben nicht läugnen, welche aus ihren sehr zahlreichen Schriften über diesen Gegenstand überall hervorgeht. In der Mathematik lieferten die Araber gar nichts Theoretisches als einige Uebersetzungen Griechischer Schriftsteller; daß sie aber in der praktischen Behandlung derselben nicht ganz ungelehrt gewesen, beweist die von Harun al Raschid Karl dem Großen geschenkte, in den damaligen Zeiten wunderbare Wasseruhr. Weit fruchtbarer waren sie über die Optik, aber neben einigen scharfsinnigen Gedanken über die Berechnung der Strahlen war dieser Theil der Wissenschaft bei ihnen mit einer Menge physischer Irrthümer erfüllt, die theils die irre geleitete Phantasie, theils der gänzliche Mangel an sorgfältigen und triftigen Erfahrungen erzeugt hatten. Von allen Zweigen der mathematischen Kenntniß war keiner für die Araber von lebendigerm Interesse als die Astronomie. Ihr Aufenthalt unter einem der schönsten Himmelsstriche und der natürliche Hang dieses Volkes, alle Begebenheiten und Verhältnisse des irdischen Lebens an die Erscheinungen des Himmels zu knüpfen, hatte sie in ihren frühsten Zeiten zur Beobachtung der Himmelskörper veranlaßt. Jetzt sahen sie sich auf einmal in dem Besitz aller Kenntnisse des Griechischen Alterthums, denn der Almagest des Ptolemäus war das erste Griechische Werk, welches in's Arabische übersetzt wurde. Dennoch und ungeachtet des feurigen Eifers, mit welchem sich der Chalife Al Mamun selbst diesem Studium ergab, konnten sich die Araber weder von dem schimpflichen Einflusse astrologischer Träume, wozu die Sternkunde hauptsächlich bei ihnen misbraucht wurde, frei machen, noch die Wissenschaft über den Punct erheben, auf welchen sie schon von ihren Vorgängern gebracht worden war, und die Nachwelt hätte über diesem thätigen, aber mehr zu schwärmerischem Enthusiasmus als zu reifer, eindringender Forschung ge-

eigneten Volke im Gebiete der Astronomie gar nichts zu danken als die Aufbewahrung Griechischer Kenntnisse und einige Beobachtungen, die den langen Raum zwischen den Griechen und den Neuern ausfüllen, wenn nicht Mahomed Ben-Geber Ben-Senan Abu-Abdalla Al-Batani, gewöhnlich von seiner Vaterstadt Batan in Mesopotamien Albatenius genannt, in der letzten Hälfte des neunten Jahrhunderts, durch Berichtigung der Beobachtungen des Ptolemäus über die allgemeine Bewegung der Gestirne, die jener zu langsam angenommen hatte, mehr noch durch seine Entdeckung der Veränderung des größten Entfernungspunctes der Sonne von der Erde und seinen Vermuthungen von den hiemit zusammenhängenden Veränderungen der Planeten wenigstens einigermaßen die Ehre des Erfindungsgeistes seines Volkes gerettet hätte. Nach ihm wurden die Araber je länger je mehr von dem Genius verlassen, der zur Zeit ihrer großen Fürsten unter ihnen geweilt zu haben schien. Zwar fehlte es nicht an einer Menge späterer Astronomen und Mathematiker überhaupt sowohl in Afrika als in Spanien, aber dasjenige, was der Wissenschaft Werth giebt, war in ihnen erstorben, die Zeiten Al-Mamuns kehrten nicht wieder.

In diesem Zustande war die Mathematik bei den Arabern, als das Abendland einen Mann erzeugte, der voll Liebe und Bewunderung für diese Wissenschaft den großen und von ihm für Pflicht gegen Mit- und Nachwelt gehaltenen Entschluß faßte, seinen Landsleuten und dem ganzen Europa die Schätze mitzutheilen, die uns dem Glauben Muhammeds ergebenes Volk, die Sieger Spaniens, gleichsam zum Hohne der Christenheit allein aufbewahrten. Dieser außerordentliche Mann war Gerbert aus Auvergne gebürtig, Mönch im Benedictinerkloster Fleury und daselbst Schüler des berühmten Abtes Abbo, eines der gelehrtesten Männer seiner Zeit, der es in der Astronomie so weit gebracht hatte, als es mit den einem Forscher im Abendlande zu Gebote stehenden Mitteln möglich war. Aber Gerberts Wißbegierde fand an diesem Unterrichte keine Befriedigung; er fühlte, daß nur in Spanien sein Durst gestillt werden könnte, und reiste daher sobald als möglich mit Erlaubniß seines Vorstehers und Lehrers

dahin. Hier in allen Kenntnissen unterrichtet, welche man in den berühmten Schulen zu Cordova und Granada erlangen konnte, kehrte Gerbert in sein Vaterland zurück, um dasselbe und nächst ihm das ganze Abendland mit jenen Früchten zu bereichern, die er während seines Aufenthalts jenseits der Pyrenäen so sorgfältig und reichlich gesammelt hatte. Sowohl durch seine Schriften, (er schrieb eine Abhandlung über Arithmetik, in welcher man ihm die Verbreitung unsers jetzigen Zahlensystems verdankt, über Geometrie, Astronomie und Musik) als durch die weitläufigen Verbindungen, in denen er sich seit dem J. 991 als Erzbischof von Rheims und endlich seit dem J. 999 als Römischer Papst unter dem Namen Sylvester II. befand, wirkte Gerbert auf die wissenschaftliche Bildung seiner Zeit und besonders auf die Verbreitung mathematischer Kenntnisse, wie seit Karl dem Großen Niemand gewirkt hatte. In seinem Schüler Otto III. erzog er den Wissenschaften einen geistreichen und mächtigen Beschützer, und sein Beispiel erweckte ein neues Licht, welches überall zu glimmen anfing. Als ihn seine neidischen Zeitgenossen und der hämische Cardinal Benno durch die Beschuldigung der Magie zu verkleinern suchten, ahneten sie nicht, daß sie durch eine solche Anklage bei der Nachwelt nur ihre eigene Beschränktheit oder Verruchtheit erklärten, und auch keinen Theil von dem Ruhme verdunkelten, den die Menschheit dem Genie, das seinen erhabenen Zweck erfüllt, in allen Zeiten schuldig bleibt.

V. Capitel.

Vom Tode Gerberts bis zur Eroberung von Constantinopel. 1044—1453.

Gerberts Beispiel und der hohe Ruf, welchen er sich durch Wiederherstellung der mathematischen Kenntnisse im Abendlande erworben, würde allein hingereicht haben, ihm im vierzehnten Jahrhundert eine Menge Nachahmer zu erwecken, wenn auch nicht der in Europa allmählig erwachende Genius gründlicherer Forschung und der durch die Spitzfindigkeiten der Scholastik reiser gewordene Verstand Männer von tiefem Blick und ausharrender Kraft bewogen hätte, das Studium dieser Wissenschaften von neuem zu fördern. Bereits konnte man als einen großen Schritt ansehen, daß die Kirche die Herbeiholung der Quellen derselben von einem Volke gestattete, welches für einen andern Glauben begeistert, seit Jahrhunderten mit mehr oder weniger Erfolg gegen sie gekämpft hatte. Für diese Duldsamkeit muß man wohl zunächst der aufkeimenden Scholastik Dank wissen, die durch ihr Bestreben, das religiöse Dogma der christlichen Kirche mit den Lehren des Aristoteles zu vereinen, diese Kirche gewissermaßen mit der Philosophie und den Meinungen des Griechischen Alterthums versöhnt hatte. Zudem konnte die Mathematik bis jetzt der Hierarchie auf keinerlei Weise furchtbar scheinen; denn noch hatte sie sich beinahe gar nicht aus den Mauern der Klöster oder wenigstens der geistlichen Hörsäle herausgewagt, und daselbst begnügte man sich beinahe lediglich mit Uebersetzung Griechischer oder Arabischer Schriftsteller in die Lateinische Büchersprache der Zeit, und mit einer für die an Geistesbildung und Kenntnissen so weit hinter den Griechen und Arabern zurückgebliebenen Kloster-Schüler durchaus nothwen-

digen Auslegung, deren Gehalt die Hierarchie eben nicht durch Beförderung der Geistesfreiheit erschrecken konnte. Alle mathematischen Schriftsteller des eilften und zwölften Jahrhunderts gehören in diese Classe. Ihre Namen dürfen nur in der Entwicklungsgeschichte ihrer Völker aufgezählt werden, nicht in der Geschichte der Mathematik, denn diese wurde durch sie nicht erweitert, sondern bloß als vertrautes Gut aufbehalten, und in einer ziemlich dürftigen Gestalt ihren Landsleuten und Zeitgenossen mitgetheilt. Nur die Musik, die Seele der Priesterkenntnisse, wurde auf eine etwas eigenthümliche Art behandelt, und ihre bisher so schwierige Erlernung durch Einführung einer Methode erleichtert. Notker Balbulus (der Stammler), ein Mönch von St. Gallen, hatte schon in dem vorigen Zeitraum am Ende des neunten Jahrhunderts durch eine Abhandlung über die Buchstaben, die man zu Bezeichnung der Töne auf Linien setzte, den Unterricht zu vereinfachen gesucht. Aber dem Guido von Arezzo, einem Benedictinermönch aus dem Kloster Pomposa im Ferrarischen, war es vorbehalten, um das Jahr 1028 durch die Erfindung eines neuen Systems eine gänzliche Umwälzung in dem Musikwesen des Mittelalters zu begründen. Bis jetzt hatte man sich zu Bezeichnung der Töne nach Griechischer Art der Buchstaben und einer in lauter Quarten zertheilten Tonleiter bedient. Guido setzte die seinige, die aus 22 Tönen bestand, aus sieben Heptachorden zusammen, und brauchte dabei die sechs Eingangssylben der Verse einer Hymne des Paul Diaconus auf den heiligen Johannes ut, re, mi, fa, sol, la. Auf den Ruf des Erzbischofs Herrmann von Bremen brachte Guido sein System selbst nach Deutschland, durch seine Schüler hingegen kam es noch vor dem Ende des eilften Jahrhunderts nach Frankreich. Seitdem lernten Knaben in wenigen Monaten, was sonst Männern jahrelange, oft vergebliche Mühe gekostet hatte; die ersparte Zeit war für gründlichere Bildung gewonnen.

Im dreizehnten Jahrhundert hatte der Sturm ausgewüthet, der die Völker Europas in wilder Begeisterung an die Küsten des Morgenlandes warf. Die Gährung der Gemüther,

welche ihn erzeugt hatte, und die durch ihn hinwiederum erhalten worden, bekam jetzt eine neue Richtung; sie entzündete eine Begierde nach Erkenntniß, die sich bald in Empörung gegen das herrschende Kirchensystem, bald in geringern Umwälzungsbestreben im Gebiete der Wissenschaft ankündigte. Die letzten Kreuzzüge hatten die Begriffe des Zeitalters mannigfaltig erweitert, der lange Kampf mit den Völkern des Morgenlandes wurde nicht geendet, ohne daß wichtige Theile ihrer Cultur auf die Europäer übergegangen wären. Am lebhaftesten fand dieser Umtausch der Gedanken in Spanien statt. Hier wurde auf der in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts gestifteten Universität Salamanka vieles gelehrt, was von Cordova und Granada herstammte. Die mathematischen Wissenschaften waren ein vorzüglicher Gegenstand dieser Vorträge. Während der Kreuzzüge hatte das Bedürfniß vieles von ihnen als Kunst eingeführt, hier wurden sie als Wissenschaft systematisch entwickelt. Selbst der alte Wahn, der sich der Phantasie auch derjenigen Menschen, die sonst an Bildung weit über ihr Zeitalter hervorragten, noch immer in so lieblichen Träumen darstellte, daß zwischen dem Lauf der Gestirne und unsern irdischen Verhältnissen eine Verbindung sey, die der Weise zu enträthseln vermöge, trug viel zur gründlichern Behandlung der Wissenschaften bei, die jener wunderbaren Erkenntniß zur Grundlage dienen mußten. Viele Fürsten und Große wurden für dieselbe gewonnen, weil die erhabensten Zwecke vermittelst ihrer Kenntniß erreicht werden zu können schienen. Deutschlands großer und hochherziger Kaiser Friedrich II., der so hoch in der Cultur seines Zeitalters stand, schenkte ihnen eine ganz besondere Aufmerksamkeit. Auf seine Veranlassung wurde der Almagest des Ptolemäus zum erstenmal in's Deutsche übersetzt. Er und sein aufgeklärter Canzler de Vincis ermunterten durch Auszeichnung und Belohnung jeden, der sich in Deutschland oder Italien dem Studium der Mathematik widmen wollte. Aber vor allen Fürsten Europas zeichnete sich König Alphons X. von Castilien und Leon, der in der Geschichte wohl eher den Namen des Gelehrten als den des Weisen verdient hat, durch seinen leidenschaftlichen Hang zum

Studium der Mathematik und besonders der Sternkunde aus, worüber er nicht selten die Sorge für seine Staaten und die Erfüllung der ersten und heiligsten Fürstenpflichten vernachlässigte. Noch beim Leben seines Vaters versammelte er mit ungeheuern Kosten die berühmtesten christlichen, jüdischen und Arabischen Astronomen seiner Zeit, um mit ihrer Hülfe die Astronomie der Alten, deren Theorie je länger je weniger mit der Erfahrung übereinstimmte, zu verbessern. Nach vier Jahren brachten diese Gelehrten die astronomischen Tafeln zu Stande, welche ihrem Gönner für die Ehre, ihnen seinen Namen zu ertheilen, 40,000, nach einigen, aber wahrscheinlich ein Irrthum, gar 400,000 Ducaten gekostet, und deren Schwierigkeiten und Verwicklung den König zu der frevelhaften Aeußerung verleitet haben sollen, daß wenn ihn Gott bei der Erschaffung der Welt zu Rathe gezogen hätte, dieses Werk einfacher und vernünftiger ausgeführt worden wäre; und dennoch waren diese Tafeln im Jahr 1252 kaum öffentlich erschienen, als Albouneni, ein Arabischer Astronom, die in ihnen aufgestellte Behauptung einer ungleichen Bewegung der festen Himmelskörper so nachdrücklich angriff, und die Meinung des Albatenius hierüber so gründlich vertheidigte, daß die Verfasser derselben zu einer Umarbeitung genöthigt wurden, in Folge welcher sie im Jahr 1256 in einer weit bessern und zweckmäßigern Form erschienen, so daß, wenn sie auch nicht alle Forderungen befriedigten, welche die damalige Zeit an sie richten konnte, sie dennoch in der Geschichte der Mathematik und der Entwicklung des menschlichen Geistes überhaupt eine zu wichtige Stelle einnehmen, um ganz mit Stillschweigen übergangen, oder was noch weit schlimmer wäre, rücksichtlos mit vornehmem Mitleid belächelt zu werden.

Ungeachtet aller dieser Begünstigungen von oben herab war indessen noch immer kein großer Mann aufgestanden, der entweder durch eine sehr bedeutende Entdeckung im Gebiete der Erfahrung, oder durch eine neue, auf das innere Leben der Wissenschaft entscheidend wirkende Ansicht ihr jenen Umschwung gegeben hätte, der erforderlich war, um ihr einen selbstständigen Gang zu verschaffen, vermittelst dessen sie sich wieder losgerissen

von der Herrschaft des scholastischen Zwanges und der strengen Aufsicht des Priesterthums entrückt, zu eigenthümlicher Würde erheben konnte. Das Genie ist eine freie Aeußerung göttlich menschlicher Kraft, vermöge welcher sich der Geist erhaben über das Gemeine oder Alltägliche und unabhängig von äußern Bedingungen mit kühnem Schritte eine neue Bahn in der Erkenntniß öffnet. Keine Umstände vermögen es zu erzeugen, sondern als ein heiliger Urquell entspringt es aus sich selbst, und bemächtigt sich mit unwiderstehbarer Gewalt der Umstände zu seinem Zwecke. Wohl mögen Fürsten durch reiche Belohnungen Fleiß und Gelehrsamkeit fördern; weder ihr Gold noch ihre Gunst vermögen aus der todten Masse des mittelmäßigen ein einziges Genie zu wecken; nur der Allgewaltige, der über die höchsten Kräfte der Natur gebietet, vermag es zu schaffen. So wäre trotz aller Bemühung edler Fürsten das dreizehnte Jahrhundert zu Ende gegangen, ohne für die Mathematik einen solchen Mann erzeugt zu haben, wenn das Schicksal nicht unabhängig von Fürstengunst den Britten Roger Bacon zu großen Unternehmungen im Gebiete der menschlichen Erkenntniß begeistert hätte. Bacon war von Jugend auf von einem heiligen Eifer für Wissenschaft entflammt gewesen, auf den Universitäten von von Oxford und Paris hatte er sich ausgebildet, und um frei vom Drange weltlicher Geschäfte seinem höhern Streben desto ungestörter nachzuhängen, das Gelübde der Minoriten abgelegt. Frühe hatte ihn sein Genie aus der gewöhnlichen Bahn des scholastischen Studiums herausgerissen, um ihn einen ganz neuen, mit den Vorurtheilen seiner Zeit unverträglichen Weg betreten zu lassen, dessen Eröffnung der Wissenschaft eine entscheidende Richtung auf Jahrhunderte geben konnte. Bacon hatte mit Bedauern gesehen, daß sich der menschliche Geist bei den langwierigen scholastischen Discussionen in Hervorbringung von abstracten Spitzfindigkeiten erschöpfte, welche die reine Erkenntniß nicht mehr förderten, sondern vielmehr nur auf eine höchst ermüdende Weise verwirrten. In seinem Geiste reifte bald der Plan einer großen Veränderung. Ihm schien Kenntniß der Natur und ihrer Gesetzgeberin, der Mathematik, die

Grundlage alles Wissens. Daher empfahl er sie in seinen Schriften auf's äußerste. Er selbst hatte alle ihre Zweige sorgfältig erforscht, und mit Hülfe ihrer Kenntniß und der der Naturlehre vieles vollbracht, was ihn troß seinem Werke über die Nichtigkeit der Magie bei dem Haufen in den Verdacht derselben brachte. Aus seinem opus majus erhellt, daß über dasjenige hinaus, was ihm klar und durch die Erfahrung bewährt war, seinem Genie noch vieles vorschwebte, dessen Vollendung einer spätern Zeit vorbehalten war; so die Ferngläser, deren Entdeckung und Kenntniß ihm nun durch Misverstand zugemuthet worden sind. Daß er hingegen in der Sternkunde dem Wahn seines Zeitalters huldigte, darf uns weniger wundern, als wenn so große Kraft von allem schwärmerischen Uebermaße frei geblieben wäre. Aber Bacon wurde das Opfer der scholastischen Vorurtheile, die er so unerschrocken angegriffen, und jenes Mönchsgelübdes, welches statt ihm Nutzen und Unabhängigkeit zu gewähren, nur Verfolgung und Zwang auf ihn gebracht hatte. Auf Antrieb der Scholastiker und der Hierarchie ließ ihn der Franciscaner General und päpstliche Legat zu Paris ins Gefängniß stecken, und ihm alles fernere Schreiben untersagen. Nur auf Verwendung bedeutender Personen erhielt er die Freiheit, in sein Vaterland zurückzukehren kurze Zeit vor seinem Tode, welcher im J. 1292 zu Oxford in Bacons 78. Jahre erfolgte. Sieben Jahre früher hatte wahrscheinlich durch Bocons Schriften geleitet der Florentinische Patricier Salviano degli Armati den Gebrauch der auf beiden Seiten converen Brillengläser erfunden, welche in der Folge zur Entdeckung der in der Astronomie so wichtigen Vergrößerungs= und Ferngläser führte.

Während des ganzen vierzehnten Jahrhunderts erfuhr die Mathematik als Wissenschaft noch immer keine merkwürdige Veränderung. Zwar fehlte es nicht an einer Menge durch Kenntniß und Eifer recht tüchtiger Mathematiker, aber keiner erhob sich über das Gewöhnliche, oder erweiterte die Gränzen der mathematischen Erkenntniß, und die Annäherung einer größern bedeutendern Zeit war bloß aus der Geistesthätigkeit zu erkennen,

womit jetzt eine Menge sinnreicher Erfindungen beinahe in ununterbrochener Reihenfolge an den Tag gefördert wurden. Den Anfang des Jahrhunderts bezeichnete die Einführung oder vielmehr Vervollkommnung des Compasses durch den Melphitaner Gioja, denn schon weit früher kannte man die Eigenschaft des Magnetes, sich gegen Norden zu wenden. Nicht lange nachher wurde der Pisaner Alexander de Spina durch die Vorarbeit des Salviano degli Armati auf die Entdeckung der Vergrößerungs- und Ferngläser geführt. Seit dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts wurden die mechanischen Uhren um vieles weiter gebracht. Unter der Leitung des Englischen Benedictiners Richard Wallingfort verfertigte er für das Kloster St. Alban, dessen Abt er war, eine große Uhr, die nicht nur die Stunden des Tages, sondern auch den Lauf der Sonne und des Mondes, die Zeit der Ebbe und Fluth nebst vielen andern Dingen anzeigte. Eben so merkwürdige Arbeiten vollbrachten Vater und Sohn Jakob und Johann de Dondis, die sich dadurch den Namen horologio erwarben, den ihre Nachkommen bis auf die neueste Zeit trugen. Endlich wurde in diesem Jahrhundert durch die Erfindung des Lumpenpapiers und der Papiermühlen, die man Nürnbergischem Fleiße zu verdanken scheint, jener großen Entdeckung des spätern Jahrhunderts der Weg gebahnt, durch welche der menschliche Geist ein Archiv erhielt, in welchem er von nun an die Resultate seiner Forschungen auf immer vor Zerstörung sichern konnte.

Seit dem Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts war die geistige Regsamkeit immer größer, welche endlich durch eine langwierige Dämmerung zu einem schönen Tage neuer, reicher und lebendiger Cultur führen sollte. Die Mathematik als Grundlage und organisches Gesetz aller positiven Kenntnisse mußte die Begriffe des Zeitalters zuerst erweitern helfen. Die Vervollkommnung des Compasses hatte der Schifffahrt ein unabsehbares Feld eröffnet, welches sie bis jetzt nur mit Zagen und ängstlichem Umhertappen betreten hatte; schon waren durch sie die Spanier und Portugiesen zu wichtigen Entdeckungen geführt

worden, und das bereits Erreichte ließ noch weit Größeres erwarten. Aber nicht nur an Einfluß auf äußere Verhältnisse, sondern auch an innerm Gehalt und an Ausdehnung ihrer Theorien hatte die Mathematik unendlich viel gewonnen. Leonhard von Pisa, der, um seine mathematischen Kenntnisse auszubreiten, weder Kosten noch Mühe einer Reise in's Morgenland scheute, brachte von derselben seinen Landsleuten die Algebra zurück, in welcher die Italiener so schnelle Fortschritte machten, daß um die Mitte des Jahrhunderts die Regeln zur Lösung der Aufgaben des zweiten Grades allgemein bekannt waren. Ueberhaupt wurden alle Zweige der Mathematik in Italien sorgfältig bearbeitet. Nicolaus V., welcher am Ende dieses Zeitraums auf dem heiligen Stuhle saß, und durch seine trefflichen Eigenschaften zu so großen Erwerbungen berechtigte, schenkte ihnen seine vorzügliche Huld. Er selbst war darin bewandert und hatte eine Uebersetzung des Archimedes in's Lateinische wo nicht selbst gemacht, dennoch veranstaltet. Seiner und seiner Vorgänger gütiger Aufnahme der Griechischen Flüchtlinge verdankte man die genauere Kenntniß des Griechischen Alterthums und der Schriften der großen Meister in der Ursprache. Außerordentlich viel hatte zur Aufnahme des mathematischen Studiums der Cardinal Nicolaus von Cusa beigetragen, der die schon von Roger Bacon verlangte Verbesserung des Julianischen Calenders als dringend nothwendig vorbrachte, und die alte Hypothese des Pythagoras von einem festen Standpuncte der Sonne wenigstens als Paradoxe erneuerte. Gern verzeiht man ihm und seines Verdienstes um die Wissenschaft willen seine Schwärmerei über die Quadratur des Kreises, deren Nichtigkeit schon in der letzten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts der unter dem Namen Regiomontanus bekannte Johann Müller aus Königsberg in Franken erwies. Auch der in den Religionshändeln dieses Zeitraums so berühmte Französische Cardinal Peter von Ailly schrieb über verschiedene Gegenstände der Astronomie, und machte unter andern auf der Kirchenversammlung zu Costnitz Vorschläge zur Verbesserung des Calenders, die vom Papst Johann XXIII. und den versammelten Vätern gebilligt wurden. Schade, daß

er so herrliche Einsichten durch astrologische Träumereien verunstaltete. Endlich erhielt bereits die Universität von Wien durch die astronomischen Schriften und Vorträge Johannes von Gmünden, des Lehrers Purbachs, die Grundlage jenes Rufs astronomischer Gelehrsamkeit, welchen sie während des folgenden Zeitraums durch Purbach und seinen berühmten Schüler Regiomontanus auf eine so glänzende Weise behaupten sollte. An Reichthum der Materialien mangelte es jetzt nicht mehr, sobald nur ein großer Geist erschien, sie gehörig zu verarbeiten.

Sechszehntes Buch.

Geschichte der Naturwissenschaften.



I. Capitel.

Die frühesten Zeiten bis auf Aristoteles, starb 326 vor Chr. Geb.

So wie in uralter Zeit der menschliche Geist bei der ersten lebendigen und vom Forschungstriebe besser geleiteten Anschauung der äußern Erscheinungen sich mit den Gestaltungs- und Zahlverhältnissen derselben beschäftigte, aus deren Betrachtung und genauerer Behandlung sich die sogenannten mathematischen Wissenschaften entwickelten, so führte das Bedürfniß zum Theil wohl noch früher zwar Anfangs höchst unvollkommene, aber allmählig doch weiter leitende Untersuchungen über das eigentliche Wesen, die Bestandtheile und Eigenschaften der Dinge herbei, vermöge deren sie sich zu irgend einem bestimmten Gebrauche entweder ausschließlich, oder doch wenigstens vorzüglich zu eignen schienen. Die Lehre von dem eigentlichen Wesen, den Bestandtheilen und Eigenschaften der Dinge aber, welche durch unsere körperlichen Sinne wahrgenommen werden, könnte man im Allgemeinen Naturlehre nennen, wenn nicht bereits einzelne Theile dieser weitumfassenden Lehre mit diesem Namen insbesondere bezeichnet worden wären. Die Gesammtheit der aus der Anschauung körperlicher Dinge entstandenen Erkenntnisse ist daher in der sogenannten Naturwissenschaft oder den Naturwissenschaften, wie man sich häufiger auszudrücken pflegt, begriffen, während die sogenannte Naturlehre nur denjenigen Theil in sich faßt, der die allgemeinen Gesetze der Beschaffenheit, Kräfte und Wirkungen der Körperwelt zum Gegenstande hat.

Eben so wenig als die der Mathematik können wir hier die Urgeschichte der Naturwissenschaften auf ihrem natürlichen Wege aus den Gesetzen der Seelenlehre entwickeln. Die ersten An-

fangsgründe derselben müssen mit den ersten Berührungen des Menschen mit der Außenwelt zusammenfallen, und gehören also in die muthmaßliche Urgeschichte der Menschheit, in welchem noch so rohen Zustande wir uns dieselbe auch denken mögen. Aus den täglichen Wahrnehmungen des Menschen entstand zuerst eine zwar im Einzelnen höchst lückenhafte und im Ganzen völlig zusammenhangslose Naturgeschichte oder Naturbeschreibung, dann einige Erfahrungs-Grundsätze der Heilkunde u. s. w. Erst lange nachher, als besondere Lebensverhältnisse, wie das Priesterthum oder ein eigenthümlicher Trieb zu tieferem Nachdenken über die ihnen vorgekommenen Erfahrungen führte, entstand eine Art von wissenschaftlicher Behandlung, welche allmählig das lückenhafte Einzelne zu einem zusammenhängendern Ganzen zu ordnen trachtete. Aber alle Völker der alten Zeit, von deren Bildungszustand uns nur irgend bedeutende Denkmale übrig geblieben sind, stehen auf dieser spätern Stufe, so daß man auf die frühere nur durch psychologische Muthmaßungen schließen kann. Und zwar findet man bei allen bedeutendern Menschen der sogenannten alten Zeit, deren geistige Kräfte lebendiger angeregt waren, das Bestreben, die Erscheinungen der Außenwelt nach Vernunftgründen zu beurtheilen, und die Lehren der Erfahrung in die Schlußfolge jener Vernunftgründe hinein zu zwängen, noch ehe eine hinlängliche Zahl von Erfahrungssätzen gesammelt war, um nur mit irgend einiger Wahrscheinlichkeit von vielen auf das Ganze zu schließen.

Die ersten Begriffe der Völker über die Gesetze und Verhältnisse der Naturerscheinungen sind gewöhnlich in inniger Verbindung mit den Glaubensbegriffen derselben. Frühe bevölkerten die Dichter alle Theile der Außenwelt mit Göttern, und diese Sinnbilder gingen nur allzubald von der Einbildung in den Glauben der Menschen über. Daher wurden, sobald die Gottes- oder Götterverehrung Priester geschaffen hatte, diese Priester die ausschließlichen Kenner der Natur, so wie sie auch ausschließlich in vertrauterem Umgange mit den Göttern standen. Die Anfangs dürftigen Kenntnisse aber wurden von den Freunden der Götter als Geheimnisse aufbewahrt, und der ungeweihten

Menge nur auf eine solche Art mitgetheilt, daß die Ehrfurcht vor den unsichtbaren Mächten und ihren unmittelbaren Dienern unter den Sterblichen dadurch immer mehr gesteigert werden mußte.

An den Ufern des Ganges waren die Braminen im Besitze der Naturkenntniß, die sich bei der Abgeschlossenheit der Kasten unter den Hindus, der Abneigung jener Priester oder Gelehrten vor neuen, den hergebrachten Zustand der Wissenschaft verändernden Forschungen und ihrem Hange zu völlig abgezogenen Grübeleien weder erweiterte, noch gemeinnützig machte. In Babylon war die Sternkunde unter allen Wissenschaften diejenige, welche zur höchsten Blüthe gelangte; von den eigentlichen Naturkenntnissen der Babylonier hingegen bleibt uns gar keine bestimmte Nachricht. Allein in Aegypten geben uns sowohl die sinnbildlichen Götter selbst, welche in diesem Lande verehrt wurden, als auch die Götterverehrung einen sprechenden Beweis von der häufigen Beschäftigung dieses Volks mit der Natur. Lage und Beschaffenheit des Landes luden daselbst die Einwohner frühe zum Ackerbau ein, und aus den Bedürfnissen desselben nebst denen der Heilkunde entstanden hier die ersten Anfangsgründe der Naturwissenschaft. Zwar blieb die starre Gestaltung des öffentlichen Lebens in Aegypten nicht weniger als in Babylon und Indien ein großes Hinderniß ihrer Erweiterung und Verbreitung, aber glücklicher Weise geriethen die Aegyptier mit andern Völkern in Berührung, welche trotz der ängstlichen Fürsorge des Aegyptischen Priesterstandes die Kenntnisse desselben dennoch auf die Nachwelt brachten. So wissen wir, daß zu Bereitung verschiedener Arzneien, Farben u. s. w. die Aegyptier mit den Eigenschaften mehrerer Salze und Säuren und mit dem zu ihrer Bereitung nothwendigen chemischen Verfahren bekannt seyn mußten. Die meisten Götter der Aegyptier waren eigentliche Naturgötter, und stellten sinnbildlich Naturkräfte dar. Dem einen verdankte man wichtige Lehren oder Erfindungen, die den Ackerbau betrafen, der andere sandte den Menschen Krankheiten zu, oder wachte über ihrer Genesung. Den Ackerbau sollte Osiris eingeführt haben. Viele Krankheiten wurden den Sterblichen von der Isis in ihrem

Zorne zugeschickt. Konnte die Göttin besänftigt werden, oder hatten die Krankheiten eine andere Ursache, so theilte sie treffliche Arzneien mit. Eben so hatte auch der mit den Phönikiern gemeinschaftlich verehrte Thout, der die Pflanzung und Behandlung des Oelbaums eingeführt haben soll, den Aegyptiern viele Geheimnisse der Naturkunde geoffenbart. Ihm wurden nebst dem Hermes die ältesten, ursprünglich auf Säulen hieroglyphisch aufgezeichneten, die Arzneikunde betreffenden Bücher zugeschrieben. Sie wurden als heilige Bücher der Aerzte betrachtet, deren Vorschriften buchstäblich befolgt werden mußten. Hielt man sich genau daran, so war man von jeder Verantwortung frei, ging man hingegen von der darin angegebenen Behandlung ab, so hatte man auch beim besten Erfolg das Leben verwirkt. Aus diesen Grundsätzen und aus dem Umstande, daß die Kunst der Zergliederung in den Augen der Aegyptier ein Greuel gewesen wäre, läßt sich im Allgemeinen der Zustand der Heilkunde und der mit ihr in Verbindung stehenden Wissenschaften und der Geist, der hier vorherrschen mußte, schon einigermaßen beurtheilen. Die dürftigen Kenntnisse, die man nach und nach gesammelt hatte, blieben als Priesterüberlieferung Tempelgeheimniß. Die Priester der bereits erwähnten Götter und die des Apis, Serapis, Esmun oder Mendes übten diese geheimnißvolle Heilkunde in den Mauern der Tempel aus. Viele Krankheiten rührten in Aegypten von dem verdorbenen Brunnwasser und den faulen Ausdünstungen her, welche aus den nach der jährlichen Nilüberschwemmung zurückgebliebenen Sümpfen aufstiegen. Ungeachtet dieser der Gesundheit so nachtheiligen Beschaffenheit ihres Landes sollen nach dem Zeugnisse Herodots die Aegyptier durch Befolgung der ihnen von den priesterlichen Weisen vorgeschriebenen strengen Lebensordnung in Absicht auf Reinlichkeit und Enthaltung von gewissen Nahrungsmitteln zum gesundesten Volke geworden seyn. Die Priester mußten noch viel strenger leben als die übrigen Aegyptier, und erkauften den Ruf höherer Weisheit, in dem sie standen, durch mancherlei Entsagung. Viele Speisen waren ihnen indessen nicht um der Gesundheit willen, sondern wegen geheimer Deutungen verboten, welche lediglich die Einbil-

dung geschaffen haben mochte. Die meisten Krankheiten wurden einer Ueberfüllung des Magens und der Gedärme mit Speisen oder daselbst befindlichen Unreinigkeiten zugeschrieben. Daher war jeder Aegyptier verpflichtet, monatlich drei Tage lang seinen Körper durch Abführungen aller Art zu reinigen. Unter den Büchern des Hermes gab es 36, welche die höhere Forschung über Natur, Menschen und Weltall enthielten, und aus welchen nur die höhern Priesterordnungen Unterricht schöpfen durften. Aus den sechs letzten lernte die niedrigste Ordnung der Schiff-Träger (παντοφόροι) ihre anwendbare Heilkunst. Für jede Art von Krankheiten, für jeden Theil des menschlichen Körpers hatte man so wie einen eigenen Gott, so auch einen eigenen Arzt; und dieser einzige Umstand würde schon hinlänglich für das Unwissenschaftliche des Aegyptischen Heilwesens zeugen. In der Wundarzneikunst scheinen die Aegyptischen Aerzte noch weiter zurück gewesen zu seyn, als in der Behandlung der innern Krankheiten, wenn man aus dem Umstande schließen darf, daß sie die Verstauchung des Darius Hystaspes auf der Jagd auf keine Weise zu heilen wußten. Der Sitz der angesehensten Priester-Aerzte war zu Memphis, wo bei den Kranken auch die Incubation angewendet wurde. Zum Einbalsamiren endlich bedurfte man, wie es jetzt genügend bewiesen ist, bloß der naturgeschichtlichen Kenntniß der Eigenschaften einiger Kräuter und Gewürze, keineswegs aber, wie man es öfters behauptet hat, tiefere Einsicht in den innern Bau des menschlichen Körpers.

Schüler der Aegyptier waren die Israeliten, deren Kenntnisse jedoch eben so wie die ihrer Lehrer in dem Priesterstamme der Leviten aufbewahrt blieben. Der größte Theil dessen, was ihnen aus den Naturwissenschaften bekannt war, mochte wohl von Moses herrühren, und seitdem nur durch dürftige Erfahrungen vermehrt worden seyn. Aber aus der Erzählung der heiligen Schrift geht hervor, daß Moses selbst seinen ursprünglichen Aegyptischen Lehrern überlegen geworden war. Freilich bedurfte es zur Verbrennung des goldenen Kalbes nicht so viel eigentlich wissenschaftlicher chemischer Grundsätze, sondern einzig und allein einer gewissen Kunstgewandtheit, welche durch Uebung er-

lernt werden mag, ohne Auseinandersetzung der Gründe. Allein nichts desto weniger blickt aus dem ganzen Leben des Moses und aus seinen Schriften eine große Vertrautheit mit der Natur hervor, welche die Leviten keineswegs in ihrem ganzen Umfange geerbt zu haben scheinen. Moses aber stand weit über seinem Volke, und fand es zu engherzig, um seinen großen Geist ganz in sich aufzunehmen. Unter der levitischen Vormundschaft konnte die Wissenschaft nicht besser gefördert werden, als unter der der Aegyptischen Priester.

Für die Nachwelt hingegen war es am wichtigsten, daß auch die Griechen Schüler der Aegyptier wurden; denn der freie, heitere Geist der Hellenen entfesselte die Natur von den schweren beengenden Ketten, welche ihr die Priester angelegt hatten, und überlieferten ihre Gedanken und Erfahrungen der Nachwelt theils im Gewande sinnvoller Dichtung, theils wissenschaftlicher Erkenntniß als ein unschätzbares Geschenk. In den Urzeiten der Griechischen Geschichte entwickelte sich unter den Griechen wie bei andern Völkern die Erkenntniß der natürlichen Dinge nur unter einer geheimnißvollen Hülle. Doch ward der Glaube des Volkes, den man in Aegypten durch blinde, gedankenlose Ehrfurcht vor der Priesterkaste zu begründen suchte, durch dichterische Begeisterung für die Götter und Heroen erhalten, in welchen die Kräfte und Wirkungen der Natur sinnbildlich dargestellt waren. Daher herrschte in der Griechischen Erkenntniß, selbst wo sie im Allgemeinen unter bestimmten Glaubensvorurtheilen befangen war, dennoch im Einzelnen ein freierer Geist, der das Ueberlieferte immer wieder aus sich selbst neu zu gestalten trachtete. Dieser immer frischgestaltenden Schöpfung, so wie den spätern Vermischungen mit der Dichtungswelt anderer Völker muß man die ungeheure Mannigfaltigkeit des Griechischen Götterreichs und das Dunkle und Schwankende so vieler Erzählungen aus demselben zuschreiben. Lange erfreuten sich die Hellenen dieser lieblichen Dichtungen, ohne auf den Urgrund derselben zurückzugehen, und das Volk fand sich in diesem Traume so glücklich, die Priester wußten ihre Macht so nachdrücklich zu

schirmen, daß keiner es wagte, wenigstens öffentlich dagegen aufzutreten.

Um die Beziehungen der Götter auf die Kräfte und Erscheinungen der Natur nachzuweisen, müßte man den ganzen weitläufigen Kreis der alten Dichtungswelt durchwandern, da die den Göttern zugeschriebene Wechselwirkung eben so mannigfaltig und wunderbar verschlungen war, als die Kräfte und Wirkungen der Natur selbst. Wie in Aegypten und Babylon, so bewahrten auch in Griechenland die Vertrauten der Götter, die Priester, die durch Erfahrung gesammelten Kenntnisse, die man als Offenbarungen der übermenschlichen Wesen betrachtete, in ihrem Kreise. An sie durfte man sich wenden, nicht um Belehrung und Aufschluß im Allgemeinen, wohl aber um ihren Rath, bisweilen um ihre Handanlegung in einzelnen Fällen. Doch waren sie nicht so im ausschließlichen Besitze aller Naturkenntniß, daß nicht auch außerordentliche Männer, die dem geheiligten Stande nicht angehörten, damit hätten auftreten dürfen. Die Halbgötter, von denen mehrere besonders in der Heilkunde Großes geleistet hatten, waren Menschen weltlichen Standes gewesen, und hatten ihre Kunst auch außerhalb der Mauern der Tempel zum Besten der Leidenden geübt. Solches bezeugen die uralten Sagen von Chiron und Aeskulap, den Fürsten der Heilkunst, und selbst die Geschichte des Herakles. Allein von dem Umfang und Inhalt ihrer Kenntnisse hatte sich nichts Bestimmtes erhalten, und was ihnen Jahrhunderte nach ihrem Tode zugeschrieben ward, das hatten größtentheils die Priester erfunden, und ihm mit dem Namen der Heroen größeres Gewicht zu geben getrachtet. Die Dichter Linus, Musäus, Orpheus, Homer und Hesiodus besangen jene uralten Ueberlieferungen, und was uns von ihnen übrigblieb, ist das einzige Denkmal jenes frühesten Wissens und Ahnens, ihr Gesang die erste geistige Behandlung der Natur. Aber so wie jene Dichtungen in den Volksglauben aufgenommen wurden, so kamen die in denselben enthaltenen Lehren in die Hände der Priester. Die Vertrauten jedes Wesens, durch welches irgend eine der großen Naturkräfte dargestellt war, theilten unter einer ge-

heimnißvollen Hülle von ihren dürftigen Kenntnissen mit, was ihnen den Umständen angemessen schien. So erhielten Gläubige den Rath Apollo's, Neptuns, der Ceres u. s. w. Am meisten noch bedurfte man der Wissenschaft Aeskulaps, des Gottes der Heilkunde. Die Tempel dieses Königes der Aerzte waren meistentheils in schönen und gesunden Gegenden, vielmals in der Nähe kräftig wirkender Wasser erbaut. Um den Zutritt in die heiligsten Gemächer der Gottheit zu erhalten, mußte man sich vielen auf die Sinne wirkenden Reinigungsgebräuchen, Fasten, mit Reibungen und Salbungen verbundenen Bädern u. s. w. unterwerfen. Dann wurden die Kranken noch geräuchert. Man ließ sie im Tempel selbst oder in seiner Nähe schlafen, und der Gott ertheilte ihnen seine Vorschrift im Traume. Oder schienen sie selbst zu einer solchen Belehrung wenig geeignet, so ließ man öfters auch untergeordnete Priester oder Tempelwächter für sie träumen, die höhern legten die Träume aus. Hatte die ärztliche Hülfe des Gottes keine günstigen Folgen, so schrieb man es dem Unglauben oder Ungehorsam des Kranken zu; genas hingegen der letztere, so stellte man im Tempel eine Weihtafel oder Säule auf, wo der Name des Kranken, seine Krankheit und die Heilmittel, die ihm geholfen hatten, eingegraben wurden. Aus den Fällen, welche sich durch die Anhäufung dieser Weihtafeln in den Tempeln im Ablauf der Zeiten sammelten, suchten geistreichere und aufgeklärtere Priester allmählig eine Art von Lehrgebäude zu errichten, welchem die Erfahrung einen für die Bedürfnisse der Zeit nicht unansehnlichen Grad von Festigkeit geben mochte. Vorzüglich schienen die Priester von Kos dahin zu steuern. Kos war nämlich der vornehmste Sitz der eigentlichen Asklepiaden oder wirklichen Nachkommen des ärztlichen Gottes. In ihrem Stamme hatten sich die wichtigsten Kenntnisse und Vorschriften als erbliches Geheimniß erhalten. Die Enkel Aeskulaps bildeten einen geheimnißvollen Orden im eigentlichen Sinne des Wortes, zu welchem diejenigen, welche nicht seine Abkömmlinge waren, nur in äußerst seltenen Fällen den Zutritt und die Weihe erhielten. Damit sie aber im ausschließlichen Besitze des Zutrauens der Völker blie-

ben, mußten sie ihre Kenntnisse mit der Zeit zu erweitern suchen. Allein der Glaube oder das Vorurtheil der Hellenen, welches die Zergliederung der Leichname verdammte, stand immer der eigentlichen Förderung der Wissenschaft wesentlich im Wege, so daß die Asklepiaden auf dem Wege der Erfahrung über den Bau des menschlichen Körpers nichts weiter erlernen konnten, als was allenfalls bei Ausübung der Wundarzneikunst in die Augen fiel.

Während man auf diese Weise in den Mauern der Tempel durch Sammlung von Erfahrungen zu Werke schritt, suchten tiefere Denker, die unter dem Namen der Philosophen bekannt sind, die menschliche Erkenntniß auch im Gebiete der Naturwissenschaft entweder einzig und allein oder doch ganz vorzüglich auf dem Wege rein vernünftiger, abgezogener Forschung zu bereichern. Die Ergebnisse ihrer Untersuchungen sind zum Theil schon in der Geschichte der Philosophie aufgezählt, zum Theil mögen sie, wo sie mehr die eigentlichern körperlichen Natur-Verhältnisse betreffen, hier noch näher angedeutet werden. Der älteste Griechische Philosoph Thales, der Stifter der sogenannten Jonischen Schule, hielt genauere Bekanntschaft mit der Natur für die Grundlage aller höhern Erkenntniß. Durch Reisen auf Kreta, in Phönikien und Aegypten gebildet, hatte er die in diesen Ländern zerstreuten Kenntnisse zusammengetragen, und suchte nun bei reifern Jahren aus diesem Vorrath und den Ergebnissen seiner eigenen Forschung sein Lehrgebäude über die Welt und ihre in die Sinne fallenden Erscheinungen zu errichten. Am vernünftigsten schien es ihm, von einem einfachen und allgemeinen Grundstoffe auszugehen, und da der völlig abgezogene Begriff von Materie weder für ihn selbst noch für seine Zeitgenossen passen mochte, so nahm er das Wasser für diesen Grundstoff an, aus welchem die ganze Körperwelt durch Veränderung entstanden wäre. Die Erde soll er für einen flachen Körper gehalten haben, die im Weltall wie Holz im Wasser schwimme, und deren Gestalt die Ursache ihrer Festigkeit und Unbeweglichkeit sey. Aber da weder Thales noch seine unmittelbaren Nachfolger uns ihre Meinungen schriftlich hinterlassen

haben, so darf man aus dem, was uns viel spätere Schriftsteller von denselben hinterlassen haben, und von welchem das meiste durch spätere Ansichten völlig entstellt ist, nur mit äußerster Behutsamkeit auf das Ursprüngliche und Eigenthümliche schließen. Von den sogenannten Schülern des Thales soll Anaximander schon weiter gegangen seyn, und weil ihm das Wasser zu körperlich schien, etwas das feiner als Wasser, aber doch gröber als Luft wäre, zum Grundstoffe angenommen haben. Anaximenes hingegen erklärte die Luft selbst dafür. Von solchen Grundsätzen ausgehend hatten sie behauptet, daß die Thiere aus einer fetten, schleimichten Feuchtigkeit, die Menschen aus den Fischen entstanden seyen. Anaximenes schrieb Erderschütterungen einer durch anhaltenden Dürre oder Erweichung entstandenen Spaltung des Bodens zu, bei welcher große Theile der Oberfläche in das Innere der Erde hineinfielen.

Im Wesentlichen trafen die Ansichten des Heraklit aus Ephesus mit denen der eigentlichen Joniker zusammen; nur daß Heraklit ätherisches Feuer als allgemeinen Grundstoff annahm, der ihm auch in der Geisterwelt zur Grundlage diente. Widerstreit und Einigkeit waren nach seiner Ansicht in der Natur beständig wirksam. Durch den Streit entstanden aus dem Feuer Luft, Wasser und Erde, durch die Einigkeit wurden sie wieder in Feuer aufgelöst. Aus der Erde stiegen feurige und helle, aus dem Wasser feuchte Ausdünstungen auf. Jene erfüllten die Räume des Himmels, diese mit einem Zusatz von dem erstern den uns umgebenden Dunstkreis. Aus jenen feurigen Ausdünstungen entstanden in gewissen Trichtern Klumpen, die uns als Sterne erscheinen. Nach Heraklits Meinung ging die Sonne des Abends nicht unter, sondern verschwand gänzlich, und entstand jeden Morgen von neuem. Dabei soll er der Sinnnenerkenntniß alle Richtigkeit gänzlich abgesprochen haben.

Auch Empedokles von Agrigent blieb dieser Meinung von der Unrichtigkeit aller sinnlichen Erkenntniß, so wie auch den zwei Urkräften, die er Freundschaft und Feindschaft nannte, getreu. Er nahm zuerst vier Grundstoffe, Feuer, Wasser, Luft und Erde an. Die Erde war ihm unbeweglich, der Himmel ein fe-

ster krystallener Körper und die uns sichtbare Sonne der Rückschein einer andern, ihr entgegengesetzten Sonne, die den Himmel erleuchte. Aus der Bewegung zweier Halbkugeln, einer lichtvollen aus Feuer und einer dunkeln, größtentheils aus Luft bestehenden um die Erde erklärte er die Veränderung von Tag und Nacht. Auch der Mond sollte ein luftiger Körper seyn, der sein Licht von der Sonne erhalten habe.

Empedokles hatte einen Theil seiner Meinungen aus der Schule des Pythagoras genommen, obgleich er in vielem wesentlich von den Pythagoräischen Begriffen abwich. Pythagoras aber verdankte seine erworbenen Kenntnisse größtentheils den Aegyptiern, und die Art, wie er die Wissenschaft behandelte, konnte im Ganzen genommen auf dem Wege der Erfahrung nicht viel weiter führen. Seine allgemeinen Begriffe von der Welt sind in der Geschichte der Philosophie entwickelt, seine Arzneikunde und übrigen Naturkenntnisse scheinen sowohl in ihrem wissenschaftlichen Umfange als in der Anwendung nicht viel über der seiner Aegyptischen Lehrer gestanden zu haben. Daß seine Krotoniatischen Schüler für geschickte Aerzte gehalten wurden, mag wohl eher dem dürftigen Zustande, in welchem sich die Heilkunde zu ihren Zeiten befand, als ihrem großen Verdienste zugeschrieben werden. Doch scheint Alkmäon als erster Zergliederer von Thierkörpern eine neue Bahn geöffnet zu haben, welche sowohl in diesen Theil der Naturgeschichte größere Aufklärung brachte, als auch allmählig zu richtigeren Vermuthungen über den Bau des menschlichen Körpers führen mußte. Auch soll eben dieser Alkmäon der erste wissenschaftliche Beobachter des Schlafes gewesen seyn.

Die Zeitgenossen der ältesten Pythagoräer, welche zu Elea forschten, trugen zur Aufklärung der Naturwissenschaften wenig bei. Das bis zur höchsten Ueberspannung getriebene Vorurtheil wider die sinnliche Wahrnehmung mußte der gründlichen Forschung tödtlich seyn. Xenophanes hielt wie die meisten Denker des Alterthums die Erde für unbeweglich, ohne jedoch die Gründe hiefür deutlich aus einander zu setzen. Von dem Monde behauptete er, daß er ein unserer Erde ähnlicher bewohnter Weltkör-

per sey. Allein aus diesem Rathen ging nichts Bestimmtes hervor. Nach Parmenides entstand die ganze Welt der sinnlichen Erscheinungen aus Licht und Finsterniß, oder Kälte und Wärme, welche durch Liebe verbunden wurden. Noch viel weniger leisteten die spätern Anhänger dieser Schule, Melissus und der durch seine dialektischen Spitzfindigkeiten berühmte Zeno für die wissenschaftliche Beobachtung der Natur.

Ungeachtet ihres Scharfsinns haben auch der Erfinder und der Bearbeiter der Atomenlehre, Leukipp und Demokrit, wenig Verdienst um die Förderung der Naturkenntnisse. Die Erde soll Demokrit für eine breite hohle Scheibe gehalten haben, die durch die unter ihr eingeschlossene Luft getragen wird. Wegen der größern Dünne derselben gegen Mittag neigte sie sich gegen diese Seite zu. In den Höhlen der Erde sammelten sich Wassermassen; wenn nun diese den Boden erweichten oder durchbrächen, oder wenn die in andere hohle Theile hineindringende Luft keinen natürlichen Ausgang finden könnte, so entständen Erdbeben. Das Meer vermindere sich mit jedem Tage und werde zuletzt ganz verschwinden. Von dem Menschen endlich soll er angenommen haben, daß er aus Wasser und Schlamm entstehe. Doch erzählt von ihm Plinius, daß er sich mit der Zergliederung von Thieren unter anderm eines Chamäleons abgegeben habe.

Ungleich wichtiger für die Naturkenntniß wurden die Lehren des Anaxagoras von Klazomenä, dessen Homoiomerien zwar ebenfalls Atome waren, in ihrer Vereinigung aber nicht durch den Zufall, sondern den Zwecken der höchsten Weisheit gemäß geleitet wurden. So waren die hellen und trocknen Grundstoffe emporgestiegen, und hatten die Räume des Himmels nebst Luft, Sonne, Mond und Gestirne gebildet. Die dichten, feuchten, kalten und dunkeln hingegen hatten sich hinuntergesenkt, und aus ihnen war die Erde entstanden. Absonderungen und Zusammensetzungen einzelner Grundtheile brachten Wolken, Wasser, Erde, Steine, Pflanzen, Thiere und selbst Menschen hervor. Ueber die Ursachen der Schwere und Leichtigkeit der Körper wagte er keine Vermuthung, sondern beruhigte sich damit, daß

das Weltall sich selbst stütze. Die feinsten und flüchtigsten Theile waren in die höchsten Gegenden hinaufgestiegen, und hatten daselbst die Sonne und die übrigen Gestirne gebildet, welche als glühende steinichte Massen herumschwammen. Den Mond hielt er für eine der unsrigen ähnliche Erde, welche ihr Licht von der Sonne erhalte, und erklärte die scheinbaren Veränderungen und Verfinsterungen desselben aus den wahren Ursachen. Unsere Erde stellte er sich platt vor, und zwar sollte sie Anfangs ganz schwammicht und sumpfig gewesen seyn, bis der obere Theil, den wir bewohnen, durch beständige Regen zusammengepreßt und dichter wurde. Jede Bewegung der Luft nannte er Wind, und schrieb sie den Sonnenstrahlen zu, welche die Luft verdünnten. Der Blitz war ihm eine plötzliche Erscheinung einer von oben herabgesunkenen Aethermasse, deren Auslöschung den Donner verursache. Pflanzen und Gewächse waren dem Anaxagoras eben so gut beseelt und mit einem Empfindungs- vielleicht auch Begehrungsvermögen begabt, wie die Thiere oder die Menschen selbst. Wasser, Feuer und Erde bildeten den Grundstoff des thierischen Körpers. Die Ursache der menschlichen Vernunft lag in der vollkommenen Einrichtung des menschlichen Leibes. Was endlich die Lehre vom menschlichen Körperbau betrifft, so beschäftigte er sich am liebsten mit Muthmaßungen über das Zeugungsgeschäft. Er nahm an, daß der Embryo nur aus dem Samen des Vaters entstehe, und die Mutter nur den Platz dazu hergebe. Den Unterschied des Geschlechtes suchte er in dem Ort, den der Embryo in der Bährmutter einnehme, und zwar die Knäbchen auf der rechten, die Mädchen auf der linken Seite. Bei einigen bekannten Vögeln und vierfüssigen Thieren war er auf den lächerlichen Gedanken gekommen, daß sie sich durch die Schnäbel begatteten und durch den Mund gebären.

Von der Zeit des Anaxagoras an bis zum göttlichen Plato vernachlässigten die Griechischen Philosophen die Beobachtung der Natur gänzlich, um sich in abgezogenen Spitzfindigkeiten zu verlieren, mit welchen man zwar wohl bestehende Vorurtheile erschüttern, aber kein neues gründliches Gebäude der Wissen-

schaft errichten konnte. Und wo noch etwas für künftige Erweiterung der menschlichen Erkenntniß geleistet wurde, beschäftigte man sich mit der Vernunft selbst und ihren Gesetzen, nicht mit den Erscheinungen der außer dem Menschen liegenden Welt, welche Gegenstände jener Erkenntniß werden konnten. Eigentliche Naturforscher, welche die Naturwissenschaften weder als untergeordneten Theil der Philosophie noch zur unmittelbaren Anwendung im Leben ergründeten, gab es damals noch nicht. Daher müssen wir, wenn wir über den Zustand der Naturkenntniß in jenem Zeitraume einigen Aufschluß haben wollen, uns wieder zur Entwicklung der Heilkunde wenden, welche jetzt die einzige Veranlassung zur nähern Beobachtung der Natur ward. Seit dem Untergang des Pythagoräischen Bundes war die Ausübung der ärztlichen Kunst den geweihten Tempelmauern entschlüpft, um auch außerhalb derselben ohne geheimnißvollen Schleier geübt zu werden. Diejenigen von den Mitgliedern des Bundes, welche dem Krotonischen Mord entfliehen konnten, waren nun ihrer Verpflichtungen ledig, und so wurden die Grundsätze ihres Lehrers, in sofern sie sich auf Anwendbares bezogen, in kurzem auf gemeinverständliche Weise bekannt gemacht. Diese ungeweihten Aerzte, die ihre Kunst größtentheils auf Wanderungen ausübten, nannte man Periodeuten, und bald gewannen sie eben so viel Ansehen, als bisher die Priester ausschließlich inne gehabt hatten. Auch die Aufseher der Kampfschulen besaßen nützliche Kenntnisse, und waren vorzüglich streng in ihren Vorschriften für die Lebensweise der Jünglinge. Besonders wurden Ikkus von Tarent und Herodikus von Selymbrien durch die Veränderungen berühmt, welche sie hierin einführten. Diese Umstände veranlaßten am Ende auch die Asklepiaden in Knidos, den geheimnißvollen Schleier zu lüften, der bis jetzt ihre Wissenschaft bedeckt hatte, und die Lehren derselben öffentlich vorzutragen. Sie sammelten in ihren Weihtafeln bloße Beschreibungen der Krankheiten, ohne sich um die genauern Merkmale derselben zu bekümmern, so daß Zahl und Namen der Krankheiten bis in's Unendliche vervielfältigt wurden. Für jede derselben hatten die Knidischen Aerzte ein eige-

nes Mittel und zwar alle größtentheils abführend. Zu den berühmtesten unter ihnen gehörten Euryphon und Ktesias. In Athen wurden die Aerzte in gewisser Hinsicht unter obrigkeitliche Aufsicht gesetzt. Zu den Zeiten des Plato scheinen sie sogar beinahe wie die Aegyptischen an gewisse allgemeine Vorschriften gebunden gewesen zu seyn. Doch sieht man aus einem Lustspiele des Aristophanes, daß es auch Quacksalbern bisweilen gestattet ward, Arzneien öffentlich feil zu bieten.

In diesem Zustande war die Heilkunde der Alten, als Hippokrates, der unsterbliche Arzt von Kos, auf dem Wege vernünftiger Ueberlegung und genauerer Beobachtung der Natur eine gänzliche Veränderung derselben veranlaßte. Wie auf Knidos so lebten auch auf Kos Asklepiaden, welche aus den abgerissenen Sätzen der Weihtafeln ein wissenschaftlicheres Ganzes zu ordnen strebten. Vorzüglich war hierin das Haus der Hippokraten thätig, von denen man bis auf sieben zählte, deren Geschichte und wissenschaftliches Verdienst oft mit einander verwechselt wurden, und daher dem spätern Geschichtsforscher die größte Dunkelheit in den Weg legen müssen. Der erste von ihnen war ein Enkel des wegen seiner ärztlichen Kenntnisse hochberühmten Asklepiaden Nebrus, eines Zeitgenossen Solons. Dieser hatte einen Sohn Heraklides, der mit seiner Gattin Phänarete Hippokrates II., den eigentlichen großen Hippokrates, erzeugte. Unter seinen Nachkommen trugen dann noch mehrere diesen Namen, deren Thaten und Schicksale oft in den Lebenslauf des ältern verflochten worden sind. Dieser scheint in der letzten Hälfte des fünften und ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts vor Ch. gelebt und den größten Theil seines Lebens auf Reisen zugebracht zu haben, die er bald auf fremden Ruf, bald aus eigenem Antrieb unternahm, um den Einfluß der verschiedenen Himmelsstriche auf die menschliche Gesundheit zu beobachten. Denn der Luft, den Winden, der Veränderung der Jahrszeiten und der Witterung legte Hippokrates die größte Wichtigkeit bei, und schenkte ihrer genauern Beobachtung viele Aufmerksamkeit. Mit den Meinungen seiner Zeitgenossen über die Entstehung aller Dinge scheint er vertraut gewesen zu seyn.

obgleich er sich viel zu sehr mit wirklicher Beobachtung der Natur beschäftigte, als daß er sich weit von seinen Zwecken in abgezogene Forschungen hätte verlieren sollen. Der Behauptung, welche alle Erscheinungen der Körperwelt auf einen einzigen Grundstoff zurückführen wollte, widersprach er bestimmt sowohl aus Vernunft- als aus Erfahrungsgründen. Vielmehr nahm er in der ganzen Körperwelt die vier Grundstoffe, Feuer, Luft, Wasser und Erde und dann im thierischen Körper insbesondere Blut, Schleim, schwarze und gelbe Galle an. Ein Lieblingsgedanke des Hippokrates war die Vergleichung des gesammten Weltalls mit dem menschlichen Körper. Seine Kenntniß des letztern konnte der große Arzt von Kos nicht aus der Zergliederung desselben erhalten haben, denn noch immer herrschte überall dasselbe Vorurtheil. Nur aus einer Aehnlichkeit thierischer Körper und aus den am Krankenbette und bei Verwundungen gemachten Erfahrungen konnte er schließen, und dem Mangel an wirklichen Erfahrungssätzen durch vernünftige Folgerung nachhelfen. Dessenungeachtet verrathen die in seinen Schriften enthaltenen Beschreibungen ziemlich tiefe Einsicht in den Knochenbau, aber viel geringere Kenntniß der Muskeln und Nerven, des Blutlaufs und der Eingeweide. Ueber die Zeugungslehre theilte er die bereits erwähnten Vorurtheile seiner Zeit, den Tod hingegen schrieb er einer Zersetzung des Körpers in seine ursprünglichen Bestandtheile zu, bei welcher das Feuchte, Trockne, Heiße und Kalte jedes wieder sich mit seinem Gleichen vereine. Durch eine genauere Aufmerksamkeit auf den wesentlichen Unterschied der Kennzeichen verbesserte er die Lehren der Knidischen Aerzte von der Mannigfaltigkeit der Krankheiten. Auch durch Beobachtung und Bestimmung der entscheidenden Zeitpuncte that Hippokrates einen großen Schritt, allein den wichtigsten Dienst leistete er der Arzneikunst durch Einführung der Lebensordnungs- und Nähr-Vorschriften der sogenannten Diätetik, welche mit Ausnahme der Kampfschüler früher völlig vernachlässigt worden war. Als Hauptgrundsatz nahm er hier an, Befolgung der nicht offenbar schädlichen Gewohnheiten sey dem Körper am zuträglichsten, Uebergang von einer Lebensweise

zur andern, wenn nicht mit äußerster Vorsicht, immer mit Gefahr verbunden, in allen aber Uebermaß am nachtheiligsten. Seine Arzneimittel waren mit Ausnahme einiger Bereitungen des Kupfers, des Alauns und des Bleies meistentheils aus dem Pflanzenreiche genommen, und die Art ihrer Zusammensetzung und Zubereitung noch äußerst roh. In der Wundarzneikunst endlich verdankt man dem großen Arzte von Kos die erste zusammenhängendere Lehre vom Verbande.

Auf dem Wege, den Hippokrates betreten hatte, der genauen Beobachtung der Natur und ihrer waltenden Kräfte verbunden mit vernünftiger Nachforschung würde in der Naturkunde bald wissenschaftlichere Klarheit eingetreten seyn, wenn man nicht so frühe diese glückliche Bahn verlassen hätte, um dem Dichter-Weisen Plato in dem kühnsten Schwunge zu den wunderbaren Höhen seiner Ideenwelt zu folgen. Jene geheimnißvollen Dreiecke, welche er sich als ursprüngliche Form der zu Grundstoffen gebildeten Materie dachte, waren vielfacher Deutung fähig, und mußten von der wirklichen Untersuchung und Bestimmung dieser Grundstoffe völlig abführen. Er nahm derselben fünf an, nämlich Himmel, Aether, Feuer, Wasser und Erde. So wie die höchste Gottheit selbst die Zusammensetzung der Grundstoffe übernommen hatte, so war hingegen die Erschaffung dieser einzelnen Naturkörper eigenen Untergottheiten, einer Art von Dämonen anvertraut worden, welche theils sichtbar als Sonne, Mond und Sterne um unsere Erde herschwebten, theils für das menschliche Auge völlig unsichtbar mit der Schöpfung einzelner Naturkörper beschäftigt waren. So ward bei der Erschaffung des menschlichen Körpers zuerst das Mark aus ganz feinen, der Grundgestalt des Feuers ähnlichen Dreiecken gebildet, welches eigentlich das wahre Lebensband der Seele mit dem Körper vorstellt. Das Feuer dachte sich Plato als Grundkraft des Lebens, dem man die vorzüglichsten Verrichtungen des Körpers zuschreiben müsse, und die Wärme des Blutes als Nahrungsquelle dieses Feuers. Das Gesicht erklärte er durch eine Vereinigung des aus unsern Augen herausströmenden eigenthümlichen Lichts mit dem verwandten eindringenden Tageslicht, welche beide zu einem festen

Körper gerannen. Der Schall war eine Erschütterung der Luft, die sich dem Gehirn und dem Blute bis zur Seele mittheilte, die Bewegung, die daraus vom Kopfe bis zum Leben entstehe, das Gehör. Der Geschmack wurde durch kleine Adern von der Zunge zum Herzen als dem Sitze des Begehrungsvermögens geführt. Ueber den Geruch, dessen Wirklichkeit er zum Theil läugnete, hatte er die wunderbarsten Ansichten. Den göttlichen Theil der Seele setzte Plato in den Kopf, den thierischen in die Brust, die eigentlichen thierischen Triebe aber verbannte er in die Leber. Im Uebrigen folgte er in der Lehre vom Bau des menschlichen Körpers den Angaben des Hippokrates, denen er indessen dabei die sinnreichsten oder wunderbarsten Deutungen gab.

In dem Munde des göttlichen Plato, dessen Geistesrichtung ihn vielmehr in das himmlische Reich der Ideen als in das Gebiet bloß irdischer, aus Sinnenanschauung hervorgehender Kenntniß zog, mochten diese Lehren den Geist erheben, und gewissermaßen mit der höchsten Weltseele in ein näheres Verhältniß bringen, ohne ihn zu irrigen Vorstellungen über den im Leben anwendbaren Theil des menschlichen Wissens zu führen. Als aber nach ihm andere, ohne wie er überall in der weiten Herrschaft des Geistes ihre Heimath zu finden, aus jenen sinnvollen Gebilden Lehrgebäude für die Wirklichkeit errichten wollten, brachten sie eine höchst verderbliche Verwirrung in die Wissenschaft. Solche Irrthümer lagen bei der sogenannten dogmatischen Schule der Aerzte zum Grunde, die von solchen, durch abgezogene Forschung herausgebrachten Grundsätzen ausgehend, die zum Theil auf sichere Erfahrungskenntnisse erbaute Lehre des Hippokrates auf eine höchst schädliche Weise verunstalteten. Auch Pythagoräische und Aegyptische Vorurtheile gesellten sich noch zu den übrigen, die Verwirrung noch größer, das Uebel unheilbarer zu machen. Unfehlbar würde die Naturkenntniß wieder eben so viel Schritte zurück gemacht haben, als sie unter Hippokrates vorwärts gethan hatte, wenn nicht durch die Bemühungen hellerer Köpfe wenigstens einzelne Theile derselben sorgfältiger bearbeitet worden wären.

In solchem Zustande des Verfalls waren die Naturwissenschaften in Griechenland, als der Weltweise von Stagira bei seiner neuen Gründung eines festen und zusammenhängenden Lehrgebäudes des gesammten menschlichen Wissens besonders das fruchtbare Reich der Naturkenntniß durch sorgfältige Forschung neu belebte, und durch seine bis auf uns gekommenen Werke, in denen er der Nachwelt die Ergebnisse seiner vieljährigen und mühsamen Untersuchungen überlieferte, den Namen eines Vaters der Naturkunde verdiente, wenn er gleich nicht der erste war, der dieses so bedeutende Feld zu bearbeiten versucht hatte. Rastlose Thätigkeit mit unermüdlicher Beharrlichkeit in Erstrebung eines Zweckes verbunden trieb den Aristoteles zur genauen Erforschung aller merkwürdigen äußern Erscheinungen an, deren Zusammenhang und Endursachen sein unvergleichlicher Scharfsinn mit Schnelligkeit und Glück errieth, während ein der tiefsten vernünftigen Ergründung gewohnter Geist das auf diese Art theilweise Erworbene unmittelbar an die höchsten Grundsätze seines weitumfassenden Wissens anreihen konnte. Mit den Meinungen der ältern Naturforscher hatte er sich vollkommen bekannt gemacht, und bei der Erweiterung seiner Kenntniß durch eigene Beobachtung und darauf begründete vernünftige Untersuchung unterließ er es nicht, seine eigene Ansicht mit den überlieferten Meinungen der Alten zu vergleichen.

Dem gesammten Lehrgebäude der Naturkunde mußte seine Ansicht von der Welt überhaupt, den Grundstoffen und ihren Eigenschaften gleichsam zur Grundlage dienen. Das große Weltall war nie erschaffen worden, sondern hatte von Ewigkeit her bestanden. Alle Theile desselben waren im vollständigsten Einklang, und wohin man sich auch wenden mochte, war das zusammenhängendste Hinstreben nach einem und demselben Zwecke nicht zu verkennen. Die Natur erklärte Aristoteles als letzte Grundursache jeder Veränderung, nach seiner Meinung war sie beständig und überall zu einem vernünftigen Zwecke wirksam. In der Lehre von den Grundstoffen wich er wenig von den Ansichten des Plato ab, ohne jedoch bis auf ihre erste Gestaltung zurückzugehen. Das Daseyn der Erde, des Feuers, der Luft und des

Wassers suchte der Stifter der Peripatetischen Schule durch Annahme eines fünften überirdischen Grundstoffs des Aethers zu beweisen, dem er einzig und allein eine vollkommene, d. h. kreisförmige Bewegung zuerkannte, und die Erde in den Mittelpunct desselben stellte. Alle Körper gingen aus einer Vermischung jener Grundstoffe hervor und behielten auch noch in der Zusammensetzung die Eigenschaften derselben. Aber das Verhältniß dieser ursprünglichen Theile in dem gemischten Körper war der menschlichen Einsicht verborgen. Mit den Grundstoffen blieben vier Haupteigenschaften nothwendiger Weise verbunden, Kälte und Wärme, Trockenheit und Feuchtigkeit, und zwar die beiden ersten thätig, die zwei letzten leidend. Die Erde war kalt und trocken, das Wasser kalt und feucht, die Luft warm und feucht und das Feuer warm und trocken. Diejenigen Grundstoffe, welche eine gemeinsame Eigenschaft besaßen, konnten leicht in einander verwandelt werden, wenn eine fremde einwirkende Ursache die andere Eigenschaft zerstörte. Auch die übrigen konnten sich verwandeln, indessen war ihre Verwandlung weit größern Schwierigkeiten unterworfen. Von der ursprünglichen Beschaffenheit der Grundstoffe und ihren Eigenschaften hing nun natürlicher Weise ihre Schwere oder Leichtigkeit, Dichtigkeit oder Dünne, Weichheit oder Härte, Festigkeit, Biegsamkeit u. s. w. ab, und aus diesen Verhältnissen ließen sich, wenn man sie zu bestimmen wußte, alle äußern Erscheinungen erklären, sie mochten nun im gewöhnlichen oder außerordentlichen Laufe der Dinge seyn.

Von dieser höhern Naturlehre, in welcher er zwar von vielen selbst groben Irrthümern nicht frei, dennoch manche falsche Meinung der letztern berichtigte, ging Aristoteles in andern Büchern zur Anwendung seiner wissenschaftlichen Grundsätze durch Erklärung aller äußern Erscheinungen sowohl am Himmel als auf der Erde über, und zeigte in seinen Untersuchungen eben so viel Scharfsinn und weit mehr Sachkenntniß als irgend einer seiner Vorgänger. Daher brachte er auch Erfahrung und Vernunft weit mehr in's Gleichgewicht als die einsichtsvollsten unter ihnen. Aber sein unsterblichstes Verdienst ist seine Bearbeitung der Naturgeschichte, welchen Zweig der Naturwissenschaft er beinahe aus

dem Nichts schuf, und sogleich auf eine Stufe erhob, auf welcher sie für die Nachwelt bis auf unsere Zeiten merkwürdig und lehrreich blieb. Freilich standen ihm durch des Schicksals Gunst Mittel zu Gebote, über welche keiner vor ihm verfügen konnte, und die doch zu Errichtung einer festen Grundlage der Naturwissenschaft unumgänglich nothwendig waren. Die Freundschaft und das Vertrauen seines unsterblichen Zöglings Alexander setzte ihn nämlich in den Stand, eine zahllose Menge von Thierkörpern aller Art zu untersuchen, die seine Vorgänger entweder gar nicht oder wenigstens nur auf eine höchst oberflächliche Weise gekannt hatten. Der Welteroberer scheute keine Kosten, dem Meister von Stagira aus den fernsten Gegenden, in die ihn seine siegreichen Waffen führten, Thiere zum Zergliedern zuzusenden. Nach der Erzählung des Plinius waren Tausende von Menschen sowohl in Griechenland als in Asien eigends dazu bestellt, ihm Thiere zu fangen und zu überbringen. Ob Aristoteles auch Menschen zergliedert habe, ist ungewiß, doch möchte man es aus seiner weit bessern Kenntniß des menschlichen Körperbaues und aus dem Umstande schließen, daß durch die Berührung mit andern Völkern das Griechische Vorurtheil wider die Zergliederung geschwächt worden sey. Ohnehin war er ja durch die Macht seines Zöglings wider die Ausbrüche des Unwillens seiner Mitbürger gesichert. Der Geist des tiefdenkenden Weisen war kräftig genug, die ganze herrliche Schöpfung in einer großen Uebersicht aufzufassen, und dann mit dem richtigsten Urtheil jeden Ring nachzuweisen, vermittelst dessen die ungeheure Kette der erschaffenen Dinge von dem unvollkommensten leblosen Körper bis zum götterähnlichsten der Genien zusammenhing. Dennoch ordnete er seine Thiergeschichte nicht nach irgend einer bestimmten Eintheilungsart der Thiere, welche sowohl nach Maßgabe der philosophischen und naturwissenschaftlichen Bildung der Zeiten, als nach der Mannigfaltigkeit der Ansichten der einzelnen Naturforscher sehr verschieden ausfallen mag. Vielmehr behandelte er von den organischen Theilen einen nach dem andern, indem er vom Menschen als dem bekanntesten ausging, und führte ihren Unterschied bei den Thiergattungen aller Art durch, welche Unterrichts-Weise auf jeden Fall als eine höchst lehrreiche

anerkannt werden muß. In seiner äußerst gehaltreichen Lehre vom Bau der thierischen Körper gehört dem Aristoteles das Verdienst der Entdeckung der Nerven, des Ursprungs aller Adern im Herzen und der Behauptung, daß der Mensch unter allen Thieren das größte Gehirn habe. So war er auch der erste, welcher den Unterschied des Menschen von dem Affen aus der Naturgeschichte genauer nachwies. Die Beschreibung des Elephanten gehört zu seinen Meisterstücken. Ueberhaupt berichtigte er viele Vorurtheile seiner Vorgänger, so wenig er selbst auch von Irrthum frei war, welcher bei der frühern, beinahe gänzlichen Vernachlässigung ächter Naturforschung auf keine Weise vermieden werden mochte. Die Naturgeschichte der Vögel erweiterte er durch Auseinandersetzung der Ausbrütung des Eies und der wesentlichen Unterschiede der Vögelgattungen, und auch die Lehre von den Fischen verdankte ihm manchen wichtigen Satz. In der Beschreibung der übrigen Thiere stimmt Aristoteles häufig mit den neuern Beobachtungen zusammen, und ihm entgingen sogar die Muschel- und Schaalthiere nicht, eben so wenig als jene wunderbaren Thiere, welche gleichsam den Uebergang zwischen zwei Naturreichen zu bilden scheinen. Seine Verdienste um die Pflanzenkunde sind wir nicht im Stande zu beurtheilen, weil wenigstens sein ächtes Werk über diesen Gegenstand nicht auf uns gekommen ist, allein die von mehrern angeführte Sage, daß er in Athen die Apothekerkunst geübt habe, scheint wenigstens für seine öftere Beschäftigung mit diesem Zweige zu bürgen. Wenn man nun im Allgemeinen das von ihm in der Naturwissenschaft Geleistete sowohl mit der Dürftigkeit der Vorarbeit vergleicht als mit demjenigen, was lange Zeit nach ihm auf die von ihm errichtete Grundlage gebaut wurde, so kann man die innigste Bewunderung dem Manne nicht versagen, der eine so tiefe geistige Ergründung und solchen Reichthum von Erfahrungskenntnissen fordernde Wissenschaft durch die Kraft seines Geistes gleichsam aus dem Nichts hervorgerufen hatte, und die Jahre seines Wirkens mögen daher mit Recht als ein Hauptzeitpunct in der Geschichte der Naturkunde angenommen werden, die durch ihn eine ganz neue Gestalt erhielt.

II. Capitel.

Von Aristoteles bis zum Untergang des abendländischen Reichs oder dem Anfange des sogenannten Mittelalters.

Die Naturwissenschaften blieben stets ein Hauptgegenstand der Betrachtung für die Anhänger der Peripatetischen Schule. Schon Theophrast aus Eresus, der noch das Glück gehabt hatte, den Unterricht des großen Lehrers selbst zu genießen, bearbeitete die Pflanzenkunde auf eine Weise, die ihm für jene Zeit große Ehre macht. Seine Entdeckungen, die er durch sorgfältige Zergliederung der Pflanzen machte, würden ihn sehr weit geführt haben, hätte er sich nicht unglücklicher Weise durch den Peripatetischen Wahn von der Aehnlichkeit der Bildung in der ganzen Schöpfung, mithin im Pflanzenreiche wie im Thierreiche, irre leiten lassen. Daher fand er neben den Saftgefäßen, denen er das Geschäft der Ernährung zueignete, auch Fibern und Adern. Zudem mußte ihm der Mangel an Vergrößerungsgläsern viele andere Geheimnisse der Pflanzeneinrichtung verbergen. Dessenungeachtet sind auch seine Bemerkungen über Rinde und Holz der Bäume äußerst merkwürdig, und vieles stimmt hier mit den neuen Beobachtungen vollkommen überein. In der Lehre vom Mark hingegen glaubte Theophrast vorzügliche Beweismittel für sein Lieblingsvorurtheil entdeckt zu haben. Der Unterschied der Geschlechter und die Befruchtungslehre der Pflanzen waren ihm keineswegs verborgen, und die auffallendsten unter ihren Krankheiten schilderte er ziemlich genau.

Von eben demselben Theophrast hat man auch mehrere Werke, die medicinische Gegenstände betreffen. In der Lehre vom Schweiß unterschied er diesen letztern sehr richtig von der

unmerklichen Ausdünstung, die er πνεῦμα nannte. Eben so merkwürdig sind seine Bücher über die Gerüche und den Schwindel.

Von höchster Wichtigkeit für die Heilkunde war die Entdeckung des Proxagoras von Kos, eines sogenannten dogmatischen Arztes, von dem Unterschiede der Schlagadern und Blutadern nebst seinen Beobachtungen über beide, welchen Fortschritt die Vorarbeit des Aristoteles allein möglich gemacht hatte.

Zwar schien der Trieb zur Beobachtung und genauern Ergründung der Natur bei den Stoikern im Wesen ihrer Lehre selbst gegründet zu seyn, die ihnen ein naturgemäßes Leben als höchstes irdisches Gut vorstellte. Aber diese Philosophen, deren Grundsätze mehr abgezogen und zum Theil aus den Lehren ihrer Vorgänger zusammengesetzt waren, hatten zu viele theoretische Vorurtheile, als daß sie ihre Untersuchungen mit der durchaus nothwendigen Unbefangenheit hätten anstellen können. Ein unbedingter Materialismus war die Grundlage ihres ganzen Lehrgebäudes, da sie nicht nur thierische und menschliche Seelen, sondern sogar die Gottheit, das ewige Feuer für körperlich hielten. Aus dem Urfeuer entwickelten sich nach ihrer Meinung die übrigen Grundstoffe, so wie die thierischen Körper aus von Ewigkeit her vorhandenen Keimen. Die Seelenkräfte wurden von ihnen überall mit den Körperkräften verwechselt, und diese Verwechselung mußte in die Lehre von der Einrichtung des menschlichen Körpers eine namenlose Verwirrung bringen, während sie auf der andern Seite ihre Erklärungen hierüber auch voreilig unter ihren Glauben an die Vorsehung zwängen wollte.

Die Schule Epikurs und ihre Grundsätze in der Naturlehre, die zum Theil nur eine Erneuerung des Leukippischen und und Demokritischen Lehrgebäudes waren, scheinen auf die weitere Gestaltung der Naturwissenschaften keineswegs den Einfluß geübt zu haben, den die Stoa erhielt. Desto wichtiger wurde hingegen die am Ende des vierten Jahrhunderts vor Chr. erfolgte Gründung der Lehranstalten zu Alexandria durch die freigebige Hand des neuen Königsstamms der Ptolemäer. Bereits unter dem ersten dieser Fürsten wurde eine Büchersamm-

lung und ein Museum angelegt. Durch den ausgebreiteten Welthandel, den man von Alexandrien aus nach allen Gegenden hin trieb, wurde eine Menge von Thieren und Pflanzen in diese Hauptstadt gebracht, die der Wißbegierde der Naturforscher reichen Stoff zur Belehrung darboten. Die Aerzte erhielten Erlaubniß zur Zergliederung menschlicher Leichname, bei welcher, wenn man anders dem Zeugnisse des Plinius Glauben beimessen darf, die Könige sogar selbst Hand anlegten. Philadelphus, für den die Erforschung der Naturwissenschaften eine Lieblingsbeschäftigung war, sammelte nicht nur die Bücher, welche die Alten besonders Aristoteles über diesen Gegenstand geschrieben hatten, sondern er scheute keine Kosten, um wilde Thiere einfangen und sie in Alexandrien aufbewahren und füttern zu lassen. Ja Evergetes II. oder Kakergetes, welcher um eines Aufruhrs willen viele Gelehrte aus Alexandrien vertrieb oder hinrichten ließ, soll selbst eine Naturgeschichte der Thiere geschrieben haben. Die Erzeugnisse von Indien und Africa wurden in der Aegyptischen Hauptstadt bekannt. Leider hat es uns der Untergang der Alexandrinischen Büchersammlungen unmöglich gemacht, über den Standpunct der Wissenschaft daselbst genauere Rechenschaft abzulegen; wenn wir aber von den unendlichen Hülfsmitteln und den Fortschritten der mit den Naturwissenschaften so nah verbundenen angewandten Mathematik schließen dürften, so müßte man ihn sehr hoch stellen. Allein dessenungeachtet scheint ein unglücklicher Hang zum Glauben und Verfolgen des Wunderbaren, der Misbrauch der Streit- und Beweiskünstlerei und der dunkle Sinn des neuplatonischen wissenschaftlichen Treibens, dann endlich die überspannte Anhänglichkeit der Naturforscher an gewisse Lehrsätze und Meinungen nebst der hieraus nothwendig hervorgehenden Vernachlässigung sorgfältiger und unbefangener Prüfung die Naturwissenschaften noch ziemlich weit unter jener hohen Stufe gehalten zu haben, auf welche sie außerdem die Umstände unumgänglich erhoben hätten. Die Menge der Aerzte, die sich in Alexandrien sammelte, gab zu einer Veränderung Anlaß, die für die Heilwissenschaft von außerordentlicher Wichtigkeit wurde. Die bisher

mit einander geübten Zweige der Arzneikunst, nämlich die Wundarznei, die Arzneibereitungskunst und die sogenannte Diätetik trennten sich, und wurden jede von eigenen Künstlern oder Gelehrten besonders getrieben. Man wurde in der Anwendung der abgesonderten Zweige geschickter, aber der wissenschaftliche Zusammenhang verlor sich.

Zwei Aerzte, welche unter dem ersten der Ptolemäer zu Alexandrien lebten, Herophilus und Erasistratus, zogen vorzüglich die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt auf sich, so daß sich fast alle diejenigen, welche sich zu ihren Zeiten oder bald nach ihnen in Alexandrien mit der Heilkunde beschäftigten, unter eines der beiden Banner reihten. Herophilus aus Chalkedon (J. 307) verbreitete durch Zergliederung einer Menge von menschlichen Leichnamen große Aufklärung über den Bau des menschlichen Körpers, besonders über das Nervensystem und die Pulslehre. Die gesammte Heilkunde erklärte er als die Wissenschaft vom natürlichen und widernatürlichen Zustande und von den nicht natürlichen Dingen. Bei vielem Scharfsinn, der ihn zu verschiedenen höchst wichtigen Entdeckungen führte, brachte er durch eine Menge von Spitzfindigkeiten und durch die Sucht mit Worten zu blenden, wo es im Geiste nicht klar war, viele Verwirrung in die Wissenschaft. Sein Nebenbuhler Erasistratus war aus Julis auf der Insel Keos gebürtig und ein Schüler des Chrysipp von Knidos und des Theophrastus. Die Herstellung des in seine Stiefmutter Stratonike sterblich verliebten Antiochus am Hofe des Seleukus Nikator hatte ihm großen Ruf erworben. Aber in ältern Jahren hörte Erasistratus auf die Kunst thätig zu üben, und weihte seine Zeit in Alexandrien der bloß wissenschaftlichen Behandlung derselben. Auf diese Weise erwarb er den Namen des gelehrtesten Arztes und Zergliederers seiner Zeit. Sein Verdienst um die Lehre vom menschlichen Körper besteht vorzüglich in einer bessern Auseinandersetzung der Verrichtungen des Gehirns und des Nervensystems. In der Erklärung der natürlichen Verrichtungen des Körpers widersprach er den frühern Meinungen, und läugnete zum Beispiel die specifischen Kräfte, vorzüglich die anziehende Kraft bei der

Absonderung gänzlich. Die meisten Krankheiten schrieb er statt der Verderbniß der Säfte ihrer Verirrung zu. Von seinem Lehrer Chrysipp hatte er die Abneigung wider Aderlässe und abführende Mittel geerbt, aber sie durch weit bessere Gründe gerechtfertigt. Ueberhaupt tadelte er auch alle zusammengesetzten Arzneien und empfahl nur die einfachsten. Hingegen scheute er sich nicht, bei Vereiterungen der Leber und Milz den Unterleib zu öffnen, um die Arzneimittel unmittelbar an den leidenden Theil zu bringen. Die Nachfolger dieser beiden berühmten Männer, die sich zu ihren Grundsätzen bekannten, können auf keine Weise mit ihnen verglichen werden, weil besonders die des Herophilus sich der spitzfindigsten Dialektik völlig hingaben. Doch zeichnete sich unter den Anhängern des Erasistratus der Peripatetiker Strato von Lampsakus aus, dessen Gelehrsamkeit in den Naturwissenschaften im ganzen Alterthum hochberühmt war, und der über mehrere Gegenstände derselben Bücher schrieb, die aber leider alle gänzlich zu Grunde gegangen sind. Nur weiß man, daß er sich in gewisser Rücksicht den Stoikern anschloß. So hielt er zum Beispiel die Seele für die Summe der Empfindungen, und nahm wunderbar genug ihren Sitz zwischen den Augenbraunen an.

Der ungeheure Misbrauch, welcher in den Naturwissenschaften mit der Vernunftgrübelei und den vermittelst derselben erkannten Grundsätzen getrieben wurde, brachte die Gelehrten auf einen andern Irrweg, der zwar die Wissenschaft mit einer Menge nützlicher und wichtiger Beobachtungen bereicherte, aber nichts desto weniger den innern Zusammenhang und eigentlichen höhern Theil derselben völlig zerstört haben würde, wären ihre nützlichen Erfahrungen nicht auf andere gekommen, denen ihre Vorurtheile fremd blieben. Die Anhänger der neuen Schule, welche denjenigen Theil der Wissenschaft völlig vernachlässigte, der unmittelbar aus der Vernunftlehre entwickelt wird, um sich lediglich nach den Ergebnissen einer Reihe von Versuchen und Beobachtungen zu richten, sind unter dem Namen der Empiriker bekannt. Obgleich sich die empirischen Aerzte keineswegs mit der Untersuchung der fernern Ursachen einer Krankheit be-

fassen wollten, so fühlten sie doch, daß unter den Erscheinungen, welche durch die Sinne wahrgenommen werden, der Unterschied zwischen wesentlich zur Krankheit gehörenden und unwesentlichen von der größten Wichtigkeit sey, und ließen daher nur diejenigen Beobachtungen gelten, welche sich öfters und unter denselben Umständen wiederholt hatten. Die Erinnerung an diese Beobachtungen nannten sie Theorem und die Sammlung dieser Theoreme bildete endlich das Ganze der empirischen Arzneiwissenschaft. Den Mangel der eigenen Versuche sollten die Ergebnisse der Geschichte ergänzen, in welcher die von andern Aerzten theils absichtlich theils durch Zufall gemachten Erfahrungen über das Zusammentreffen der Krankheitszeichen oder die Wirkung der Mittel gesammelt waren. Die Beobachtungen anderer mußten durch Absonderung des Eigenthümlichen von dem Gemeinschaftlichen geschehen, aus welcher denn endlich die Unterschiede und Bestimmungen hervorgingen. Diese Bestimmungen, bei welchen niemals auf die verborgenen Ursachen Rücksicht genommen wurde, nannten sie Hypotyposen, welche bei der empirischen Schule in großem Ansehen standen. Außer den eigenen Erfahrungen und der Geschichte fand sich denn noch ein dritter Weg, die empirische Kenntniß zu vermehren, nämlich der sogenannte Uebergang zu dem Aehnlichen, indem man aus ähnlichen, durch die Sinne wahrnehmbaren Erscheinungen auf eine ähnliche Behandlung der Kranken schloß. Bisweilen suchte man auch durch eine Probe des Entgegengesetzten in ähnlichen Fällen seine Kenntniß zu bereichern. Dieses war im Wesentlichen der Geist der empirischen Heilkunde, welche zwar auf eine in wissenschaftlicher Rücksicht sehr unvollkommene, aber doch in der Anwendung eben so richtige und für die spätern Aerzte gewiß lehrreichere Art getrieben wurde, als es die gleichzeitigen dogmatischen Schulen mit ihren abgezogenen und spitzfindigen Grübeleien zu thun pflegten. Am meisten schadeten sie indessen der Wissenschaft durch Vernachlässigung der Zergliederung, denn wenn sie auch diejenigen Kennnisse nicht verwarfen, welche man durch Zufall wie z. B. bei Uebung der Wundarzneikunst erwarb, so setzten sie doch die Ergründung der eigentlichen wissenschaftlichen

Heilkunde völlig in die Classe der übrigen systematischen Kenntnisse, denen sie eine unversöhnliche Feindschaft geschworen hatten. Daß aber ungeachtet aller dieser Verschiedenheit der Grundsätze die Empiriker in der eigentlichen Behandlung der Kranken mit den übrigen Schulen größtentheils zusammentrafen, bleibt für die Geschichte des menschlichen Ideenganges höchst merkwürdig. Der Stifter der ältern empirischen Schule war Philinus von Kos, ein Schüler des Herophilus, welcher Commentarien über den Hippokrates schrieb; ihre weitere Ausbildung aber erhielt sie von seinem Nachfolger Serapion von Alexandrien, welche beide im Anfange des dritten Jahrhunderts vor Chr. lebten. Besonders scheinen die Lehre von den Giften und hierüber auf verschiedenem Wege gemachte Versuche damals allgemeine Theilnahme erregt zu haben, weswegen dieser Gegenstand auch in vielfacher Beziehung behandelt wurde, und selbst gelehrte Könige wie Attalus Philometor, der letzte Herrscher von Pergamus, und Mithridat Eupator traten hier als sinnreiche und thätige Forscher auf. Einer der letzten, aber zugleich einer der trefflichsten Lehrer der empirischen Schule war Theudas von Laodicea, welcher den Dogmatikern bewies, daß auch die Empiriker in Absonderung des Eigenthümlichen von dem Gemeinschaftlichen und des Uebereinstimmenden von dem Verschiedenen die Lehren der Vernunft anwendeten. Dieser Theudas hatte ein Werk über die Arzneikunde geschrieben, in welchem er über die Art, wie man Beobachtungen anstellen sollte, äußerst lehrreiche Vorschriften ertheilte. Die Zeit seiner Blüthe fällt in das Ende des ersten Jahrhunderts nach Christi Geburt.

Mittlerweile war die Herrschaft der Welt nach Rom übergegangen; aber nicht so schnell der Sitz der Wissenschaften, besonders derjenigen, welche nicht so unmittelbar in das öffentliche Leben eingriffen. Denn die Römer überließen, wie der Dichter gesungen hat, die vielgestaltende Bildnerei und die sinnreiche Wissenschaft andern, für sich selbst nur die Herrschaft der Völker und die einfache Kunst behaltend, des Unterworfenen zu schonen und den Mächtigen in den Staub zu werfen. Zwar hatten ihnen die weiten Züge, welche die Beständigkeit

des Waffenglücks herbeiführte, zur Bereicherung ihrer Naturkenntniß mannigfaltige Gelegenheit dargeboten. Aber die Krieger hatten keinen Sinn hiefür, sondern waren vielmehr geneigt, in den Kenntnissen ihrer Gegner eine Ursache ihrer Schwäche zu suchen. Selbst die Heilkunde wurde durch ihre Anwendbarkeit und Wichtigkeit im thätigen Leben nicht besser empfohlen. Noch zu Plinius Zeiten hätte es ein freier Römer unter seiner Würde gehalten, sich mit der Ausübung derselben zu befassen. Die rohen Anfangsgründe, welche einzig und allein in einem Schatze von gesammelten Erfahrungen bestehen mochten, überließ man den Knechten. Gefährliche und um sich greifende Krankheiten wurden als eine Strafe der Götter betrachtet, deren Zorn durch Fürbitten der Priester gewendet werden mußte. Gegen das Ende des dritten Jahrhunderts vor Chr. war indessen Archapatus, ein Griechischer Arzt, aus dem Peloponnesus nach Rom gekommen und hatte daselbst Anfangs mit Beifall seine Kunst geübt. Aber die Römer erschracken bald über die Art, wie er in Heilung der Wunden mit Brennen und Schneiden zu Werke ging. Er fiel nach und nach in die tiefste Verachtung, und wurde dann mit dem Schimpfnamen eines Wundenmachers und Henkers gebrandmarkt.

Die Siege der Römer in Griechenland und Asien brachten viele Griechische Gelehrte nach Rom, wo sie unter dem noch ungebildeten Volke mannigfaltigen Vortheil von ihren Kenntnissen zu ziehen hofften. Allein sie fanden daselbst bei vielen sowohl unter den Angesehenen als unter dem Volke heftige Abneigung und Widerstand zu bekämpfen. Vorzüglich zeichnete sich unter ihren Widersachern der Censor Marcus Porcius Cato der ältere durch Heftigkeit und Unversöhnlichkeit aus. Ein besonderer Grund zum Hasse der Griechischen Aerzte war bei ihm der Umstand, daß er sich im Besitz einer alten Sammlung ärztlicher Vorschriften befand, vermittelst deren er selbst mehr oder weniger die Heilkunde ausgeübt hatte. Auf den Umfang und Standpunct seiner Kenntnisse können wir aus einigen Meinungen schließen, die er uns in seinem Werke über die Landwirthschaft hinterlassen hat. So hielt er z. B. wie die Pythagoräer

den Kohl für ein allgemein anwendbares Heilmittel. Arzneien für Kühe sollten immer in gedritter Zahl gemischt seyn, die Kuh bei dem Verschlucken aufrecht stehen, und die Arznei ja nie von einem Weibe eingegeben werden. Verrenkungen suchte er durch Zaubergesänge zu heben.

Mehr als ein Jahrhundert später brachte der Besieger des Mithridates den Asklepiades aus Prusa in Bithynien nach Rom zu einer Zeit, wo die Sitten so verändert waren, daß die Kunst der Ärzte mit größerm Beifall aufgenommen wurde. Seine Gewandtheit im Umgang und sein Scharfsinn in Erfindung angenehmer Mittel gewann ihm die Römer, und entschuldigte die Anmaßung, womit er die Wissenschaft der frühern Aerzte zu behandeln pflegte. Asklepiades hatte sich in Alexandrien unter Kleophantus gebildet, und nachher geraume Zeit in Athen aufgehalten, wo er neben der Arzneikunst auch die Rhetorik trieb. Seinen Ruhm suchte er vorzüglich durch die Einführung eines auf ganz neue Grundsätze errichteten Lehrgebäudes zu gründen, indem er nämlich die im Alterthum schon öfters aufgestellte Atomenlehre in einer neuen Gestalt und mit einer höchst wesentlichen Veränderung von neuem in's Leben rief. Er dachte sich nämlich seine Atomen formlos, aber doch theilbar, brüchig und mancherlei Veränderungen unterworfen. Im leeren Raume hatten sie sich ohne Ordnung umherbewegt, waren darauf mit einander zusammengestoßen und in kleinere Theile zersprungen, aus welchen letztern die sichtbaren Körper entstanden. In der Zusammensetzung konnten die Grundkörper ihre ursprünglichen Eigenschaften gänzlich verlieren. Auf diese Weise hatte auch der menschliche Körper sein Daseyn erhalten, und es blieb ein Hauptgrundsatz der Asklepiadischen Lehre, daß die Gesundheit oder Krankheit des Körpers eine Folge der mäßigen und harmonischen oder unmäßigen Bewegung der Grundkörperchen in den ihnen angewiesenen leeren Räumen sey. Diese Ansichten waren die Grundbegriffe seiner Lehre vom menschlichen Körper und seiner Arzneiwissenschaft, welche zu den wunderbarsten Erklärungen der körperlichen Verrichtungen Anlaß geben mußte. Seine vielen Irrthümer in der wissenschaftlichen Begründung der Heil-

kunde machten zum Theil sein Scharfsinn und sein geübter Blick in Wahrnehmung der Krankheitmerkmale und der Wirkung der angewendeten Mittel gut. So ersetzte er z. B. den gefährlichen Gebrauch so vieler angreifender Arzneien durch Einführung einer zweckmäßigern Lebensordnung. Unter den Bädern scheint er die Tropfbäder zuerst angewendet zu haben. Auch empfahl er in vielen Fällen das kalte Baden und das häufige Trinken von kaltem Wasser. Den mit Vorsicht gebrauchten Wein erklärte er für ein göttliches Heilmittel zur Erweckung der Lebenskraft, und erwarb sich durch diese Meinung in Rom eine Menge Anhänger.

Nach dem Tode des Asklepiades verloren seine Lehren noch lange ihr Ansehen nicht; vielmehr stand seine Schule, zu welcher sich Philonides aus Dyrrhachium, Verfasser von 45 verschiedenen Büchern, Titus Aufidius aus Sicilien, Nilon von Agrigent und Marcus Artorius, der Freund und Arzt des Cäsar Augustus, zählten, sehr hoch in der Meinung. Dennoch wurde Asklepiades in gewisser Rücksicht von Themison, einem seiner Schüler, verdunkelt, weil dieser der Stifter der nachmals so berühmten methodischen Schule wurde. Er wollte nämlich zwischen der damals herrschenden Empirie und dem strengen Dogmatismus einen Mittelweg nehmen, den er die Methode nannte. Weil ihm die von den Dogmatikern angegebenen Ursachen der Krankheiten auf unsichern Gründen zu beruhen schienen, so wollte er statt derselben die Bestimmungen des menschlichen Körpers, die mehrern Krankheiten gemein sind, als Grundlage benutzen. Allein die Schwierigkeit der Entdeckung dieser Bestimmungen und der Umstand, daß er sich durch das Atomen-System jenes Lehrers verführen ließ, nur die Schlaffheit, Structur und gemischte Beschaffenheit der festen Theile als solche zu erkennen, brachten auf eine Menge von Abwegen und Widersprüchen, deren natürliche Folge gleich Anfangs Themisons Lehre mit unendlicher Verwirrung erfüllte. Zugleich scheint aus den von ihm gebrauchten Mitteln hervorzugehen, daß er auch in der Anwendung nicht von der gesunden Urtheilskraft seines Lehrers geleitet ward.

Die spätern Anhänger der methodischen Schule blieben zwar in den wissenschaftlichen Grundbegriffen der Heilkunde den Irrthümern des Stifters immer getreu. Nichts desto weniger waren einige von ihnen in Bearbeitung einzelner Theile bisweilen glücklicher. Zu diesen gehörte der wahrscheinlich aus Verona gebürtige Aulus Cornelius Celsus, aus dessen Werke, welches einen Inbegriff mehrerer Wissenschaften enthielt, uns die acht Bücher de re medica übrig geblieben sind. Er war ein Zeitgenosse des Virgil und Horaz, mit denen er öftern Umgang pflegte. Wegen seiner musterhaften Schreibart hat man ihn den Cicero der Aerzte und den Lateinischen Hippokrates genannt. Seine Schriften behandeln größtentheils Gegenstände aus der Wundarzneikunst, und geben wichtige Aufschlüsse über den damaligen Zustand dieses besondern Theiles der Wissenschaft, wobei einige von Celsus aufgestellte Grundsätze noch bis auf den heutigen Tag ihre Anwendung finden. Auch Soranus, des Menander Sohn aus Ephesus, der in Alexandrien erzogen war, und sich unter der Regierung Trajans und Hadrians zu Rom aufhielt, ist einer der vorzüglichsten Sterne, welche in der methodischen Schule glänzen. Seine ganze Behandlung der Krankheiten war viel wissenschaftlicher als die seiner Vorgänger, und was man uns von seiner Schrift über die weiblichen Zeugungstheile erzählt, verräth genauere Kenntniß des menschlichen Körpers. Hingegen übertraf Thessalus von Tralles, der Sohn eines Webers, der zu demselben Handwerk bestimmt war, ein Zeitgenosse Nero's, an Unwissenheit und roher Anmaßung alle seine Vorgänger in der Kunst. Von besonderer Wichtigkeit für die spätere Geschichte der Wissenschaft ist einer der spätesten Anhänger der methodischen Schule Cölius Aurelianus, den man um seiner schlechten Schreibart willen in das fünfte Jahrhundert hat setzen wollen, der aber richtiger in die erste Hälfte des dritten gesetzt wird. Er ist nämlich derjenige, von dem die vollständigste Schrift über die Grundsätze der Methodiker auf uns gekommen ist, und daher neben dem oft parteischen Galen die einzige Hauptquelle über dieselben. Das größte Verdienst der Methodiker scheint in der Herbeiführung einer richtigern Lehre von den

Indicationen oder Merkmalen der Krankheiten gewesen zu seyn. Die Zergliederung hingegen wurde von ihnen größtentheils vernachlässigt, wie es denn bei ihren Grundsätzen nicht wohl anders möglich war.

Naturgeschichte und das wenige, was sich von chemischen Kenntnissen entwickelt hatte, blieben meistentheils im Dienste der Arzneikunde, und zwar wurden sie hauptsächlich zur Zubereitung einer Menge von Arzneien benutzt, in deren Erfindung das Zeitalter unendlich fruchtbar war, um so mehr als man in der Mischung der Bestandtheile weder durch wissenschaftliche Grundsätze geleitet, noch durch dieselben verhindert war, sondern im Gegentheil hiebei entweder von wirklichen oder scheinbaren Erfahrungsgründen, bisweilen aber auch von abergläubischen oder sonst höchst wunderbaren Eingebungen Rath nahm. Unter den Römischen Aerzten, deren Werke in diesen Zweig einschlagen, gehört Scribonius Largus, ein Leibarzt des Imperators Claudius, hieher, von dem wir noch eine Abhandlung von der Zubereitung der Arzneimittel besitzen. Aber ungleich vollständiger und wichtiger ist das Werk des Griechischen Arztes Pedacius Dioskorides aus Anahorba über die Heilmittellehre. Auf Reisen, die er im Gefolge des Römischen Heeres unternahm, wurde er mit einer Menge von Erzeugnissen aller Länder bekannt, deren Wirkungen er durch eigene Versuche zu erforschen strebte. Bei diesen Versuchen ging er auf eine wissenschaftlichere Art zu Werke, indem er jene Wirkungen aus den ursprünglichen Eigenschaften der ersten Bestandtheile selbst erklären wollte. Seine Arzneimittel nahm er fast durchgängig aus dem Pflanzenreich, und obgleich sowohl in der Benennung als in der Beschreibung der Pflanzen die größte Dunkelheit herrscht, behauptete sich Dioskorides nicht nur das ganze Mittelalter hindurch sondern selbst in den neuern Zeiten noch eine Zeit lang bei dem größten Ansehen in Betreff der Pflanzenkunde, so daß man in diesem Fache keine höhere Aufklärung erhalten zu können glaubte.

Die höhere Naturlehre behandelte unter den Römern als Theil der Philosophie Lucius Annäus Seneca in seinen sieben Bü-

chern der naturalium quaestionum auf eine eigenthümliche und für den Leser höchst anziehende Art. Mit den Ueberlieferungen seiner Vorgänger hatte er sich genau bekannt gemacht, und in seiner Jugend seine Kenntniß durch eine Menge eigener Beobachtungen bereichert. Die meisten seiner Untersuchungen betreffen die Witterungs- und Luft-Erscheinungslehre, über welche er manche Bemerkung äußert, die noch heut zu Tage merkwürdig ist. Schwere und Schnellkraft der Luft waren ihm nicht unbekannt. Als Ursache des Blitzes giebt er trockene schwefelichte Ausdünstungen, als Ursache der Erdbeben das unterirdische Feuer an. Bei den Cometen glaubte er endlich Spuren eines unwandelbaren Gesetzes zu entdecken, welchem ihre Erscheinungen und ihr Verschwinden unterworfen wäre. Uebrigens ward sein Versuch um so wichtiger durch den Umstand, daß er die Lateinische Sprache, in der er schrieb, zuerst zu einem Vortrage dieser Art bilden mußte, welches in den meisten Fällen nicht ohne große Schwierigkeit denkbar ist.

Einen an Umfang weit größern Plan als den des Seneca bearbeitete zu den Zeiten des Vespasian und Titus der ältere Plinius, ein Günstling dieses Kaiserhauses, mit welchem an unermüdlicher Thätigkeit des gelehrten Forschens und Niederschreibens wenige verglichen werden möchten. Jede seinen zahlreichen bürgerlichen und kriegerischen Geschäften abgewonnene Stunde war den Wissenschaften geweiht, und aus allem was er selbst las, oder sich vorlesen ließ, machte er Auszüge, so daß er am Ende zu einem Schatze von Gelehrsamkeit gelangen mußte, der den ganzen Umfang des damaligen menschlichen Wissens in sich begriff. Aber eben diese Begierde, den Umfang seiner Kenntnisse zu erweitern, scheint bisweilen der Gründlichkeit derselben Eintrag gethan zu haben. Bei der Ausarbeitung seiner die Natur betreffenden Werke mag er öfter seine Auszüge als seine eigene Forschung zu Rathe gezogen haben, um so mehr als er weder an Tiefe des wissenschaftlichen Geistes, noch an eigenthümlichem Berufe zum gründlichen Naturforscher seinen Griechischen Vorgängern an die Seite gestellt werden konnte. Daher darf man sich wohl nicht wundern, daß er uns eine Menge Nachrich-

ten früherer Schriftsteller überlieferte, die er selbst vielleicht nicht genau untersucht hatte, theils zu untersuchen kaum im Stande war. Das Fabelhafte einer Menge seiner Erzählungen fällt so offenbar in die Augen, daß es auch das Wahre und Erprobte in ein zweifelhaftes Licht setzte. Nichts desto weniger sind die 37 Bücher der Naturgeschichte des ältern Plinius das einzige, was sich von seinen zahlreichen Schriften erhalten hat, für alle spätern Zeiten von unschätzbarem Werth, weil man es wohl als Inbegriff der gesammten Wissenschaft der Alten betrachten kann, und wir daselbst von vielen wissenswürdigen Dingen Kunde erhalten, welche ohnedem mit den ursprünglichen Werken, in denen sie enthalten waren, hätten völlig zu Grunde gehen müssen. Kein Gegenstand des menschlichen Wissens bleibt in jenen Büchern unberührt, zu deren Abfassung er beinahe aus 2000 Schriften Auszüge benutzte. Welt- und Erdbeschreibung in mathematischer und geschichtlicher, natur- und staatswissenschaftlicher Hinsicht, Thier- und Pflanzengeschichte nebst der Lehre von den Arzneimitteln aus beiden Reichen, Metalle, Künste und Kunstwerke höherer und geringerer Art, Alles ist da behandelt, und mit den sinnreichsten Bemerkungen vorgetragen, so daß Plinius, ohne an eigenthümlichem Verdienst mit dem Stagiriten verglichen werden zu können, dennoch für die Geschichte der Naturwissenschaft bei den Alten in einem spätern Zeitraum wenigstens eben so wichtig ist, als es der sonst weit höher stehende Aristoteles in einem frühern war.

Wir haben bereits gesehen, daß ein Theil der Naturgeschichte des Plinius die Heilkunde oder vielmehr die Arzneimittellehre zum Gegenstande hatte, und daß daselbst eine Menge solcher Mittel aus allen drei Naturreichen angeführt waren, wobei er auf die Ursachen der Krankheiten eben keine besondere Rücksicht nahm, und selbst Zaubermittel in vielen Fällen nicht gänzlich verwarf. Gegen das Ende des ersten Jahrhunderts nach Chr. Geb. bildete sich neben den dogmatischen, empirischen und methodischen Schulen noch eine neue, die sogenannte pneumatische. Die Lehre von einer thätigen Urkraft von geistiger Beschaffenheit, dem πνεῦμα, von dessen Verhältniß und Wirkung im mensch-

lichen Körper Gesundheit und Krankheit desselben abhingen, war schon im hohen Alterthum aufgestellt worden. Aristoteles hatte die Wege beschrieben, auf welche diese Urkraft in den Körper und das Blut hineinkomme, die Stoiker ihre Wirksamkeit in den Geschäften des thierischen Körpers gezeigt, und die Schüler des Erasistratus die Lehre von derselben noch viel weiter ausgebildet. Aber erst am Ende des ersten Jahrhunderts wurde diese Lehre von einer neuen Schule, welche sich mit der herrschenden methodischen nicht vereinigen konnte, zum Grundbegriff der gesammten Heilkunde erhoben. Die meisten Krankheiten leiteten die Pneumatiker von dem Luft-Geiste her, wobei sie jedoch sorgfältig auf die Mischung der vier Grundstoffe Rücksicht nahmen. Obgleich ihnen das Verdienst der Entdeckung einer großen Anzahl neuer Gattungen von Krankheiten nicht abzusprechen ist, so führte sie doch auch hier der Hang zu Spitzfindigkeiten, die Ueberschätzung der Dialektik, die in dem Zeitalter herrschend war, auf mancherlei Irrwege, die besonders in der Lehre vom Pulse äußerst auffallend sind. Der Stifter dieser Schule und zugleich der einzige, der ihr völlig getreu blieb, war Athenäus aus Attalia in Cilicien, der sich unter Galba in Rom aufhielt, und vorzüglich die trügerischen Grundsätze des Asklepiades zu bekämpfen suchte. Die spätern Aerzte, welche den Hauptbegriff des pneumatischen Lehrgebäudes beibehielten, bekannten sich im Uebrigen mehr zu einem eklektischen Systeme, welches bei den so lebendig in die Augen fallenden Irrthümern der einzelnen Schulen, nach dem Beispiele des eklektischen Systems in der Philosophie, nothwendig entstehen mußte. Schon Agathieus von Sparta, ein Schüler des Athenäus, ging diesen Weg. Ihm folgte der weit berühmtere Archigenes von Agamea, der seine Kunst zu Trajans Zeiten in Rom ausübte. Das Eigenthümliche seiner Behandlungsart der Wissenschaft besteht vorzüglich in einer ungeheuren Spitzfindigkeit der Unterscheidungen, wie er denn unter andern acht verschiedene Arten des Schmerzes neben einander bezeichnete. In der Erklärung mehrerer Erscheinungen des kranken Zustandes brauchte er sehr oft die Mitleidenschaft verschiedener Theile des Körpers. In seiner Aus-

wahl der Mittel hingegen war er durchaus nicht folgerecht, und ließ sich auch vom Aberglauben der Zeit hinreißen. Noch gehört unter die merkwürdigsten dieser Schule Aretäus aus Kappadokien, ein Zeitgenosse des Archigenes und einer der besten und fleißigsten Beobachter des Alterthums. Ueberhaupt bekannten sich jetzt die vorzüglichsten unter den Aerzten und Wundärzten fast insgesammt zur eklektischen Schule, und wir könnten hier eine Menge verdienstvoller Männer anführen, von denen fast jeder in irgend einem Theile der Wissenschaft einen wichtigen und folgereichen Schritt veranlaßte.

Nicht besser als irgend ein anderer Zweig der menschlichen Erkenntniß blieben die Naturwissenschaften von der Verwirrung und der schwärmerischen Richtung frei, welche schon im ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung von Griechen und Juden durch Verpflanzung der morgenländischen Glaubensmeinungen in die abendländischen Schulen gebracht wurden. Jahrhunderte lang war die Lehre des Zerduscht mit den in ihrem Gefolge stehenden Künsten der Sterndeuterei, Zauberei, Geisterbeschwörung u. s. w., an den Ufern des Ganges, ihrem Stammlande, und in den zunächst gelegenen Reichen geblieben. Aber jetzt kam sie durch Griechische Gelehrte und jüdische Gefangene und Auswanderer nach Alexandrien, wo die neuplatonische Auswahl aus allen bekannten philosophischen Lehren ihren Ursprung hatte. Für regsame, dem Reiz der Neuheit vor allem huldigende Geister war sie eine höchst wünschenswerthe Erscheinung, da sie der vernünftigen Forschung eine völlig neue Bahn öffnete, und die ganze höhere Wissenschaft von ihr eine ganz eigenthümliche Gestaltung zu erwarten hatte. Die Grundzüge jener morgenländischen Weltweisheit haben wir in der Geschichte der Philosophie dargestellt; für die Naturwissenschaften bleibt besonders merkwürdig, daß dem zweiten unter den Erzengeln, welche auf der obersten Stufe des Thrones standen, Ardibezescht, die Sorge für die menschliche Gesundheit übertragen war, und daß in Behandlung der Naturkenntnisse geheimnißvolle Deuterei und Forschung nach übernatürlichen Kräften vorherrschend werden mußte. Auf den einsamen Wanderungen in der freien Natur, zu welchen die Es-

säer durch ihren Hang zu einer einsamen beschauenden Lebensart getrieben wurden, untersuchten sie die Eigenschaften der Kräuter, Wurzeln, Steine und anderer Erzeugnisse, und wendeten ihre Kenntnisse auf allerlei Künste des Lebens an. Krankheiten wurden durch geheimnißvolle, durch Verbindung mit der Geisterwelt erhaltene Mittel geheilt. Endlich erfand auch der menschliche Geist auf einem wundersamen Irrgange die Wissenschaft der Kabbalah, vermittelst welcher man durch Absonderung, Versetzung und Verdrehung einzelner Buchstaben und Wörter der heiligen Bücher der Juden einen geheimnißvollen Sinn herausbrachte, den man auf alle Gegenstände des Wissens, besonders aber auf die verborgenen Naturkräfte zum Behufe der Chemie und Heilkunde anwendete, und diese Kenntnisse auf solche Weise mit einem Zaubergewande zu umhüllen suchte, welches den Zugang zu denselben jedem Ungeweihten, besonders aber denen, welche auf dem einfachen und natürlichen Wege unbefangener vernünftiger Forschung dahin strebten, versperren sollte.

Unter solchen Umständen trat Claudius Galenus aus Pergamus als Wiederhersteller des bessern wissenschaftlichen und natürlichen Ganges in der Arzneikunde auf, den man seit den Zeiten des Hippokrates immer mehr verlassen hatte, und auf welchem doch allein zu einer gründlichen Erkenntniß zu gelangen war. Galenus, der Sohn des sehr gebildeten Baumeisters Nikon aus Pergamus, wurde im Jahr 131 n. Chr. geboren. Sein Vater ließ ihn in allen Zweigen der Wissenschaften, besonders aber in den verschiedenen philosophischen Lehren unterrichten, unter welchen er sich besonders zur Platonischen und Aristotelischen hingezogen fühlte, deren Meinungen er in seinem Geiste zu vereinigen suchte. Ein Traum bestimmte seinen Vater, ihn dem ärztlichen Berufe zu widmen, und nach dem Tode desselben sammelte Galen, nachdem er eine Zeit lang in Smyrna und Korinth berühmte Lehrer angehört hatte, noch einen großen Vorrath von Kenntnissen auf Reisen. Durch diesen reichen Schatz eigener Anschauungen, mit einer ungeheuern Belesenheit verbunden, in den Stand gesetzt, zugleich den Kreis der Wissenschaft zu erweitern, welcher er eine schönere und regelmäßigere Gestalt zu geben suchte, ging

er wegen einiger Unruhen seiner Vaterstadt im 34. Jahr seines Lebens nach Rom, wo die glückliche Wiederherstellung einiger Kranken und seiner Geschicklichkeit in der Vorherverkündigung der einzelnen Erscheinungen und des Ganges der Krankheiten ihm einen so großen Ruf erwarben, daß er in kurzer Zeit den Neid aller Römischen Aerzte erweckte. Seine hohe wissenschaftliche Bildung bewahrte den Galen vor der Einseitigkeit der damaligen ärztlichen Schulen, und erzeugte in ihm das Bedürfniß, der Wissenschaft eine auf höhern Ansichten beruhende Grundlage zu geben. Sein für die erhabensten Begriffe so empfänglicher Geist erkannte bald den wissenschaftlichen Vorzug einer vernünftig geordneten Lehre vor der rohen Empirie der Zeit, ohne sich jedoch die Nachtheile zu verhehlen, welche durch Hingebung an abgezogene Träumerei für die Richtigkeit des Urtheils enstehen mußten. Daher betrat er von neuem die von Hippokrates eröffnete Bahn einer von Vernunft und Erfahrung gleichmäßig geleiteten Forschung, und suchte auf derselben zur Errichtung eines vollständigen Gebäudes der gesammten Arzneiwissenschaft zu gelangen. Leider scheint ihm die Gelegenheit zur Zergliederung menschlicher Leichname gefehlt zu haben, so daß er in seiner Lehre vom Bau des menschlichen Körpers, auf welchen er nach der Aehnlichkeit des thierischen schloß, öfters hinter seinen Vorgängern zurückblieb. Er hielt sich in derselben theils zur Peripatetischen theils zur pneumatischen Schule. Die Gesundheit, der Zustand, in welchem der Körper frei von Schmerzen ist, und ungehindert seine gewohnten Geschäfte verrichten kann, beruhte nach dem Galen auf dem richtigen Verhältnisse der festen zu den flüssigen Theilen, oder streng wissenschaftlich bestand die Gesundheit in der vollkommen gleichmäßigen Mischung der Grundstoffe des Körpers, welches sich aber in verwickelteren Fällen auf keine Weise erkennen läßt. Jede Störung dieses Verhältnisses hatte eine Krankheit zur Folge. Von da ausgehend entwickelte er denn die fernern Ursachen der Krankheiten in Verbindung mit den Grundsätzen, welche er durch seine eigene Erfahrung und aus den Schriften des Hippokrates gelernt hatte, welchem letztern er besonders in der Geschichte der Krankheiten den unbegränzte=

sten Glauben schenkte. Was endlich die Arzneimittel betrifft, so erklärte er die Kräfte derselben unmittelbar aus den ersten Eigenschaften der Bestandtheile, welche sich aber größtentheils aus ihrer sinnlichen Wirkung erkennen ließen, die gemeiniglich durch zwei ursprüngliche Eigenschaften hervorgebracht wurde. Bisweilen findet aber auch durch Aehnlichkeit der ursprünglichen Eigenschaften des Mittels und der Eingeweide eine Anziehung statt, welche dann die sorgfältigste Berücksichtigung verdiene. Die vielen so wunderbar zusammengesetzten Mittel, welche bei den Zeitgenossen in so hoher Achtung standen, so wie die Giftmischerei, deren sich manche Aerzte nicht scheuten, waren ihm eine Greuel. Im Ganzen genommen aber besteht das Verdienst Galens um die Heilkunde weit mehr in der Aufklärung, welche er in den höhern wissenschaftlichen Theilen verbreitete als in seiner Bearbeitung des näher liegenden Anwendbaren, denn seine Behandlung der Kranken in einzelnen Fällen entspricht nicht immer der Vortrefflichkeit seiner allgemeinen Grundsätze. Dessenungeachtet wurde Claudius Galenus, der uns über 80 ächte Schriften hinterlassen hat, und bei seinem Leben schon der höchsten Achtung genoß, kurz nach seinem Tode beinahe vergöttert, und galt Jahrhunderte hindurch bis auf die neuern Zeiten für einen untrüglichen Lehrer.

Galen war der letzte, der seine Wissenschaft im größern und edlern Geist der Alten behandelte. Der allgemeine Verfall höherer Bildung ließ sich in den Naturwissenschaften um so eher fühlen, je mehr hier ein unbefangener, von rohen Vorurtheilen völlig geläuterter Geist zur Forschung unumgänglich nothwendig war, und je mehr die unausbleiblichen Folgen der Irrthümer sich im wirklichen Leben selbst nachweisen ließen. Der Einfluß der vom Morgenlande her sich verbreitenden geheimnißvollen Götter- und Zauberlehre nahm immer mehr überhand. Statt die einfachsten in die Augen fallenden Merkmale der Erscheinungen ganz unbefangen zu beobachten, und von da aus den entferntern und verborgenern Ursachen nachzuforschen, schrieb man jene Erscheinungen der Einwirkung der die Natur bevölkernden Dämonen zu, welche je nachdem sie höherer oder niederer, guter oder böser Art

seyen, durch Gebete und ein der Beschauung geweihtes Leben, oder aber durch Beschwörungen gelenkt werden mußten. Zu den Dämonen durfte man aber nicht anders als in den alten morgenländischen Sprachen, den Ursprachen des Menschengeschlechts reden, wenn man anders von ihnen verstanden werden, und seine Wünsche befriedigt sehen wollte. Sprüche und Gesänge in Chaldäischer, Persischer, Hebräischer und Arabischer Mundart hatten daher eine wunderbare Kraft, welche man bald zu Heilung der Krankheiten, bald zu andern Versuchen benutzte. Die christliche Geistlichkeit fing an, sich mit Heilung der Kranken zu beschäftigen, christliche und heidnische Priester wetteiferten mit morgenländischen Schwarzkünstlern in Verrichtung von Wundern und Verbreitung abergläubiger Grundsätze. Die Willkür Römischer Zwangsherrscher und der Glaubenseifer der Priester beider Religionen wurden der vernünftigen Aufklärung gleich gefährlich, denn Vertreibung und Hinrichtung der Gelehrten und Zerstörung von Büchersammlungen sah man immer häufiger. Indessen war bisweilen die oberste Gewalt im Staate durch mancherlei Misbräuche zu scharfen Maßregeln veranlaßt worden. Denn außer den vielen Quacksalbern, welche die alte Heilkunst verunstalteten, war bei dem alle Schranken übersteigenden Prachtaufwand der Drang nach Reichthümern immer heftiger geworden, und man ließ kein Mittel, was es auch immer für Schwierigkeiten darbieten mochte, unversucht, sich dieselben zu verschaffen. So kam besonders seit dem dritten und vierten Jahrhundert die Goldmacherei als die ergiebigste Quelle auf, wenn man nämlich zu dem großen Geheimnisse gelangen konnte. Die ersten Anfänge der hiezu führenden Scheidekunst schienen aus Aegypten zu kommen. Allmählig verbreiteten sich die Goldmacher durch das ganze Römische Reich, und verursachten so viel Unfug in demselben, daß unter anderm Diocletian, der zu gleicher Zeit auch der Zauberei den Krieg erklärte, auf's strengste gegen sie verfuhr (J. 296), und diese Kunst in den weiten Ländern seiner Herrschaft völlig vertilgen wollte. Was von besserer wissenschaftlicher Bildung übrig geblieben war, hatte noch immer seinen Sitz in Alexandrien, wo die ärztlichen Schulen sich diesen gan-

zen Zeitraum hindurch mitten unter allen Stürmen äußerer Ereignisse erhielten. Unter den bessern Zöglingen dieser Schule glänzt vor allen Oribasius aus Pergamus oder Sarden, der auf Verlangen des Kaisers Julian aus allen frühern die Heilkunde betreffenden Werken einen wissenschaftlich geordneten Auszug machte. Von den 70 Büchern dieser Arbeit sind nur 11 auf uns gekommen, aus denen sich ergiebt, daß dieser Arzt neben den Mängeln seiner Zeit besonders in der Anwendung viele verständige Einsicht besaß. Oribasius blühte in der letzten Hälfte des vierten und in der ersten des fünften Jahrhunderts, mithin ganz nahe am Schlusse dieses Zeitraums, der so wenig für die Wissenschaften wie für das öffentliche Leben mehr irgend etwas Erfreuliches aufzuweisen hatte.

III. Capitel.

Vom Untergange des abendländischen Reiches bis auf den Untergang des morgenländischen.
476 — 1453.

Das Ende des fünften Jahrhunderts hatte den Untergang des abendländischen Römerreichs gesehen, und mit ihm war in Europa ein ganz neues Leben eingetreten, welches zu den schönen Zeiten des Alterthums in keinerlei Beziehung stand. Die Völker des Abendlandes mit der ersten Bildung eines auf ganz neuen Grundlagen beruhenden gesellschaftlichen Zustandes beschäftigt, konnten von den ferne liegenden rein wissenschaftlichen Forschungen lange nicht angesprochen werden. Der immerwährende Kampf um das, was dem Menschen zunächst lag, lenkte seinen Blick von höhern Dingen ab, von denen für diesen Kampf keine nahe Hülfe zn erwarten war. Die erhabenern abgezogenern Kenntnisse gingen im Sturm der Zeit wegen der beständigen Verheerungen der Städte und anderer wissenschaftlicher Sitze zu Grunde, und dasjenige, was dem täglichen Gewirre näher lag wie die anwendbaren Theile der Naturwissenschaft, blieb dem im Allgemeinen den Kriegen fremd bleibenden und von den Kriegern am meisten geschonten Stande der Geistlichkeit überlassen und zwar in einer lange Zeit in wissenschaftlicher Hinsicht völlig unbedeutenden Gestalt.

Im Morgenlande hingegen ging bis zur Eroberung Alexandriens durch die Araber Alles den einmal genommenen Gang. Die Schulen dieser berühmten Stadt dauerten fort, aber die daselbst vorgetragenen Lehren beurkundeten je länger je mehr die schiefe Richtung der Zeit und den gänzlichen Verfall der höhern Wissenschaft. Einzelne der ältern Schriftsteller wie der Welt=

weise von Stagira, Galen u. s. w. galten als untrügliche Behörden. Man machte aus ihnen Auszüge, und hängte ihnen die wundersamsten Meinungen der herrschenden Geheimnißdeuterei als Erklärungen an. So sammelte Stobäus am Ende des fünften Jahrhunderts physische Eklogen, und Simplicius schrieb in der Mitte des sechsten Erläuterungen über die die Naturwissenschaft betreffenden Werke des Aristoteles. Ein ähnlicher Versuch war die Naturgeschichte des Aegypters Theophylaktus Simokatta im Anfang des siebenten Jahrhunderts. Merkwürdig ist eines der ersten Werke über einen Theil der Chemie, die neun Bücher des um die Zeit der Eroberung von Alexandrien gestorbenen Stephan von Athen über die göttliche und heilige Goldmacherkunst. Auch soll um diese Zeit das sogenannte Griechische Feuer, das letzte Rettungsmittel des schwachen Byzanz, erfunden worden seyn. In der Arzneikunde hatten schon am Ende des vorigen und im Anfange des gegenwärtigen Zeitraums neben den Alexandrinischen die Schulen der Nestorianer von Edessa geblüht. Allein diese Anstalten wurden am Schlusse des fünften Jahrhunderts ein Opfer des rechtgläubigen Eifers der Byzantinischen Herrscher, und im sechsten Jahrhundert erlitten die Wissenschaften durch die Unterdrückung der philosophischen Schulen zu Athen einen neuen Stoß. Bedeutende Männer, welche in der Geschichte der Naturwissenschaften auf eine eigenthümliche Weise auftraten, wurden immer seltener. Noch viel weniger wurden diese Wissenschaften selbst gefördert. In der Mitte des sechsten Jahrhunderts lebte der Arzt Aetius aus Amida in Mesopotamien, ein rastloser Sammler, der nach dem Plan des Oribasius arbeitete. Größtentheils folgte er dem Galen, und hatte nur über die Lebensordnung der Kranken eigene Ansichten. Ungleich mehr Verdienst hat sein Nachfolger Alexander von Tralles, der dem Galen besonders in seinen ärztlichen Vorschriften keineswegs rücksichtslos folgte, sondern vielmehr die Fehler desselben recht gut einsah. Ueberhaupt eiferte er in seinen Schriften sowohl wider den blinden Gehorsam gegen frühere Aerzte als wider die unselige Systemsucht, welche durchgehends allgemeingültige Heilungsweisen einführen wollte, ohne die einzel-

nen Fälle in Erwägung zu bringen, wo Alter, Kräfte und Lebensart des Kranken gleich wie Jahreszeit und Witterung auf eine höchst verschiedene Art einwirken konnten. In der Zergliederung ging er hingegen nicht über den Galen hinaus. Der letzte merkwürdige Mann, den Alexandria hervorbrachte, war Paul von Aegina, dessen Geschicklichkeit als Wundarzt und Geburtshelfer ihm bei den Arabern die größte Bewunderung erwarb. Ungeachtet er sich selbst in seinen uns hinterlassenen Werken als Nachahmer des Oribasius angiebt, so leuchtet doch manches Eigenthümliche aus denselben hervor, und der Leser findet daselbst manche höchst wichtige Beschreibung von Krankheiten, die in jener Zeit herrschten.

Von den Christen verlassen und verfolgt flohen die Wissenschaften nach Bagdad an den glänzenden Hof der Chalifen Al Mansur und Harun al Raschid, und fanden bei den Herrschern der Gläubigen im Morgenlande eine Aufnahme, die sie für die rohe, von den Abendländern erfahrene Behandlung reichlich entschädigen mochte. Der ganze Schatz, den die Griechen den spätern Geschlechtern überliefert hatten, fiel in ihre Hände, und sie bearbeiteten dasjenige von neuem, was ihre besondere Theilnahme erwecken mußte. Weit mehr als die Muse der Dichtung und Geschichte, wo die ungeheure Verschiedenheit des eigenthümlichen Wesens beider Völker sie völlig aus einander riß, reizten die Vernunft- und Naturwissenschaften den für das Tiefe, Wunderbare, der Menge Verborgene so empfänglichen Geist der Araber, und sie pflegten sie mit Sorgfalt und Liebe. Die Art und Weise, wie sie mit den Schriften der Griechen bekannt wurden, war indessen nicht so, daß es ihnen gleich Anfangs gestattet gewesen wäre, an der eigentlichen Quelle zu schöpfen. Christliche Religionsparteien von der herrschenden Kirche verketzert fanden eine Zuflucht in Syrien, und veranlaßten Uebersetzungen Griechischer Bücher in's Syrische, deren Uebersetzungen in's Arabische erst späterhin folgten und zwar die ersten wohl mittelbar durch das Syrische, ehe es den wißbegierigen Nachfolgern des großen Propheten verstattet ward, die Werke eines Plato und Aristoteles in der Ursprache zu bewundern. Im Ablaufe

der Zeit mehrten sich jedoch die Abschriften und Uebersetzungen, und die Araber wurden allmählig mit allen Naturwissenschaft behandelnden Schriften der Griechen bekannter und vertrauter. Allein der Beurtheilung des Verdienstes der Araber um dieselben setzt sich bis jetzt noch ein Hinderniß entgegen, dessen Beseitigung erst von der Zeit erwartet werden muß. Der größte Theil der Denkmäler Arabischer Gelehrsamkeit liegt noch in Büchersammlungen vergraben, wo entweder der Zutritt nicht verstattet wird, oder kein Forscher in sich Muth genug fühlte, sie dem zerstörenden Staube zu entziehen, und in einer für die Zeitgenossen genießbaren Gestalt an's Tageslicht zu fördern. Daher sind wir auf keine Weise im Stande zu bestimmen, in wiefern dasjenige in welchem die bisher bekannten Arabischen Schriften von den Griechen abweichen, Ergebniß eigener Forschung Arabischer Weisen oder Uebersetzung und Auszug Griechischer Werke seyn mag, welche nie auf uns gekommen. So wissen wir zum Beispiel, daß Ebn Beithar, ein größer Naturforscher des dreizehnten Jahrhunderts, ein großes Werk über Pflanzen, Arzneimittellehre u. s. w. schrieb, und in demselben viele Irrthümer der Griechen, besonders des Dioskorides, berichtigte. Dessenungeachtet besitzen wir nur ein Bruchstück dieser wichtigen Arbeit und kein einziges anderes Werk über die Naturgeschichte vollständig. In der Naturlehre scheinen sie offenbar morgenländische Ansichten mit den ältern Aristotelischen und den spätern Alexandrinischen vermengt zu haben. So setzten sie das eigenthümliche Wesen der Körper bloß in die Ausdehnung und in die Materie, die übrigen Kräfte und Eigenschaften derselben sahen sie als Formen an. Die Formen betrachteten sie als bloße unkörperliche und durch die Sinne nicht erkennbare, sondern geistige Zusätze zur Materie. Die Körper sind nach ihrer Meinung dem Leben um so näher, je mehr Bestimmungen zum Begriffe des Körpers hinzugefügt sind, daher die Pflanzen und Thiere weit mehr als die sogenannten Elemente, welche nur eine einzige Bestimmung haben. Das größte Leben ist in dem Geiste, welcher von Gott ausfließt, und sich mit der Luft so genau vereinigt, daß er von derselben in den meisten Fällen weder durch

Vernunft noch durch die Sinne unterschieden werden mag. Im menschlichen Körper nimmt dieser Alles belebende Geist seinen Sitz im Kopfe, und aus ihm werden zum Theil die Verrichtungen desselben erklärt. Dieses war die Lehre des berühmten Ebn Tophails und seiner Schüler.

Der Zwang, mit welchem die Lehre Muhammeds die freiere Entwicklung der Vernunft belegte, war allein schon hinreichend, seine Gläubigen an allen bedeutenden Fortschritten in der höhern Naturlehre, welche unmittelbar mit den erhabensten Begriffen über Gott und Welt zusammenhängt, zu verhindern. Aber selbst auf diejenigen Zweige der Wissenschaft, welche weit näher in das gewöhnliche Leben eingreifen, erstreckten sich die nachtheiligen Folgen jener Geistesfessel nicht weniger. Gewöhnt mit blinder Ehrfurcht die Glaubwürdigkeit bestehender Meinungen zu verehren, begnügte man sich mit einer Büchergelehrsamkeit, welche hinreichte, am Hofe auf ähnliche Weise gebildeter Fürsten und bei der unkundigen Menge ein gewisses Ansehen zu erlangen, und enthielt sich einer selbstständigen Forschung, deren Anstrengung man scheute, und deren Ergebnisse bekannt zu machen, mehr Gefahr als Nutzen bringen konnte. Weit mehr Vortheil und viel weniger bedenkliche Folgen hatte man von Entdeckungen in der Chemie zu erwarten, da dieselben auf der einen Seite niemals zu einem Kampfe wider den Glauben führten, auf der andern von dem sogenannten Stein der Weisen, wenn man so glücklich war ihn zu finden, sowohl durch Verwandlung unedler Metalle in edle als durch Heilung aller und jeder Krankheiten und Gebrechen dem Forscher unermeßliche Reichthümer als Lohn entgegen blickten. Deswegen wurde von den Arabern in der Chemie am meisten gethan, wenn sie auch nicht von einem rein wissenschaftlichen Grundsatze dabei ausgingen. Aber wer würde im Mittelalter eine so dunkle, so mühsame Bahn betreten, so viele nützliche Kenntnisse an's Licht gefördert, so viele treffliche Wahrheiten verbreitet haben ohne den Wahn eines so glänzenden Ziels? Schon im achten Jahrhundert sammelte der Mesopotamier Dschafar oder Geber alles, was man bisher über Chemie kannte, und bereicherte diese Sammlung

mit seinen eigenen Ansichten und Erfahrungen. Geber verdient den Namen eines Vaters der im eigentlichen Sinne wissenschaftlich behandelten Chemie, denn wenn er gleich den wunderbaren Begriffen seines Zeitalters über Goldmacherei und allgemeine Heilkunde huldigte, so setzte er doch bestimmtere Begriffe fest, und machte auf die Gränzen der Kunst aufmerksam. Man findet bei ihm die zum Theil bis auf die neuern Zeiten gekommene Lehre von den drei Grundstoffen der Körper, vorzüglich der Metalle, Quecksilber, Schwefel und Arsenik, mehrere Quecksilberbereitungen, wie das ätzende Sublimat, das rothe Präcipitat, das Scheide- und Königswasser u. s. w. Bei der Reinigung der edlen Metalle durch Blei kannte Geber die Aschengefäße, und beschrieb auch bei der feuchten aufsteigenden Destillation, dem Aschen- und Wasserbade, viel mehr Geräthschaften, als es andere vor ihm gethan hatten. Allein Geber fand unter den Arabern keinen Nachfolger, der die Chemie von einem so allgemeinen Standpuncte aus behandelt hätte; vielmehr sank sie unter den Händen ihrer spätern Bearbeiter gänzlich zu einer Dienerin der Arzneimittellehre herab, und wurde von nun an nur in dieser Beziehung erweitert.

Schon im achten Jahrhunderte hatte eine Nestorianische Familie von Aerzten, die unter dem Namen Baktischwah (Diener Christi) bekannt sind, an dem Hofe von Bagdad großes Glück gemacht. Im neunten kam die Heilkunde unter den Arabern in größere Aufnahme, und wurde daselbst besonders von den Nestorianern verbreitet. Unter ihnen zeichnete sich Jahiah Ebn Masawaih, sein Schüler Honain Ebn Izhak, Jahiah Ebn Serapion und Thabet Ebn Korrah theils in der Anwendung der Kunst theils durch Uebersetzung und Erläuterung Griechischer Schriften aus. Unter den eigentlichen Arabischen Aerzten aber war der erste Jakob Ebn Izhak Alkhendi von edler Geburt und einer der allumfassendsten und berühmtesten Schriftsteller seines Volks, der wegen seiner philosophischen, mit den Grundsätzen der Neuplatoniker nah verwandten Ansichten bald des Unglaubens und bald der Magie beschuldigt wurde. Und in der That mußte sein Versuch, die Lehre von der geometrischen Proportion

und der musikalischen Harmonie auf die Grade der Arzneimittel und ihre Wirkung anzuwenden, selbst seinen an das Wunderbare gewöhnten Zeitgenossen seltsam klingen. Nichts desto weniger fand dieser Gedanke bei seinen Nachfolgern Beifall, und erhielt sich bis auf die spätesten Zeiten in der Ausübung. Ungleich größern Ruf erwarb sich unterdessen Muhammed Ebn Secharjah Abu Beker Arrasi, bekannter unter dem Namen Rhazes, Vorsteher der Krankenhäuser zu Bagdad und Ray, der im Jahr 923 starb. Für die Nachwelt sind besonders seine Vorherverkündigungen und seine Zeichenlehre nebst seiner Abhandlung von den Pocken und Masern merkwürdig. In der Krankheitslehre hingegen folgte er größtentheils dem Galen, und auch die übrigen Theile der Wissenschaft enthalten wenig Neues. Am Ende des zehnten Jahrhunderts schrieb der Perser Ali sein königliches Werk, wie er es nannte, ein streng wissenschaftlich geordnetes Lehrbuch der gesammten Heilkunde. Der Verfasser giebt an, daß er beinahe in allen Theilen den Griechen gefolgt sey, mit Ausnahme der Arzneimittellehre, welche von Persischen und Arabischen Aerzten höchst wichtige Zusätze erhalten habe. Auch ermahnt er angehende Aerzte, die Irrthümer, welche sich in ältern Büchern in den Beschreibungen der Krankheiten finden möchten, durch eigene Erfahrung in Krankenhäusern zu berichtigen. Am Ende des zehnten und im Anfang des eilften Jahrhunderts trat endlich der sogenannte Fürst der Aerzte Al Hussain Abu-Ali Ben Abdallah Ebn Sina auf, der gewöhnlicher unter dem Namen Avicenna bekannt ist, und im ganzen Mittelalter ein unbegränztes Ansehen genoß. Schon im achtzehnten Jahre erwarb er sich durch die Herstellung des Chalifen Nuh einen ungeheuren Ruf im Morgenlande, und brachte sein Leben unter auf's mannigfaltigste wechselnden Schicksalen größtentheils an Fürstenhöfen zu, bis er sich im 58. Jahre seines Alters durch übermäßigen Genuß sinnlicher Vergnügungen und durch eine sehr gewagte Behandlung in's Grab stürzte. Ebn Sina lieferte aus Griechischen und Arabischen Quellen ein großes, alle Theile der Arzneiwissenschaft umfassendes und gut geordnetes Werk, den Kanon, in welchem die Aerzte sich über alles Vorkommende be-

lehren konnten, ohne den Geist auf eine beschwerliche Weise durch eigene Untersuchungen anzustrengen. Wie in Glaubenssachen an das Gesetz des Propheten, so konnte man sich in der Heilkunde an Ebn Sina halten, denn das unbegränzte Vertrauen auf die Unfehlbarkeit eines berühmten Lehrers war ganz im Geiste der Arbeit und forschendes Nachdenken scheuenden Morgenländer. Dem spätern Mittelalter empfahl er sich hingegen durch seine mit den Peripatetikern und Scholastikern übereinstimmende Art, Vernunftbegriffe zu entwickeln und zu schließen. In den meisten Theilen seines Werkes waren Aristoteles, Galen, Aetius und Arrasi seine Führer. In der Naturgeschichte und besonders in der Lehre vom Bau des menschlichen Körpers hatte er nur äußerst dürftige und sogar nicht einmal den Fortschritten der Griechen angemessene Kenntnisse. Von seiner Krankheitslehre, in welcher er den Geist des Zeitalters vorzüglich durch Spitzfindigkeiten ansprach, zeichnet sich seine Abhandlung von der Schwermuth aus sehnsuchtsvoller Liebe sehr vortheilhaft aus. In der Arzneimittellehre legt er den seltsamsten Wunderglauben an den Tag, und die Wundarzneikunst giebt er in einem höchst unvollkommenen Zustande. Besser wurde hingegen die Arzneimittellehre vom jüngern Serapion und vom jüngern Mesur behandelt, welcher ein Christ gewesen seyn soll. Doch erwecken mehrere ihrer Schilderungen das höchste Mistrauen gegen die naturgeschichtlichen Angaben ihrer Landsleute. Sehr merkwürdig ist des Spanischen Arztes Khalaf Werk über die Wundarznei durch die Beschreibung der zu seiner Zeit so allgemein angewendeten Brennmittel. Aber alle seine Vorgänger übertraf an Selbstständigkeit und unbefangener Beobachtung Abdel-Malek Abu Merwan Ebn Johr (Avenzoar) aus Sevilla in Andalusien, der sich besonders um die Krankheitsgeschichte bedeutendes Verdienst erwarb, und dessen Blüthezeit in die Mitte des zwölften Jahrhunderts fällt. Dessen Schüler hingegen Muhammed Abul Walid Ebn Achmed Ebn Roschd, bekannt unter dem Namen Averrhoes, war weit eigenthümlicher in der Vernunftlehre als in der Heilkunde, obgleich er dieselbe nicht nur ausübte, sondern

auch in seinem Kollijat darüber schrieb, und eine streng wissenschaftliche Ordnung nach Peripatetischer Art einzuführen strebte.

Im Allgemeinen ergiebt sich daher, daß die Araber die Arzneiwissenschaft eigentlich nur in ihrem chemischen und naturgeschichtlichen die Mittellehre betreffenden Theile erweiterten, in der Lehre vom Bau des menschlichen Körpers hingegen, da die Zergliederung vom Gesetze verdammt war, sogar hinter ihren Vorgängern zurückblieben, für die übrigen Theile endlich durch die in dieselben eingeführten dialektischen Spitzfindigkeiten wenig geleistet haben. Seitdem aber in Spanien das Christenthum die Oberhand über das Islam gewann, verstummten die Arabischen Musen auch hier, da ungünstige Schicksale im Morgenlande schon viel früher jene herrlichen Blumen zerknickt hatten.

Für das christliche Morgenland war mit dem Falle Alexandriens die schöne Blüthenzeit wissenschaftlicher Bildung vorüber. Weder die finstere Bilderstürmerei einiger Kaiser, noch die später gebräuchlichen dialektischen Uebungen konnten am Griechischen Hofe und in den Ländern seiner Botmäßigkeit das erloschene Leben wieder anfachen. In den Naturwissenschaften wurde eigentlich nichts Neues geleistet, obgleich verschiedene Schriftsteller über die einzelnen Zweige derselben schrieben. Allein sie hatten nur das Verdienst, an sich selbst ungleich besser vorgetragene Lehren der Alten und der Araber dem Geschmacke ihres Zeitalters anzupassen. Die Wissenschaft selbst wurde weder erweitert, noch auf einen höhern Standpunct gehoben. Eine Herzählung solcher Werke und ihrer Verfasser würde daher nur ein trockenes und unnützes Namensverzeichniß ohne Belehrung für den Geschichtsforscher der Naturwissenschaften seyn, das unserm Zwecke wenig entsprechen möchte. Zu den Bessern gehörte der Vielschreiber Michael Psellus, von welchem man Commentarien über das Organon und die Naturlehre betreffenden Bücher des Aristoteles und eine Abhandlung von den Steinen besitzt, aus dem eilften und zwölften Jahrhundert. Merkwürdig ist, daß er unter seinen Arzneien bereits destillirte Wasser unter anderm Rosenwasser kannte. Auch fällt in diese Zeit eine Sammlung sehr brauchbarer Werke Verschiedener über die Pferdearzneikunst.

Diejenigen hingegen, welche über die Heilkunde etwas herausgaben, folgten größtentheils beinahe wörtlich den Meinungen Galens oder denen eines berühmten Arabers.

Im Abendlande war seit dem Untergange Roms lange an keine höhere Wissenschaft mehr zu denken, und vor allem konnte Aufklärung verborgener Naturgesetze bei dem finstern Aberglauben nicht gedeihen, der von einem Ende Europas zum andern die noch halb rohe neue Bevölkerung dieses Welttheils beherrschte. Jede ungewohnte Erscheinung, welche sich den erstaunten Sinnen dieser ungebildeten Menschen darstellte, flößte ihnen Schrecken ein, und zwar entsetzten sie sich nicht nur über den gegenwärtigen Anblick derselben, sondern ganze Völker wurden mit den bangsten Ahnungen für die Zukunft erfüllt. Viele Bände wurden über Blutregen und außerordentliche Himmelsmeteore gegeschrieben, in welchen mit keiner Silbe an eine natürliche Erklärung gedacht wurde. Alles schrieb man dem Kampfe böser Geister mit den Helden der Kirche zu, aus welchem diese letztern am Ende denn immer mit einem glänzenden Siege hervorgingen. Zwar blühten noch hie und da innerhalb der Mauern der Klöster einzelne Männer, die sich aus den Schriften der Alten zu unterrichten strebten, oft unter dem Zwange unwissender und gegen Aufklärung feindselig gesinnter geistlicher Vorsteher. Niemals wurden ihre Kenntnisse gemeinnützig. Sie mußten es als ein Glück schätzen, wenn sie nicht als Zauberer verfolgt und mit den strengsten geistlichen und weltlichen Strafen gezüchtigt wurden. Selbst die Heilkunde, welche von allen Naturwissenschaften am meisten durch die Bedürfnisse des Lebens in Anspruch genommen wird, unterlag beinahe gänzlich dem Wahne der Zeit. Die Kranken wurden durch Gebete, Anrufung der Heiligen, Hülfe der Märtyrer und Wunder aller Art hergestellt oder zur Ruhe gebracht; durch eigentliche Untersuchung eines Uebels und kunstverständige Behandlung desselben würde man sich nur lächerlich oder verdächtig gemacht haben. Mönche und Nonnen weihten sich in großer Zahl dieser Heilmethode, und kaum reichten die strengsten Beschlüsse des heiligen Stuhls und der Kirchenversammlungen hin, sie von dieser Uebung zu den

ihnen eigentlich vorgeschriebenen Beschäftigungen zurückzuführen. Auf Befehl Karls des Großen wurde indessen die Arzneikunst als ein Theil des Quadriviums, unter dem Namen Physik in den Kloster- und Kirchenschulen gelehrt. Einzelne Mönche lasen den Celsus und den Cälius Aurelianus, aber die Mehrzahl begnügte sich mit abergläubischen Mitteln. Schon seit dem neunten Jahrhundert waren indessen die Benedictiner von Monte-Cassino wegen ihrer bessern ärztlichen Kenntnisse berühmt. Mehrere Aebte dieses Gotteshauses hinterließen Schriften über die Heilkunde. Am Ende des zehnten Jahrhunders hatte Papst Sylvester II. die im Arabischen Spanien blühenden Wissenschaften nach dem Abendlande gebracht. Im eilften Jahrhundert kam der Schatz derselben durch Constantin den Afrikaner, der während 39 Jahren im Morgenlande herumgereist war, nach Monte-Cassino, und schrieb daselbst mehrere Werke über Gegenstände der Arzneikunde.

Auch in Salerno, wo die Klostergeistlichen sich seit mehreren Jahrhunderten dem ärztlichen Berufe widmeten, verbreiteten sich Uebersetzungen Griechischer und Arabischer Schriften. Die Aerzte Gariphontus und Kophon gelangten zu großem Rufe. Die günstige Lage von Salerno gab ihm jedoch noch viel größere Wichtigkeit während der Kreuzzüge, wo diese Stadt einen Mittelpunct für die ganze Unternehmung darbieten konnte. Im zwölften Jahrhunderte wurden die bis auf uns gekommenen Lebensvorschriften der Salernitaner in leoninischen Versen abgefaßt. Mehrere Aerzte der Salernitanischen Schule gelangten zum größten Ansehen, unter ihnen vorzüglich Bischof Romuald von Salerno, Leibarzt des Papstes, und Aegidius von Corbeil, Leibarzt des Königes Philipp August von Frankreich. Schon König Roger hatte alle diejenigen, welche in seinem Reiche die Arzneikunst ausüben wollten, der strengen Verordnung unterworfen, bei Strafe des Verlustes ihrer Freiheit und Einziehung ihrer Güter bei den Beamten des Königs die Erlaubniß zu begehren. Kaiser Friedrich II. setzte hinzu, daß man erst von der Versammlung der Aerzte in Salerno geprüft werden mußte. Oeffentlich mußte man Galens articella und das erste Buch des

Ebn Sina oder ein Stück aus den Hippokratischen Aphorismen erklären; dabei wurden über die physischen und analytischen Bücher des Aristoteles Fragen vorgelegt. Drei Jahre mußte man in Salerno die Logik, dann fünf andere die Heilkunde und Wundarznei studiren, dann erst noch ein Jahr die Kunst unter Anleitung eines erfahrnen Arztes geübt haben. Die Apotheker mußten von der ärztlichen Innung ein Zeugniß ihrer Geschicklichkeit haben, und durften ihre Arzneimittel nur nach dem vom Hofe bestätigten Salernitanischen Antidotarium in Gegenwart und unter Aufsicht königlicher Beamter verfertigen. Diese weisen Gesetze trugen vornehmlich dazu bei, die hohe Schule von Salerno im dreizehnten Jahrhundert in so große Aufnahme zu bringen. Aber die spätern Stürme des Neapolitanischen Reichs waren ihr auf keine Weise günstig, vielmehr flohen jetzt im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert die Musen in das durch Bürgerfreiheit und Kunst zu einem ganz neuen Leben geweckte Oberitalien, während der Ruhm ihres alten Sitzes unter dem mittäglichen Himmelsstrich sich völlig verdunkelte.

Die gewaltige Aufregung aller Geister durch die Kreuzzüge trug zur Förderung der Naturwissenschaften bei weitem nicht so viel bei, als man öfters angenommen hat. Denn erstens fanden sich unter den unzähligen Schaaren, welche Glaube, Gewissensangst oder Ehrgeiz in das gelobte Land trieb, nur äußerst wenige Männer, welche die Kenntnisse des Morgenlandes mit einem nüchternen Sinne aufzunehmen vermocht hätten, und dann war man im Allgemeinen von wunderbaren Ereignissen viel zu sehr ergriffen, als daß man dem Verstande erlaubt hätte, das auffallende Aeußere bisher ungekannter Erscheinungen auf dem Wege unbefangener Forschung zu erklären. Doch wurden eine Menge aus dem Morgenlande gebrachter Naturgegenstände Stoffe zu gründlicherer Betrachtung für ein glücklicheres Zeitalter. Viele Kräuter des Morgenlandes bereicherten die Arzneiladen der Europäer. Aber auch die Seuchen des mittäglichern Himmelsstrichs wurden nach der Heimath gebracht, und der Aussatz dieser Gegenden vergiftete noch denjenigen, der im Abendlande bereits seit Jahrhunderten bekannt war. Alle Länder

wurden mit Aussatz-Häusern angefüllt; Frankreich allein zählte derselben über 2000. Das Verdienst, welches sich andächtige Gemüther durch die niedrigsten Bedienungen und Gefälligkeiten gegen jene Unglücklichen zu erwerben glaubten, verbreitete die schauderhafte Krankheit mit furchtbarer Geschwindigkeit. Auch andere von unreinem Beischlaf erzeugte ansteckende Uebel nahmen bei der herrschenden Sittenlosigkeit immer mehr überhand. Für alle diese schlimmen Folgen war die Verbesserung einiger Gewerbe und das Aufkommen der Hütten- und Bergwerke in mehrern Ländern Europas, von dem man nicht einmal genau weiß, ob man es überall dem Morgenlande verdankte, vielleicht ein schlechter Ersatz.

Die von allen Erfahrungskenntnissen abgezogene Richtung, welche die höhern Vernunftwissenschaften in diesem Theile des Mittelalters nahmen, der Geist der sogenannten Scholastik, erweckte zwar die Kräfte der Vernunft und des Verstandes zu neuer lebendiger Thätigkeit für die Zukunft, aber für den Augenblick lenkte es doch die Aufmerksamkeit tieferer Denker gänzlich von den Naturwissenschaften ab. Den Zustand der Naturgeschichte in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts findet man zum Theil in dem speculum naturale des Vincenz von Beauvois, eines Prediger-Mönchs, der Vorleser Ludwigs des Heiligen und Lehrer seiner Kinder war; obgleich er in demselben keineswegs Ergebnisse seiner eigenen Forschung auf eine allgemein faßliche Art zu verbreiten suchte, sondern nur von den Alten ausschrieb, was ihm am wahrscheinlichsten und am zweckmäßigsten schien. Ungleich größer war das Verdienst Alberts des Großen in der letzten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts. Auch bei ihm lag Aristoteles zum Grunde. Aber sein außerordentlicher Geist brachte ihn auf eine große Zahl von Erfindungen, welche ihn wie einst Sylvester II. in den Verdacht der Zauberei setzen mußten. Daher gehört Albert der Große zu den merkwürdigsten unter den Auslegern des Stagiriten, weil er sich wenigstens in der Erfahrung selbst versucht hatte, und zugleich in Belesenheit die meisten seiner Zeitgenossen übertraf. Sein Schüler Thomas von Aquino hingegen, mit welchem ei-

gentlich die Reihe der spätern Scholastiker beginnt, eröffnete von neuem die schiefe Bahn, welche man schon vielmals betreten hatte, nämlich durch ein abenteuerliches Gebäude von metaphysischen Spitzfindigkeiten aus Begriffen dasjenige abzuleiten, wozu man mittelst der Erfahrung keinen Weg fand. Unter den Schriftstellern, welche mittlerweile einzelne Fächer auf eine lehrreiche Art behandelten, darf man den großen Deutschen Kaiser Friedrich II., den Förderer aller Wissenschaft, nicht vergessen, welcher ein Buch über die Kunst mit Vögeln zu jagen schrieb, in welchem eine Menge eigener Beobachtungen über den Körperbau, die Lebensart und die Triebe vieler Vögelarten, besonders der Raubvögel enthalten sind. Endlich schloß sich die Reihe der Naturkundiger des dreizehnten Jahrhunderts mit dem berühmten Roger Bacon, dessen Genie ihn, wie aus seinem opus majus erhellt, auf eine Menge neue Ansichten in der Naturwissenschaft führte, die ihn aber zugleich in einen schweren Kampf mit den Vorurtheilen der Zeit und ihren Beschützern verwickelten, vermöge dessen er am Abende seines Lebens langen und harten Prüfungen aller Art ausgesetzt blieb. Rogers Bemühungen wurden mehr noch durch das, was er für die Zukunft anbahnete, als durch das, was er vollendet lieferte, der Wissenschaft ersprießlich. Indessen war er keineswegs frei von den Irrthümern seiner Zeit. Auch er glaubte durch Astrologie und Alchemie etwas Außerordentliches leisten zu können. Aber ihm war keine Wissenschaft fremd. Bei seiner Naturforschung ging er immer von mathematischen Grundsätzen aus. Bacons neue Ansichten über einige Lehren der Optik führten allmählig die Entdeckung der Vergrößerungsgläser herbei. Auch der Erfindung des Schießpulvers soll er wenigstens nahe gewesen seyn. Dürfen wir uns noch verwundern, wenn ihn die Rohheit seines Zeitalters ebenfalls als Zauberer verschrie, da er doch selbst ein Buch zur Widerlegung der Magie geschrieben hatte?

In die Heilkunde drang seit dem dreizehnten Jahrhundert das scholastische Wesen auf eine so verderbliche Art ein, daß diese Wissenschaft gänzlich von demselben verwirrt wurde. Neben der Schule von Salerno erregte die von Montpellier gro-

ßes Aufsehen, und auf den hohen Schulen wie zu Bologna, Paris u. s. w. wurde ebenfalls Arzneikunde gelehrt, aber nur unter Aufsicht der Geistlichkeit, denn die Lehrer wurden selbst unter die Geistlichen gerechnet, und durften nicht heirathen. Selbst in der Anwenduug ließ man sich von scholastischen Vorurtheilen leiten, und suchte den Unterschied von Substanzen und Accidenzen sogar in den Bestandtheilen und der Wirkung der Arzneien. Unter den berühmten Schriftstellern des dreizehnten Jahrhunderts über Arzneikunde finden wir Gilbert von England, Peter von Albano, einen eifrigen Anhänger Ebn Roschds und großen Beförderer der Astrologie, welche von den Aerzten dieses Zeitalters zum Unglück für ihre Kranken immer mehr berücksichtigt wurde, Thaddäus von Florenz, einen bekannten Ausleger des Hippokrates, Simon de Cordo aus Genua, Leibarzt des Papstes Nicolaus IV. und Capellan Bonifacius VIII., welcher die durch abweichende Arabische Benennungen in der Arzneimittellehre entstandenen Verwirrungen auflösen wollte, u. s. w. Unter allen diesen Aerzten zeichnete sich Johann von St. Amand, ein Canonicus in Tournay, durch seine richtigen Ansichten in der Therapie, seinen Scharfsinn und seinen Beobachtungsgeist sehr vortheilhaft aus. Die Wundarznei theilte sich in zwei Hauptschulen, von deren sich jede auf Aussprüche Galens als auf die Grundstützen ihres Lehrsystems berief, nach denen er der einen zu Folge das Feuchte, nach der andern Meinung aber das Trockne als den natürlichen Zustand des Körpers angegeben haben sollte. Daher wurden von den einen lauter Breiumschläge und feuchte Mittel, von den andern hingegen lauter austrocknende angewendet. Zu den erstern gehörten vorzüglich Roger aus Parma, Canzler der Schule zu Montpellier, Roland aus Parma, Professor zu Bologna, Wilhelm von Salicatto aus Piacenza und der Mailänder Lanfranchi, der von den Visconti aus der Heimath vertrieben in Paris mit großem Glanze auftrat, und eine Menge junger Wundärzte nach dieser hohen Schule hinzog. Zu denen hingegen, welche trockene und hitzige Mittel bei Behandlung der Wunden gebrauchten, zählte sich Brunus von Longobucco in Calabrien, Professor in Padua, der

Mönch Theodorich, Bischof zu Bitonti, Richard von Wendmere und andere mehr. Immer häufiger hatten die Wundärzte mit Krankheiten zu thun, die eine Folge der allgemeinen Sittenlosigkeit waren, und durch die Schwierigkeit der Herstellung sich mehr und mehr über Europa verbreiteten.

Im vierzehnten Jahrhundert nahm die Naturkenntniß einen eigenen, weit mehr durch die Lebensbedürfnisse der Zeitgenossen als durch wissenschaftliche Gründe herbeigeführten Gang. Höhere Naturlehre und weit umfassendere Naturgeschichte reizten Niemanden zu gründlicher Bearbeitung an. Desto größere Theilnahme erweckten die Heilkunde und die Chemie, in sofern diese letztern zur Goldmacherei, zur Auffindung des Steins der Weisen, oder doch wenigstens zum Nutzen der um diese Zeit fast überall aufblühenden Gewerbe angewendet werden konnte. Zum Theil noch im dreizehnten Jahrhundert, zum Theil im Anfang des vierzehnten verbreitete der Schwärmer Raimond Lullius, der auch in der Philosophie vielen Unfug trieb, seine wunderlichen Begriffe in einer unglaublichen Menge von Schriften, die sich doch am Ende nur um wenige Gedanken drehten. Lullius ging von dem bekannten Grundsatze aus, daß alle Metalle aus Schwefel und Quecksilber beständen, und suchte dann auf einem geheimnißvollen Wege bald durch sonderbare Schlüsse, bald durch Versuche den Stein der Weisen zu finden. Aber lehrreich bleiben seine Schriften nichts desto weniger für den Geschichtsforscher, weil sie über den Zustand der Wissenschaft in jenem Jahrhunderte wichtige Aufschlüsse geben. So findet man daselbst bereits den Weinstein und das sogenannte Weinsteinöl, das Scheidewasser und selbst das Königswasser, dessen Wirkung auf das Gold ihm nicht unbekannt war, nebst mehrern andern Bereitungen und Verfahren; so wie denn überhaupt nicht zu läugnen ist, daß die Alchemisten ungeachtet der weitabschweifenden Irrwege, auf welche sie die chemische Forschung in mancher Hinsicht brachten, dennoch durch ihre rastlose Thätigkeit die Wissenschaft mit einer Menge von Erfahrungskenntnissen bereicherten, deren Mangel ihre spätere glückliche Entwicklung gewiß weit zurück gesetzt hat. Ungleich gebildeter, obschon nicht freier von den Vorurthei-

len der Zeit war Arnold Bachurne aus Villanova in Catalonien oder Villeneuve in Languedoc, der ebenfalls am Ende des dreizehnten Jahrhunderts und im Anfange des vierzehnten lebte. Wegen anstößiger Lehrsätze verfolgt floh Arnold nach Paris, kam aber daselbst in den Verdacht, mit Hülfe des Teufels Gold gemacht zu haben, und blieb sein ganzes Leben hindurch, ja selbst nach seinem Tode noch den Verwünschungen der Kirche ausgesetzt. Ungeachtet Arnold sich viel in der Goldmacherei versuchte, und auch mehrere gemeinnützige Entdeckungen wie die der Verbesserung des Weines durch Einkochen des Mostes, der Gefährlichkeit des Gebrauchs kupferner Gefäße in Küchen und Apotheken, dann mehrerer destillirter Wasser wie Terpentinöl, Rosmarinöl und Rosmaringeist von ihm herzurühren scheinen, so gebrauchte er doch seine chemischen Kenntnisse größtentheils zum Behufe der Heilkunde, in welcher er sich schon am Ende des dreizehnten Jahrhunderts einen sehr bedeutenden Namen erworben hatte. In seinen Werken herrscht überall die damals übliche scholastische Behandlungsart vor, und der Einfluß der Gestirne ist streng berücksichtigt. Jahreszeiten, Tage, Stunden, Stellungen des Mondes in diesem oder jenem Zeichen u. s. w. dürfen bei Anwendung der Mittel ja nicht außer Acht gelassen werden, und in diesem Geiste war seine ganze Lehre. Während aber diese und andere Alchemisten die höhern Theile der Wissenschaft auf alle Weise verdunkelten und verwirrten, wobei ihnen jedoch manches glückliche Korn entfiel, aus welchem man in der Folge hie und da eine nützliche Frucht aufkeimen sah, wurden in den mehr in's Leben eingreifenden Zweigen wie in der Gewerbskunde von Vielen, deren Namen niemals auf die Nachwelt gekommen sind, die bewundernswürdigsten Fortschritte veranlaßt. Der Gebrauch des Schießpulvers kam auf und verbreitete sich, Schmelz-Glas- und Spiegelhütten, Metall- und Töpferwerkstätten, Alaun- und Vitriol-Siedereien, Färbereien u. s. w. wurden überall zahlreicher und vervollkommneten sich. Beinahe in allen Europäischen Ländern wurden Bergwerke gebaut. Auch für die Wollenfärberei machte man manche wichtige Entdeckungen, welche bei der großen Erweiterung des Tuchhandels der gewerbtreibenden

Welt schwer zu berechnenden Vortheil brachten. Endlich war auch das Aufbewahren gewisser Speisen wie das Einpökeln der Heringe, Einsalzen von Fleisch u. s. w. eine Erfindung, welche für die Handels- und Kriegsverhältnisse der Völker höchst bedeutende Folgen haben mußte.

Die Heilkunde konnte sich den Hindernissen, welche die Scholastik und der Aberglaube der Zeit ihrer Verbesserung in den Weg legten, noch keineswegs entwinden. Die Zahl der Heiligen, welche die gläubige Menge durch Wundercuren wiederherstellten, wurde immer größer, und die Priester ließen sich weder durch ihre Obern noch durch die Laien von der Ausübung der Arzneikunst abhalten. Die ansteckenden Krankheiten wie der St. Veits-Tanz, der in den meisten Ländern Deutschlands Menschen von allen Geschlechtern, Ständen und Altern ergriff, und der sogenannte schwarze Tod, der um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts beinahe ganz Europa entvölkerte, gaben dem Aberglauben noch festere Wurzeln. Man hielt diese entsetzlichen Krankheiten für Strafgerichte Gottes, die nur wenige Aerzte zu bekämpfen sich getrauten. Der Papst ertheilte den Kranken den Ablaß, und so konnte der Tod einem Rechtgläubigen nicht als ein Unglück erscheinen. Dennoch ging das vierzehnte Jahrhundert nicht ohne wichtige Verbesserungen vorüber. Die merkwürdigste von allen möchte wohl die Wiedereinführung des Zergliederns menschlicher Leichname seyn. Bis dahin hatte man sich mit den Schriften der Alten und mit der Eröffnung von Hunden und Schweinen begnügen müssen, welche letztern vorzüglich jungen Aerzten zur Belehrung empfohlen wurden. Selbst Friedrich II. hatte den Kampf wider die Vorurtheile seines Zeitalters über diesen Gegenstand vergeblich begonnen. Allein im Jahr 1315 zergliederte Mondini de Luzzi, Professor zu Bologna, öffentlich zwei weibliche Körper, und schrieb bald darauf ein Handbuch, welches lange Zeit beinahe ein ausschließliches Ansehen in diesem Fache behauptete. Seit dieser Zeit wurden solche Versuche häufiger und auch auf andern hohen Schulen vorgenommen, obgleich überall auf eine noch sehr rohe Weise meistentheils durch Barbiergesellen. In der Bearbeitung der Anatomie folgten dem Mon-

dini Niclaus Bertrucci, Heinrich von Hermondaville und Peter de la Cerleta. Indessen war man noch immer geneigt, in streitigen Fällen lieber dem Ansehen der alten Griechischen oder Arabischen Schriftsteller als selbst dem Augenscheine zu folgen. In den übrigen Zweigen der Arzneiwissenschaft wurde wenig geleistet. Die Aerzte Torriginno, Dinus und Thomas de Gerbo, Franz von Piemont, Bernhard von Gordon, Johann Gaudesden, Wilhelm Verignana und Gentilis da Foligno erregten die Aufmerksamkeit ihrer Zeitgenossen, aber thaten im Ganzen genommen wenig für die Wissenschaft selbst. Hingegen gewann die Wundarznei durch die Bearbeitung, welche sie von einem geistreichen und aufgeklärten Manne Guido von Chauliak, erst Professor zu Montpellier, dann Capellan, Kämmerer und Leibarzt des Papstes Urban V. zu Avignon, erhielt, eine ganz neue Gestalt. Der Streit über die trocknen und feuchten Mittel schien ihm lächerlich, und selbst Galens Aussprüche hielt er nicht für untrüglich. Bei gefährlichen Verletzungen setzte er glückliche Operationen an die Stelle unwirksamer Pflaster, und widersprach dreist vielen Betrügereien seiner Vorgänger.

Auch in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts trat keine auffallende Veränderung in dem durch die Zeitbedürfnisse bestimmten Gange der Naturkenntniß ein. Kein außerordentlicher Mann erhob sich, die alte Aristotelische Physik von neuem zu beleben, oder aus dem Reichthume seines Geistes neue Gesetze zu entwickeln, deren Gehalt ihm unter den großen Naturforschern aller Zeiten eine Stelle wo nicht über doch wenigstens neben dem Stagirten hätte anweisen können. Die Naturgeschichte wurde nicht aus ihrem der Heilkunde unterworfenen Zustande gehoben. Das einzige, was für diese Zweige der Naturwissenschaften geschah, war daß die nach Europa geflüchteten Griechen die Abendländer doch wenigstens mit den Urquellen besser bekannt machten, und brauchbare Lateinische Uebersetzungen unmittelbar aus dem Griechischen erschienen, ohne daß man länger die so vielfach entstellten Arabischen Bearbeitungen zu Hülfe nehmen mußte. Von allen Fächern war die Chemie immer noch dasjenige, welches sowohl der Wißbegierde thätiger Forscher als die

Habsucht golddurstiger, oder durch Verschwendung in ihren Bedürfnissen beschränkter Menschen am meisten in Anspruch nahm. Außer den Unzähligen, welche völlig im Verborgenen den Stein der Weisen suchten, und es auf keine Weise begehrten, daß die Ergebnisse ihrer Forschungen, sey es daß sie zum Zwecke zu führen schienen oder nicht, allgemein bekannt und gemeinnützig wurden, gab es in dieser Zeit eine Menge Alchemisten, die der Nachwelt in ihren Schriften ein Denkmal ihrer Bemühungen hinterließen. Der merkwürdigste unter diesen ist der Mönch Basilius Valentinus, dessen wirkliche Existenz zwar von vielen Gelehrten völlig geläugnet wird. In den Werken, welche unter seinem Namen bekannt sind, spricht sich freilich ganz der Geist der alchemistischen Lehre aus, aber zugleich geben sie uns höchst wichtige Aufschlüsse über die wahren und nützlichen Kenntnisse, die unter den Gelehrten dieses Jahrhunderts im Gange waren. In seinen ihm eigenthümlichen Grundsätzen findet man Spuren von tiefer Einsicht, und sein Verfahren zeugt größtentheils von eben so viel Scharfsinn als Gewandtheit. Eines seiner größten Verdienste besteht in der bessern Kenntniß und Benutzung des Spießglanzes, woran sich andere vor ihm mit weniger Glück versucht hatten. Auch der Bleiglanz nebst seinem Gebrauch zu Glasuren und Flüssen, den Bleizucker, das Bleiweiß und die Menninge kannte Valentinus. Vom Knallgolde, von der Scheidung der Metalle, der Zubereitung von Salzen und Säuren nebst einer Menge anderer chemischer Erzeugnisse giebt er sehr brauchbare Beschreibungen. Uebrigens sind ihm eine Menge von Schriften untergeschoben, deren Verfasser vermuthlich im Paracelsischen Zeitalter gelebt haben mögen. Ferner lebte der merkwürdige Abenteurer Graf Bernhard von Trevis, der alle Lebensverhältnisse der Aufsuchung des Steins der Weisen opferte, die halbe Welt auf dieser Forschung durchreiste, und ihn denn endlich, nachdem er unzählige Male durch berühmte Schriftsteller wie Dschafar, Arrasi, Albert der Große und eine Menge andrer Eingeweihter betrogen worden zu seyn gesteht, dennoch gefunden haben will, zum Theil in diesem Zeitraume, zum Theil in der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts. Mehrere

andere Namen, welche man hier noch aufführen könnte, sind für die Geschichte von geringer Bedeutung.

Die Gewerbe, bei denen die angewandte Chemie zum Grunde liegt, machten in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts sehr beträchtliche Fortschritte. Die alten Bergwerke wurden vortheilhafter gebaut, und in vielen Ländern neue Adern entdeckt und zu Tage gefördert; Münzwesen und Bearbeitung der Metalle auf jede Weise vervollkommnet. Zu Goslar, wo die Berg- und Hüttenwerke wieder in Aufnahme kamen, nahm man die Scheidung des Goldes im Großen durch Scheidewasser vor. Die Glasmalerei trat in ihren schönsten Zeitpunct, selbst Edelsteine, besonders Rubine und Smaragde wußte man durch ein chemisches Verfahren nachzuahmen. Färbereien und Siedereien aller Art wurden verbessert und vermehrt. Der Gebrauch des Branntweins verbreitete sich immer stärker unter dem Volke.

Von dem Einflusse der Wiederherstellung des Studiums der Meisterwerke des Griechischen Alterthums auf die Heilkunde ist in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts noch gar nichts zu sehen. Aberglaube, Empirismus, Nachbetung Galens und der Araber blieben der Hauptzug im Arzneiwesen jener Zeit. Auch die scholastische Spitzfindigkeit herrschte in der damaligen Geistesrichtung noch immer vor. Indessen schrieben über die Arzneimittellehre Saladin von Asculo, Leibarzt eines Groß-Connetable von Neapel, und Sante Aebuino aus Pesaro, Arzt zu Venedig, zwei für den Geschichtsforscher lehrreiche Werke. Die Apotheken wurden überall häufiger, obgleich die Arzneien größtentheils nur in Italien verfertigt, und von da aus Arzneihändlern in andern Ländern zugesendet wurden, welche nebenbei häufig die Zuckerbäckerei und andere solche Gewerbe trieben. Die Wundarznei wurde meistens nur von Badern getrieben, welche besonders in Deutschland nicht einmal für ehrlich galten, und die Kunst sowohl durch ihre wirkliche Unwissenheit als durch die abgeschmackten Vorurtheile, die unter dem Volke gegen sie herrschten, in den Augen der Welt heruntersetzten. Als Schriftsteller über diesen Gegenstand ist nur Leonard Bersopaglia, Professor zu Padua, merkwürdig, welcher im Anfang des fünfzehnten

Jahrhunderts das vierte Buch des Ebn Sina auszulegen versuchte. Vielleicht würde man jetzt lange Zeit in der Heilkunde völlig stille gestanden seyn, wenn nicht drei wichtige Krankheiten, die sich um diese Zeit in Europa zeigten, und über welche man sich weder bei den Griechen noch bei den Arabern Raths erholen konnte, nämlich ein sehr bedenklicher Keichhusten, der im Jahr 1414 Frankreich heimsuchte, der Scharbock und der Weichselzopf die selbstständige Forschung der Aerzte auf's dringendste in Anspruch genommen hätten.

Dieses war der Zustand der Naturwissenschaften um die Zeit der Eroberung von Constantinopel, aus welchem sich dem unbefangenen Beobachter zwar kein eigentlicher Rückgang, aber dessenungeachtet nur noch äußerst trübe und schwankende Aussichten in die Zukunft darbieten, welche nur durch außerordentliche Männer, die eine ganz neue Bahn zur Entdeckung höherer Wahrheit betreten, erheitert werden mögen.



Siebenzehntes Buch.

Geschichte der in der Wissenschaft und im Leben herrschenden Begriffe über den Staat und die allgemeinen Verhältnisse der Völker.

I. Capitel

Das Alterthum.

So wie jede große Erscheinung des Lebens so finden wir auch Staaten und Völker um Jahrtausende früher in der Wirklichkeit, als man über ihren Ursprung, ihren Zweck und ihr Wesen Vernunft-Forschungen anzustellen anfing. Sie treten in der Geschichte theils als abgeschlossene Ganze auf, theils als locker verbundene Vereine einzelner Stämme, die entweder Erinnerung an gemeinsame Stammväter oder Eroberungen zusammengebracht hatten, oft ohne daß sich weder über Zeit noch Veranlassung dieser Vereinigung unter den Völkern selbst bestimmte Ueberlieferungen erhalten hätten. Früher bildete sich unter den ältesten Völkern, in jenen Urzeiten gewiß zu großem Heile der Menschheit, ein günstiges Vorurtheil für alles, was seit Jahrhunderten bestand, sey es daß man seinen Ursprung den Göttern zuschrieb, oder daß die bestehenden Ordnungen so tief in alle Verhältnisse des Lebens eingriffen, daß ihr Umsturz nur bei der Vernichtung des Volkes oder doch wenigstens dem Verluste seiner Freiheit denkbar war. Diese Anhänglichkeit an das Herkommen muß man als den Grundpfeiler der ältesten Staatsgebäude betrachten. Auf sie stützte sich vorzüglich der Glaube des Volks an die Zweckmäßigkeit der öffentlichen Einrichtungen. Man untersuchte weiter nicht; was bei den Vätern in Uebung gewesen war, müßte auch jetzt noch trefflich seyn, denn zwischen den Sitten der Väter und denen ihrer Söhne oder Enkel fiel kein bedeutender Unterschied in die Augen, wenn nicht etwa durch Berührungen anderer Völker ganz besondere Umstände eingetreten waren. Zwei große Triebfedern bewegten das innere Leben der Völker öfters im festen Bunde zu denselben Zwe-

cken vereint, aber hie und da im Widerspruche einander gegenüber und dann die Grundlagen der bestehenden Einrichtungen im Innersten erschütternd. Die eine war die Furcht vor der Gewalt der obersten Machthaber, gegen welche der Einzelne weder in gesetzlichen Vorkehrungen noch in den Gewohnheitsbegriffen des Volks eine Schutzwehr fand, und die daher, wenn sie noch dazu mit körperlichen und geistigen Vorzügen des Herrschers verbunden war, den unbeschränktesten Einfluß gewinnen mußte. Die andere war der Glaube der Menschen an eine höhere Macht, die zwar ihren Augen unsichtbar blieb, allein nichts desto weniger entweder schon in unsere irdischen Verhältnisse bisweilen thätig eingriff, oder doch wenigstens nach dem Tode der Erdenbewohner das Thun und Treiben derselben während ihres Hierseyns einer strengen Untersuchung und als Folge derselben einem unerbittlichen Urtheile unterwarf. Jener ersten Triebfeder verdankten das Ansehen weltlicher Herrscher, die königliche Gewalt und der Gehorsam der Unterthanen, jener zweiten Gottes- oder Götterglaube, Religion und Priesterthum ihre ursprüngliche Entstehung. Wo beide vereint zu einem gemeinsamen Zwecke wirkten, sich also im eigentlichen Sinne durchdrangen, konnte ihre Herrschaft nicht leicht erschüttert werden, wenigstens nicht ohne gewaltsamen Andrang von außen, denn eine dritte Kraft, die der sogenannten öffentlichen Meinung oder des Sinnes für bürgerliche Freiheit, gab es nicht, vom Bestehenden abweichende Begriffe konnten sich nur im Kopfe einzelner Denker entwickeln, denen ein Versuch zur Verbreitung derselben verderblich geworden wäre. Daher traten weltliche und priesterliche Gewalt frühe in den engsten Bund, und gelangten vermittelst desselben zu einer unerschütterlichen Macht, so lange ihnen die weitere Ausbildung des Menschengeschlechts keine neuen Begriffe entgegenstellte.

Indessen würden sich der Entwicklung solcher neuer Begriffe unübersteigliche Hindernisse in den Weg gestellt haben, hätte nicht der Natur der Dinge nach in einzelnen Fällen menschliche Leidenschaft über Verstand und Einsicht den Sieg davon getragen, und die Eifersucht der Herrschenden unter und gegen

einander sie über die nachtheiligen Folgen verblendet, die aus ihrer Zwietracht für die Behauptung der bisher besessenen Vorzüge entstehen mußte. So entstanden Umwälzungen, weil die weltlichen Machthaber unter sich selbst um die Rechtmäßigkeit des Besitzes der obersten Gewalt stritten, oder weil das Priesterthum seine Befugnisse in das Gebiet der weltlichen Herrschaft ausdehnen wollte, oder endlich diese weltliche Herrschaft das mehr oder weniger geheimnißvolle, aber eben darum desto unbegränztere Ansehen der Priester mit neidischen Augen betrachtete. Denn diese letztern blieben unter sich von jeher viel einträchtiger verbunden, und gaben nicht leicht durch öffentliche Zwistigkeiten dem Volke Anlaß zu Prüfung der Heiligkeit ihrer Macht. An jenen Umwälzungen nahm Anfangs das Volk nur in so fern Antheil, als es durch seine Obern zufälliger Weise hineingerissen wurde. Erst nach langer Zeit, oder wenn die Machthaber ihre Gewalt zu der härtesten ungewohnten Bedrückung misbraucht hatten, empörte sich das Volk aus eigenem Antriebe, und zwar fanden solche augenblickliche, durch den Drang der Zeiten herbeigeführte Empörungen noch viel früher statt, als Untersuchungen und Zweifel über das Wesen und die Anwendung der höchsten Gewalt gewagt werden mochten.

Allein eine solche eigentlich bloß denkbare, aber durchaus nicht mit bestimmten Belegen zu erweisende Geschichte der Entwicklung der Begriffe von Volk und Staat kann hier eben so wenig der Vorwurf dieses Buches seyn, als wir in der Geschichte der menschlichen Hauptwissenschaften den Ursprung derselben weitläufig aus der Natur des menschlichen Geistes herleiten wollten, weil weder das eine noch das andere in der Aufgabe des Geschichtschreibers liegt, der die Fortschritte der allgemeinen Bildung nur da verfolgen soll, wo sie aus geschichtlich erwiesenen Thatsachen hervorgehen, jene allgemeinere Entwicklung den Denkern überlassend, welche sich mit der abgezogenern Forschung nach dem entferntern Ursprung alles menschlichen Wissens ausschließlicher beschäftigen. Daher wollen wir so frühe als möglich uns der Wirklichkeit nähern, um uns nicht in dem reizenden,

aber unabsehbaren Felde jener abgezogenen Forschung zu verlieren.

Die Schriftsteller älterer und neuerer Zeiten pflegen Asien die Wiege des Menschengeschlechts zu nennen, und die Ansicht stimmt wo nicht mit den Meinungen aller Geschichtsforscher, dennoch mit den dürftigen Ueberlieferungen des Alterthums so ziemlich überein. Die ältesten Denkmäler, die frühesten Sagen führen uns dahin, oder in das mit Asien so nahe verbundene Aegypten zurück. Bald treffen wir die Völker daselbst beinahe in ihrem Urzustande an, bald erzählen uns die alten Geschichten von mächtigen Fürsten und Reichen, von blühenden Haupt- und Handelsstädten, königlichem Prachtaufwand, u. s. w. Aber wer vermag hier Völkerstämme und Jahrhunderte genau zu scheiden, jedem das Seinige anzuweisen, und im Allgemeinen volksthümliche Dichtung von nackter Wahrheit zu trennen? Und dennoch scheint ein und derselbe Geist die Asiatischen Völkerverfassungen und Völkergeschichten zu durchwehen von jenen frühen Sagen, die uns das Leben eins harmlosen Urgeschlechts in einem himmlischen Garten schildern, bis auf unsere Zeit. Stammverfassungen und unumschränkte Oberhäupter derselben bilden den Grundzug ihrer öffentlichen Einrichtungen, wenn sich auch in der Folge diese Grundzüge durch Umstände auf's mannigfaltigste gestaltet zu verschiedenartigen Ganzen vereinigen. Die frühere Geschichte spricht nur von umherziehenden Hirtenvölkern, von denen sich indessen allmählig mehrere in den schönen Theilen Asiens setzten, und daselbst Ackerbau trieben, wo dann in den Städten, welche sie zum Schutze desselben erbaut hatten, auch Gewerbe und Handelsverkehr aufkamen. Diejenigen Stämme, welche der umherziehenden Lebensart getreu blieben, behielten auch die getrennte Stammverfassung bei; ja wenn die Nachkommen einzelner Häupter ein allzuzahlreiches Geschlecht bildeten, um mit den übrigen gemeinschaftliche Niederlassungen zu haben, so sonderte man sich von neuem ab. Ehrfurcht und Gehorsam gegen die Stammesältesten, deren Ansehen man aus der auf sie übergegangenen ursprünglich väterlichen Gewalt ableitete, so wie im Einzelnen unbeschränkte Macht

der Hausväter, unveränderte Aufbewahrung des Glaubens der Vorfahren, lockere und wechselnde Verbindungen mit andern Stämmen bald durch Ehen der Häupter, bald durch andere Verträge, waren jenen wandelnden Völkern eigenthümlich, und haben sich zum Theil noch bis auf den heutigen Tag unter denselben erhalten.

Diejenigen Stämme hingegen, die sich vielleicht durch größern Trieb zur Thätigkeit, vielleicht auch nur durch schönere Gegenden angelockt, in welche sie der Zufall geführt, fester niedergelassen hatten, nahmen, da vermittelst des Ackerbaues auch ein bleibenderes Eigenthum bei denselben aufkam, natürlich bald eine andere Richtung. Das neue Eigenthum erweckte Vergrößerungssucht, man bekriegte sich um zu erobern, schwächere Stämme wurden unterdrückt, die Völker erweiterten sich, es entstanden größere Staaten. Aber dessenungeachtet verschwanden auch in diesen jene Grundzüge der ältern Verfassungen nicht. Die unbeschränkte Gewalt der einzelnen Stammhäupter ging auf das Haupt des herrschenden Stammes über, und die Absonderung der Stämme lebte noch in dem sogenannten Castenwesen fort, einer höchst eigenthümlichen Einrichtung des Morgenlandes, die sich ebenfalls unter vielen Völkern noch bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Der herrschende Stamm, der seine Uebermacht der Gewalt der Waffen verdankte, wollte diese Uebermacht auch durch die nämlichen Mittel behaupten, und behielt sich daher das ausschließliche Recht vor, die Waffen zu tragen. Seine Nachkommen bildeten gewöhnlich den Kriegerstamm. In seinem Ursprunge mag wohl der Priesterstamm nahe mit dem königlichen verbunden gewesen seyn, denn nur an nahe Verwandte mögen die Könige die Herrschaft des Geistes abgetreten haben, wie uns in der jüdischen Geschichte das Verhältniß von Moses und Aaron lehrt. Die Enkel dieser Bewahrer der Glaubensgeheimnisse bildeten den Priesterstand. Andere Casten mögen sich auf andere Weise, vielleicht durch freie Anschließung eines Stammes entwickelt haben. Knechtschaft mag das Loos der völlig besiegten, ohne Vertrag Gefangenen geworden seyn. Diese mit unsern heutigen religiösen und vernünftigen Begriffen

so gänzlich im Widerspruche stehende Entwürdigung der Menschennatur war in allen Staaten des Alterthums als rechtlich anerkannt. Zwar könnte man glauben, es habe unter den Asiatischen Völkern eigentlich keine Freie gegeben, weil der Begriff von Freiheit mit der unbeschränkten Gewalt eines Alleinherrschers nicht verträglich sey. Allein die Ansicht von den Reichen des Morgenlandes, welche sich in denselben nur einen Haufen unter sich durchaus gleicher, nur etwa durch fürstliche Bedienungen unterschiedener, von einem Zwangsherrscher in den Staub getretener Knechte vorstellt, ist durchaus unrichtig. Diese Zwangsherrscher waren wenn auch nicht durch Grundgesetze, doch gewissermaßen durch die herkömmlichen Begriffe beschränkt, die Verletzungen dieses oder jenes höhern Standes, insonderheit des priesterlichen gewissermaßen als Frevel an den Göttern oder an dem Volksglauben ansahen. Solche Frevel schwächten den Glauben an die göttliche Einsetzung des Herrschers, sie konnten selbst den Mord desselben entschuldigen. Die Eingebornen des herrschenden Stammes wachten strenge über der Aufrechthaltung ihrer hergebrachten Vorzüge, und selbst der unumschränkteste Fürst wagte es selten ungestraft, sie in denselben zu kränken. Auch in seinem unbegränzten Hausrechte über die Seinigen durfte er in der Regel nicht gestört werden. Die gesammten Hausväter konnten als die eigentlichen Staatsbürger angesehen werden, die zwar dem Herrscher die Ausübung der Staatsgewalt ohne Schranken überließen, und blinden Gehorsam gegen denselben für Glaubenspflicht hielten, allein deswegen doch keineswegs in demselben Verhältnisse zu ihm zu stehen glaubten, in welchem sich ihre Knechte, sondern eher etwa ihre Kinder und Enkel gegen sie selbst befanden. Der Eingeborne des herrschenden Stammes besaß ein Eigenthum, dessen Verletzung von Seiten des Fürsten als religiöser Frevel betrachtet wurde, dem Knechte war keines gestattet. Meistentheils wurden Staatsbeamte auch nur aus jenem Stande genommen. Wo der Zwangsherrscher Lieblinge aus dem Knechtenstand zu Ehrenstellen erhob, war das Reich schon im Verfalle.

Aus dem bisher Gesagten ergiebt sich, daß innere Umwälzungen, welche die Verfassung veränderten, nicht leicht statt finden konnten. Denn Verschwörungen gegen das Leben des Herrschers, wenn er einen empfindlichen Unterthan gekränkt hatte, oder wenn im Innern der königlichen Wohnungen ein ehrgeiziger Sprößling des fürstlichen Hauses nach der Krone strebte, änderten, wenn sie auch gelangen, selten etwas an der eigentlichen Verfassung des Reichs. Nur die Personen der Herrscher wurden verändert. Große Umwälzungen konnten nur von außenher veranlaßt werden. Die Verhältnisse der Völker unter einander waren äußerst schwankend. Im Grunde hatte man alle seine Nachbarn zu Feinden. Aber unter weniger kriegerischen Fürsten bestanden die Feindseligkeiten nur aus Gränzstreifereien. Kamen Eroberer auf den Thron, so entstanden größere Kriege, die sich dann meistentheils nur mit der gänzlichen Unterjochung des einen Volkes, wo man sein Land in Besitz nahm und die Bewohner ausrottete, oder in Knechtschaft führte, oder doch wenigstens mit der Zinsbarkeit desselben endigten. In diesem letzten Falle wurden dann oft einige Veränderungen eingeführt, durch welche man größere Uebereinstimmung mit den Einrichtungen der Sieger bezweckte. Aber in den meisten Fällen blieben sich die innern Verhältnisse so ziemlich gleich, da die Sieger gewöhnlich ähnliche, auf ähnliche Weise entstandene Verfassungen hatten wie die Besiegten. Erst in der Folge der Zeit, als Sittenverfeinerung und Erweiterung der Bedürfnisse Gewerbe und Handel erzeugten, wurden zwischen unabhängigen Völkern Verhältnisse und Verbindungen angeknüpft, die nicht bloß auf Krieg Bezug hatten. Es entstand auf diese Weise eine Art von Völkerrecht, die aber bei den Asiatischen Völkern niemals den Grad von Bestimmtheit und Vollendung erhielt, zu der das sogenannte Völkerrecht schon im Alterthum bei den Abendländern gekommen ist. So mögen schon frühe zu wichtigen Botschaften und Verträgen Gesandte abgeordnet worden seyn, die man als unverletzbar betrachtete. Die Verträge zwischen Fürsten unabhängiger Länder wurden nach Grundsätzen des Privatrechts abgeschlossen, da die Herrscher dieselben wie Verträge über ihr

Eigenthum ansahen. Um die Erfüllung derselben nicht lediglich von dem guten Willen der übereinkommenden Theile abhängen zu lassen, suchte man sie durch religiöse Feierlichkeiten, Anrufung der Götter u. s. w. nach dem Glauben der verschiedenen Völker zu heiligen. Allein schon im Alterthum erlaubten sich öfters die Priester Entbindung von auf diese Weise eingegangenen Verbindlichkeiten, selbst wenn man unter den fürchterlichsten Verwünschungen den Namen der Götter angerufen hatte. Auch Gesandte wurden verletzt, wenn sich die eine Partei durch den Inhalt ihrer Botschaft beleidigt fand. Kein gemeinsamer Glaube vereinigte unabhängige Völker ungleichen Stammes als Glaubensgenossen, keine Vernunftwissenschaft lehrte allumfassende Menschenliebe. Die hartherzigste Selbstsucht, möglichste Vergrößerung waren die Hauptgrundsätze Asiatischer Staatsklugheit. Von einem Staaten-System wie im neuern Europa, von einem sogenannten politischen Gleichgewicht unter den Staaten konnte hier keine Rede seyn. Nur von den Verhältnissen der nächsten Nachbarn hatte man eine oberflächliche Kenntniß: von entfernten Ländern wußte man theils gar nichts, theils herrschten über dieselben nur dunkle Sagen. Ein Kampf auf Leben und Tod war also das einzige Mittel, sich gegen einen drohenden Nachbar aufrecht zu erhalten. Selten mochte der Stärkere der Lockung widerstehen, den Schwächern zu unterdrücken. Denn wenn auch der Herrscher selbst eine solche Vergrößerung nicht begehrt hätte, weil sie die innere Regierung verwickelte, und die Macht des Reiches gegen außen oft eher schwächte, als befestigte, so ergriffen doch ganz gewiß seine Hofleute, Staatsbeamten und Feldherren mit Eifer jede Gelegenheit, eine Eroberung herbeizuführen, die ihrem Eigennutze so vortheilhaft war. Sie erhielten nicht wie die Beamten unserer Zeit den Lohn ihrer Dienste in einer bestimmten Summe Geldes, sondern ihnen waren die Einkünfte gewisser Städte und Länder dafür angewiesen, denen der Unterhalt ihrer Tafel, ihrer Kleidung u. s. w. oblag. Je mehr nun der Botmäßigkeit ihres Herrn unterworfen, desto üppigere Genüsse hatten sie zu erwarten. Aber für die Länder selbst mochte eine solche Vergrö-

ßerung um so weniger wünschenswerth seyn, als die Staatsverwaltung dadurch dem königlichen Herrscher, der von Hunderten von Weibern umgeben im Innern seiner Paläste verborgen blieb, um so mehr entfremdet werden mußte. Die Verwaltung der einzelnen Theile eines so großen Reiches übertrug man Unterfürsten, welche auf der einen Seite die Länder, deren Einkünfte sie verwalteten, zu eigenem Vortheile auf's härteste drückten, und auf der andern Seite wiederum dem Könige selbst sich mit einer drohenden Macht entgegenzustellen wagten. So entstand das Satrapenwesen in Persien, welches das große Reich schon lange in seinem Innersten erschüttert hatte, ehe das Glück der Waffen den Ueberwinder Asiens über den Granikus führte. Das Entstehen solcher ungeheurer Reiche und ihr Zusammensinken theils in sich selbst, theils durch den Andrang eines kräftigen Volkes ist ein Hauptzug der Asiatischen Geschichte. Nach der Uebermacht der verschiedenen Reiche mögen hier die Zeiträume unterschieden werden.

Mitten unter diesen wandelbaren Umgebungen erhielt sich viele Jahrhunderte hindurch ein höchst eigenthümlicher Staat unter einem Volke, dessen Geschichte wegen der unverfälschten Aufbewahrung der Lehre von einem einzigen Gotte und der Geburt des Stifters unsers heutigen Glaubens wenigstens in religiöser Hinsicht gewissermaßen der Mittelpunct der alten Geschichte geworden ist. Unter der Leitung eines der größten und einsichtsvollsten Männer, die je in den großen Weltbegebenheiten aufgetreten sind, entzogen sich die Juden der Bedrückung eines mächtigen Volkes, welches sie als Knechte behandelte, und suchten nach langem, von Moses vorsätzlich veranlaßten Umherstreifen ein Land auf, welches vor Jahrhunderten ihre Stammväter bewohnt hatten, und dessen Erinnerung unter dem Drange der spätern Zeit niemals erloschen war. Nachdem jener wundersam begabte Führer dem Volke Gesetze und Sitten geschaffen hatte, überließ er es seinem Nachfolger, das Land der Väter zu erobern, und daselbst nach völliger Ausrottung der damaligen Bewohner einen ganz neuen Staat zu gründen. Eine höchst eigenthümliche Erscheinung ist es aber, daß ein Volk, dessen natürlicher Sinn

und Geistesrichtung an sich selbst weder erhaben noch gemüthlich waren, so lange Zeit mehr durch eine Idee als durch ein wirklich sichtbares Band zusammengehalten werden konnte, und die Herrschaft dieser Idee ist es, die man Theokratie, Gottesherrschaft, zu nennen pflegt. Durch vertraute Dolmetscher, Priester und Leviten regierte Jahrhunderte hindurch Jehova, der Schöpfer und Lenker der Welt, der einzige Gott des Himmels und der Erde, als Gesetzgeber und höchster Richter, bisweilen sogar als Feldherr über die Israeliten. Vorübergehende Abfälle wurden mit Unglück bestraft. Immer beugte sich das Volk wieder unter den Scepter des Herrn. Selbst als die Juden auf ihr Verlangen wie andere Völker sichtbare Könige erhielten, blieb jene Idee auch noch in irdischer Beziehung höher gestellt, und Jehova's Lehren erschollen noch immer aus dem Munde seiner Propheten. Das mosaische Gesetz hatte die Juden mit Ausschluß jedes andern Gewerbes auf den Ackerbau gewiesen, und ihnen überhaupt den Verkehr mit andern Völkern so viel als möglich erschwert. Diese Abschließung hatte zwar eine große Anhänglichkeit an die vaterländischen Sitten und Einrichtungen und einen großen Abscheu vor allem fremden Wesen erzeugt. Als aber die Juden dessenungeachtet wider ihren Willen in den Sturm der großen Weltbegebenheiten hineingerissen wurden, führte der Starrsinn, den sie jeder dem neuen Geiste der Zeiten gemäßen Veränderung entgegensetzten, ihren Untergang herbei. Im Uebrigen finden sich auch bei ihnen jene Grundzüge der Asiatischen Verfassungen, das Stamm- und selbst das Castenwesen mehr oder weniger wieder, eben so gut als die fast unbeschränkte Gewalt der Hausväter und Stammesältesten, deren Gesammtheit unter der Gottesherrschaft gewöhnlich als die Urversammlung eines freien Volkes angesehen ward.

Auf ganz andern Grundlagen als die bisher erwähnten morgenländischen Staaten, zu denen wir Babylon, Assyrien, Medien und Persien u. s. w. zählen mögen, beruhte das Phönikische Handelsgemeinwesen an der Syrischen Küste. Aber leider hat uns die Geschichte nur so dürftige Bruchstücke derselben überliefert, daß wir sie auf keine Weise mit Klarheit zu einem Gan-

zen gestalten können. Gewerbfleiß und Handelsthätigkeit scheinen bei den Phönikischen Einwanderern in ein Land, dessen sandiger Boden dem Ackerbau oder der Viezucht wenig günstige Aussichten darbot, hingegen zur Seefahrt und Handlung so trefflich gelegen war, zuerst freiere Städteverfassungen entwickelt zu haben, aus denen ein Städtebund entstand, der nicht unpassend mit der Deutschen Hanse verglichen werden könnte, nur daß in Phönikien Tyrus unter den übrigen Städten einen viel bedeutendern Vorrang erhielt, als ihn die Eifersucht der Hansestädte jemals einer ihrer Genossen verstattet haben würde. In den Städten selbst waren neben erblichen Fürsten Würden und Beamte, die bei freien Völkern gebräuchlich sind. Ihr gegenseitiges Verhältniß ist unbekannt. Durch ihre weitläufigen Handelsverbindungen, deren Ausdehnung man in andern Zeiten ungegründet vielleicht manchem Zweifel unterworfen hat, kann man sie gewissermaßen als im Mittelpuncte der alten Welt stehend betrachten. Sie allein kannten dieselbe, weil sie allein überall hinkamen und ihnen allein von allen Seiten her Nachrichten zuflossen. Sie allein konnten über die Macht der Völker und ihre möglichen Verbindungen richtige Schlüsse ziehen. Bei ihnen hätte also ein Staatsmann jener Zeit in die Schule gehen müssen, um sich einen richtigen Ueberblick zu verschaffen, wenn sie sich anders mit den Verhältnissen der Staaten und Völker auch da beschäftigten, wo sie nicht gerade in unmittelbarer, sondern vielleicht nur in entfernterer Beziehung zu ihren Handelsvortheilen standen. Aber ihr Handel gestattete ihnen nicht, sich auf der Landseite so auszubehnen, daß sie hinlängliche Macht gewonnen hätten, den Asiatischen Eroberern zu widerstehen. Sidon rettete sich durch Unterwerfung, das unbiegsamere Tyrus ward zerstört. Die Einrichtungen der Phönikischen Städte aber finden wir zum Theil in der Tochterstadt Karthago wieder.

Ungeheure Denkmäler einer unermeßlichen Kraft- und Zeitaufwand fordernden, dem spätern Forscher schwer zu enträthselnden und wichtige Geheimnisse verbergenden Kunst bieten sich dem Blicke des wißbegierigen Wanderers in Aegypten dar, und was sich von der dunkeln Geschichte dieses Landes erhalten hat,

dient nur dazu, unsere Sehnsucht nach Licht um so gewaltiger zu erregen. Auch hier finden wir das morgenländische Castenwesen vielleicht in seiner starresten Form wieder. Aber die Allgewalt des Herrschers ist in Aegypten mehr als irgendwo durch den Glauben des Volks an die irdischen Vertreter und Dolmetscher der Gottheiten gemildert. Die Staatsreligion stand hier in dem innigsten Bunde sowohl mit der Verfassung des Volks, als mit der durchaus eigenthümlichen natürlichen Beschaffenheit des Landes, und das so große und so fest begründete Uebergewicht des Priesterstandes beruhte wohl ganz vorzüglich auf der Menge nützlicher und in diesem Lande vorzüglich nothwendiger Kenntnisse, die sie ausschließlich besaßen. Zu diesen Kenntnissen konnte man aber, da sie sich meistens auf Natur- und Himmelskunde bezogen, nur bei einer sehr abgezogenen Lebensart und durch gemeinschaftliche Forschung Vieler gelangen, also nirgend besser als im Priesterstande, wo man sowohl die nothwendige Muße, als auch in den Haupttempeln des Landes die vorzüglichsten damals bekannten Hülfsmittel beisammen fand. Auch waren die Einrichtungen Aegyptens so eigenthümlich, so tief in die Sitten und das ganze Wesen seiner Bewohner verwebt, daß das Volk selbst mit denselben nothwendig zu Grunde gehen mußte.

Unter allen diesen alten Völkern ist, so viel man weiß, Niemand aufgetreten, der den Staat und dessen Verwaltung, die Verhältnisse der Fürsten und Völker im eigentlichen Sinne wissenschaftlich behandelt hätte. Die morgenländischen Staatsbeamten benutzten ihre Gewalt so viel möglich zu eigenem Vortheil; ihre Verwaltungsgrundsätze eigneten sich auf keine Weise zur schriftlichen Abfassung, noch viel weniger zur Bekanntmachung. Auch die Priester mögen es vermieden haben, über diesen Gegenstand einzutreten, da sie durch Festsetzung bestimmter Ansichten ihrem Einflusse selbst Schranken gesetzt hätten, und Dinge erörtert worden wären, deren Unbestimmtheit ihnen viel größern Vortheil brachte. Die eigentlichen morgenländischen Weisen endlich, die sich vorzüglich mit Nachdenken über Gegenstände des abgezogenen menschlichen Wissens beschäftigten, richteten

ihre Aufmerksamkeit eher auf den Ursprung aller Dinge und auf allgemeinere Theile der Sittenlehre als auf den Staat, dessen wirklicher Verwaltung sie durch ihre Lebensart völlig entfremdet waren. Die Furcht gebietende Stellung, in der man von Jugend auf die Herrscher gesehen hatte, machte blinden Gehorsam zur Gewohnheit. Die königliche Gewalt wußte man aus keiner andern Quelle abzuleiten als aus einer Uebertragung von oben, oder aus dem Rechte des Stärkern. Hatten sie zufälliger Weise einige aus dem Volke einem Fürsten übertragen, der ohne diese ihre Wahl nicht auf den Thron gekommen wäre, so beurtheilten diese Wähler die Regierung desselben nach dem Vortheile, der ihnen besonders daraus erwuchs, und hielten sich für berechtigt, sie umzustürzen, wenn sie sich getäuscht glaubten. Den Fürsten wurde von weisen Männern, Erziehern, u. s. w. Gerechtigkeit, Tapferkeit, Mäßigung zur religiösen Pflicht gemacht, über diese Tugenden hinaus gingen die Begriffe der morgenländischen Völker nicht, und nur in dieser Hinsicht wurden sie gewöhnlich beurtheilt. Die Beamten waren Diener des Königs, dessen höchsten Willen man in ihren Verfügungen verehren mußte. Ihnen wurden eben dieselben Tugenden wie den Herrschern selbst empfohlen. Klage war schwer, doch nicht unmöglich. In solchen Fällen übten die Fürsten das Recht strenge und schnell. Ueberhaupt waren die morgenländischen Herrscher, obgleich sie Gesetze gaben und sie bekannt machen ließen, als oberste Richter keineswegs überall und in allen Fällen in ihren Urtheilen an dieselben gebunden. Oft sprachen sie nach ihrem Gefühl oder nach ihrer Laune und dann ward gerade ihr Scharfsinn am meisten bewundert, wenn ihre Aussprüche nach unsern Ansichten auch noch so grausam und ungerecht seyn mochten. Die untern Richter urtheilten wohl in den meisten Fällen nach einem Gewohnheitsrecht oder nach der Billigkeit. Auch in den übrigen Zweigen der Regierung wie z. B. in der Verwaltung der Einkünfte mußte es dem Volke am liebsten seyn, wenn man sich nach dem alten Herkommen richtete, denn gewohnte Lasten waren die erträglichsten, neue hingegen reizten leicht zur Empörung, wie die Geschichte Rehabeams lehrt. Die-

ses Verfahren hatte denn auch den Vortheil, daß man bei Verwaltung der öffentlichen Einkünfte die Erfahrung zu Rathe zog, eine Lehrerin, deren Vernachlässigung in neuern Zeiten Fürsten und Völker bei Einführung wissenschaftlicher Staatswirthsschafts=Grundsätze oft schwer haben entgelten müssen. In der Kunst, mit dem möglichst geringsten Drucke der Völker den Schatz in blühendem Zustande zu erhalten, bestand alle Wissenschaft eines klugen Fürsten oder seiner obersten Staatsbeamten. Wer diese Kunst besaß, konnte sich am zuverlässigsten auf innere Ruhe und feste Anhänglichkeit der Völker verlassen. Kriege waren für jene morgenländischen Reiche, wenn sie nicht mit großer Uebermacht geführt wurden, viel gefährlicher als für Griechenland und Rom und für die spätern Europäischen Staaten. In kleinern mag man nur die Kriegercaste, in größern die waffenfähige Mannschaft des ganzen Volkes bewaffnet haben. Indessen konnte man sich eigentlich wohl nur auf den herrschenden Stamm verlassen, denn für die Aufrechthaltung eines Zustandes, in welchem sie auf jede Weise gekränkt waren, konnte man den übrigen gewiß keine große Begeisterung zumuthen. Ueberhaupt erprobt sich in schweren Kriegen, wo es zur Erhaltung der Unabhängigkeit der äußersten Kraftanstrengung eines ganzen Volkes bedarf, die Trefflichkeit gesellschaftlicher Ordnung am sichersten. Denn hier dem starken, vielleicht übermächtigen Feinde gegenüber löst sich bei dem geringsten Nachtheile jede Bande jenes blinden Gehorsams auf, mit welcher der Zwangsherrscher in Zeiten der Ruhe und der unbestrittenen Macht seine Knechte umstrickt hatte; nur der freie Mann oder der Diener, der seinem Fürsten mit Liebe ergeben ist, bleiben im Unglücke getreu. In entscheidenden Schlachten stand mit dem Leben oder der Freiheit des Königs meistens die Fortdauer des Staates selbst auf dem Spiele. Denn nur um den König sammelten sich die Völker, war er dahin, so hatte Alles ein Ende. Die Asiatischen Feldherren konnten nur als Diener des Königs auf den Gehorsam ihrer Truppen rechnen, sie besaßen nicht eigene Würde und Ansehen, wie die großen Lehensträger, die Herzoge und Grafen des Mittelalters. Mit der königlichen Beglaubigung ging

alle ihre Macht verloren. Mit dem Tode oder der Gefangenschaft des Königs war die oberste, heilige Gewalt und mit ihr jeder Haltpunct für die Geschlagenen verschwunden. War nun dazu noch bei dem nur sehr schwankenden Rechte der Erstgeburt die Nachfolge zweifelhaft oder streitig, so hatte der Besiegte nicht Zeit, die Entwirrung derselben abzuwarten, sondern fand es kürzer und sicherer, dem überall eindringenden Sieger zu huldigen, der ja ohne göttliche Fügung den Sieg nicht errungen haben würde. Nur der erbittertste Völkerhaß oder der wildeste Glaubenseifer leistete noch fernern Widerstand. Dieses war eine der schwächsten Seiten der morgenländischen Zwangsherrschaft, unter welcher übrigens morgenländische Völker nach den unter ihnen herrschenden Begriffen in Zeiten der Ruhe unter weisen Fürsten keineswegs unglücklich waren. Merkwürdig wäre hier die von Herodot erzählte Berathung der Persischen Großen vor der Wahl des Darius, könnte man genau bestimmen, in wie fern uns in dieser Stelle ächt Persische Gesinnungen und Ansichten dargestellt werden, oder in wie fern sie durch Griechische Begriffe verändert worden sind.

Die menschliche Brust fühlt sich gehoben, wenn man den Blick von jenen unzählbaren zusammengezwungenen Völkerschaaren, über die ein Zwangsherrscher von den innersten seiner Weibersäle aus gebot, zu dem kräftigen, reich begabten und aus eigenem Antrieb rastlos beweglichen Volke wendet, unter welchem Homer sang, Plato lehrte, Parrhasius und Zeuxis unsterbliche Denkmäler einer göttlichen Kunst, die Krieger von Marathon, Thermopylä und Platea, endlich aber eben so unvergängliche Beweise hoher Bürgertugend und bewundernswürdiger Tapferkeit hinterließen, durch welche sie ihr Volk in der Geschichte aller Jahrhunderte adelten. Ein leiser Schauer durch tiefe Ehrfurcht abgedrungen überfällt uns, wenn wir uns jener Geschichte nähern, die in sich selbst beinahe eben so reich, eben so fruchtbar wie die ganze übrige Weltgeschichte zusammen genommen ist. Keine Lehrbücher enthalten so wichtige Lehren der Staatsklugheit wie die der Griechen, denn in ihrem so nahe begränzten Vaterlande scheinen sich alle denkbaren Gestaltungen

des Staatsvereins erschöpft, alle ersinnlichen Verhältnisse unabhängiger Völker erzeugt, die schönsten Ideale bürgerlicher Tugend und kräftigen Gemeinsinns verwirklicht, aber auch gänzlicher Verfall, schnöde Verworfenheit und Untergang alles Herrlichen auf eine so grelle als furchtbar in die Augen fallende Art an den Tag gelegt zu haben. Das erhabene Gebäude, welches wir noch jetzt in seinen Trümmern bewundern, mußte ringsumher lange und finstere Schatten werfen.

In den frühesten Sagen der Hellenen finden wir jene Stämme, jene Einrichtungen wieder, zu welchen der natürliche Gang des menschlichen Geistes überall in den Kinderzeiten des gesellschaftlichen Verbandes führte. Aber der Umstand, daß Einwanderer aus ganz verschiedenen Völkern zu ganz verschiedenen Zeiten in das vom Meere her von allen Seiten zugängliche Hellas eindrangen, und daß die natürliche Beschaffenheit dieses Landes kleinere unabhängige Niederlassungen, Handel und Verkehr aller Art begünstigte, gab den Griechen schon sehr früh eine eigenthümliche Richtung. Einen ganz besondern Einfluß aber hatte hier die Dichtung; sie war es die den volksthümlichen Göterglauben schuf, die oberste Staatsgewalt in die engste Verbindung mit dem Priesterthume brachte, welches Verhältniß noch lange nach dem Untergange der königlichen Gewalt zu Athen durch die Würde des Archonkönigs angedeutet ward. Sie war es ferner welche die Fürstengeschlechter bald durch Götterzeugungen bald durch eheliche Verbindungen auf's engste mit den Göttergeschlechtern verknüpfen konnte, sie endlich die der königlichen Gewalt theils durch diese Götterverwandtschaften theils durch begeisternde Gesänge von den wundervollen Thaten jener Fürsten, von ihrer hohen Weisheit, Gerechtigkeit u. s. w. eine überirdische Weihe ertheilt hatte. Ein großer gemeinschaftlicher ritterlicher Zug, der Trojanische Krieg, gab den Völkerschaften eine unauslöschliche gemeinsame Erinnerung. Schon früher waren volksthümliche Verbindungen angeknüpft worden. Das Orakel von Delphi, das Gericht der Amphyktionen fallen in Zeiten zurück, welche keiner geschichtlichen Forschung zugänglich sind. Allein jene durch Dichtung geheiligten Verfassungen, die

in so kleinen Staaten nur für die Kindheit der Völker passen konnten, wurden umgestürzt, als der thätige Verkehr und die lebendige geistige Entwicklung der Menschen größere Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten zu verlangen anfingen. Bald nach dem Trojanischen Kriege verfiel eine der Einzelherrschaften nach der andern, und es bildeten sich durch Umstände Gemeinwesen der verschiedensten Art. Zum Umsturze der königlichen Verfassungen mag man der thätigen Theilnahme des Volkes benöthigt gewesen seyn, daher der Uebergang der Einzelherrschaft in Volksherrschaft der naturgemäßeste ist. Auch war Volksherrschaft (Demokratie) der Grundzug aller bürgerlichen Einrichtungen Griechenlands, nur daß sie in den verschiedenen Staaten eine höchst mannigfaltige Ausbildung erhielt, so daß z. B. das Volk nur wie in Sparta durch Wahlen seinen Einfluß übte, oder, wie in Athen unmittelbar in die Staatsverwaltung selbst eingriff. Selbst der weiteste gemeinbürgerliche Freisinn war mit einer Art von Adelstolz nicht unverträglich. Jeder freie Grieche glaubte sich von den Göttern höher gestellt. Ja in dem Hauptsitze der Volksherrschaft zu Athen war die Zahl der freien Bürger so unverhältnißmäßig gering zu der Menge der Knechte, daß man nach heutigen Begriffen diesen durch Unbegränztheit der Volksrechte so berühmten Staat des Alterthums der eigennützigsten und härtesten Adelszwangsherrschaft beschuldigen würde. Auch Griechenland erhob sich nie zur Anerkennung allgemeiner freier Menschenwürde, und diesen Mangel darf man in Beurtheilung der Hellenischen Staatenverfassungen keinen Augenblick aus dem Gesichte verlieren. Die Knechtschaft, welche mit allen Begriffen der gegenwärtigen Zeit sowohl mit dem reinen Geiste des Christenthums als mit den Lehren der Vernunft so durchaus unverträglich ist, hob im Alterthum eines der größten Hindernisse der Volksherrschaft hinweg. Der Umstand, daß in einem vom Himmel ohnehin auf's herrlichste begabten Lande alle Beschwerden des Ackerbaues, alle zu Befriedigung der Bedürfnisse eines gebildetern Lebens erforderlichen Gewerbe einem zahlreichen und fleißigen niedern Stande aufgebürdet werden konnten, setzte die Freien in den Stand, sich einzig und allein mit öffentlichen

Angelegenheiten zu beschäftigen, ihr Leben unter Gesprächen über dieselben auf Straßen und Plätzen hinzubringen, und sich auf diese Weise ohne große Mühe die Kenntnisse zu verschaffen, die zu einigermaßen nützlicher Theilnahme erforderlich waren. Diese Muße der Griechen in ihren häuslichen Verhältnissen bei einem so reichen lebendigen Geiste muß wohl vorzüglich unter den Ursachen der großen Regsamkeit ihres öffentlichen Lebens bemerkt werden, wenn man zu einem richtigen Urtheile hierüber gelangen will.

Wie wir oben gesagt, hielt sich jeder freie Grieche für von den Göttern höher gestellt, nicht nur in Vergleich mit den Knechten sondern auch in Beziehung zu den fremden Völkern, den Barbaren. Ein gewisses volksthümliches Gefühl vereinte alle diejenigen, die sich in Hellenischer Sprache ausdrückten, mit einem zwar lockern, aber dennoch in vieler Rücksicht nicht unwirksamen Bande. Man setzte einen ungleich größern Werth auf die Anerkennung seiner Verdienste durch andere Griechen als auf die ehrenvollste Bewunderung fremder Völker. Vor den großen gemeinsamen Einrichtungen, dem Gerichte der Amphyktionen, den Opfern zu Delphi, den Olympischen Spielen, sollten die erbittertsten Kämpfer sich neigen, die Waffen sollten ruhen, einzelne Staaten ihre Feindseligkeiten vergessen. Und dennoch konnte keine noch so große dringende Angelegenheit des gemeinsamen Vaterlandes die Völker von Hellas zu einem großen kräftigen politisch-wirksamen Gesammtbunde vereinen, selbst die Perserkriege nicht, welche doch allen zusammen den Untergang drohten. Frei und unabhängig sollten sich alle diese einzelnen Staaten entwickeln, jeder zu einer Eigenthümlichkeit gestalten, die ihm auch in der Weltgeschichte eine besondere Stelle anweisen möchte. Nur im Reiche der Ideen, im schönen Gebiete der höhern Wissenschaft, der Dichtung, der bildenden Kunst sollte ein allgemeines volksthümliches Band alle Hellenen umfassen. Auch schuf die Versammlung der Amphyktionen unter den Hellenischen Staaten ein positives Völkerrecht, wie es sonst nur in vollkommenen Bundesstaaten bestehen mag. Gerne traten die kleinen Gemeinwesen einzelner Stämme und Landschaften in

Bundsgenossenschaften zusammen, deren gemeinsame Angelegenheiten durch Abgeordnete auf Tagsatzungen berathen wurden. Fast alle einzelnen Landschaften Griechenlands hatten diese Einrichtung. Größere, mächtigere Städte gewonnen daselbst größern Einfluß. Diejenigen, welche sich am meisten Kraft fühlten wie Athen und Sparta, gestatteten den übrigen nur ein völlig untergeordnetes Verhältniß, man mochte sie nun als schwächere Bundsgenossen oder als völlige Unterthanen betrachten oder nicht. In ihrer glänzendsten Periode erhielt die Griechische Geschichte ihre Haupteigenthümlichkeit durch die Nebenbuhlerschaft Spartas und Athens. Beide stehen in der Weltgeschichte da einzig in ihrer Art. Dürfte man den Staat als höchsten Zweck des menschlichen Lebens betrachten, so müßten die Gesetze und Gewohnheiten der Spartaner jedem spätern Volke bei Errichtung seiner Grundgesetze zum Muster empfohlen werden. Aber nichts kämpft so sehr gegen jenen in neuern Zeiten so häufig aufgestellten Satz, als die Geschichte jenes mit keinem frühern oder spätern öffentlichen Wesen zu vergleichenden Staates. Nirgends war alles dasjenige, was dem Daseyn des Einzelnen Reiz und Freude verleiht, so gänzlich einer einzigen Idee, dem kräftigen Bürgerthum, aufgeopfert wie in Sparta. Alles war daselbst mit der folgerechtesten Bestimmtheit auf einen und denselben Zweck berechnet. Aber auch blieben die Spartaner selbst vor den Zeiten des Verfalls immer nur einer einzigen Tugend fähig, aller freiere Aufschwung des Geistes, die schönsten Blüthen desselben blieben erdrückt. Eine Menge von Menschen und unter ihnen wohl auch manche Geister höherer Art mußten bedeutungslos vorübergehen und in völlige Vergessenheit sinken, damit der Name Lakedämons die Unsterblichkeit erhielte. Allein in der Geschichte dieses Volks findet man die denkwürdigsten Beispiele von dem was der Mensch vermag, wenn er Alles auf das Eine setzt.

So wie Sparta unter den Griechen einzig war an folgerechter Bestimmtheit und unerschütterlicher Standhaftigkeit, so mag sich an rascher Beweglichkeit, freier lebendiger Geistesentwicklung, Sinn und Empfänglichkeit für das Schöne und Große

jeder Art kein Volk des Alterthums mit dem Attischen vergleichen. Nirgends zeigten sich so wundervolle Blüthen, nirgends reiften so herrliche Früchte für hohe Menschenbildung wie in Athen. Kein Feld des weitumfassenden menschlichen Wissens blieb hier unbearbeitet, keine Kunst, womit der Sterbliche das Schöne durch Rede oder Bild dem Sterblichen in seiner idealischen Göttergestalt darstellen will, blieb hier unversucht. Alle Tugenden des Bürgers und des Menschen, alle schönen Eigenschaften edlerer Seelen sah man hier in Rede und That. Aber was wir von den Griechen überhaupt gesagt, daß das Herrlichste nicht ohne eine finstere Schattenseite gewesen, gilt auch von Athen noch ganz besonders. So wie in Sparta jene starre Festigkeit der bürgerlichen Einrichtungen und der Politik nur durch aristokratische Vormacht möglich wurde, so ging in Athen jene gewaltige rastlos bewegende Regsamkeit aus den unaufhörlichen Reibungen einer immer unbegränzten Volksherrschaft hervor. Nirgends war in der Verfassung deutlicher ausgesprochen, daß die Staatsverwaltung zum Besten aller freien Bürger angeordnet seyn sollte, aber nirgends bewährte es sich auch auf eine fühlbarere Weise, daß das allgemeine Beste nicht in schlimmern Händen seyn kann, als wenn man es den wandelbaren Launen der Menge überläßt. Verhinderte in Sparta die unbiegsame Starrheit des Gesetzes und seiner Bewahrer den freiern Aufschwung des Geistes, so litt man in Athen jeden Augenblick an den schlimmen Folgen der ewigen Widersprüche der öffentlichen Verhandlungen. Alles im Staate war veränderlich, nur die Eitelkeit seiner Bürger nicht. Darum wurden Bundsgenossen oder unterworfene Völker von Machthabern, deren Gewalt so schnell vorüberging, gedrückt, und das Attische Volk selbst von schlauen Rednern durch Schmeicheleien aller Art zu nachtheiligen oder ungerechten Beschlüssen verführt. Athen hatte einen viel zu hohen Grad gesellschaftlicher Bildung erreicht, als daß man daselbst ohne Eigenthum in Gemeinschaft der Güter hätte leben können, und doch fand daselbst das Eigenthum keinen sichern Schutz. Der freie Bürger von Athen war nicht nur der Ungleichheit staatsbürgerlicher Rechte, sondern auch der Ungleich-

heit des Vermögens, ja selbst geistiger Kräfte und Tugenden feind. Seine Eitelkeit fand sich durch jedes Uebermaß solcher Vorzüge beleidigt, und es war ja viel leichter, den besser Betheilten, auf welche Art es immer war, zu stürzen, als sich selbst durch beschwerliche Anstrengung, die bei ungleichen Naturgaben vielleicht nicht einmal zum Zwecke geführt hätte, dem Nebenbuhler an die Seite zu heben. Diese Schattenseite der Volksherrschaft zeigte sich überall in der Attischen Geschichte. Und wenn wir den Tagen von Marathon, Salamis und Platea nebst so vielen andern unsterblichen Thaten Athenischer Bürger, wenn wir den Forschungen der Akademie und den unvergleichlichen Denkmälern hochsinniger Kunst, welche dem Attischen Genius ihr Daseyn verdanken, unsere Bewunderung nicht versagen können, so widerstreitet doch die Verfassung, die nie einen großen Mann zu ertragen vermochte, den edelsten Regungen unseres Gemüths. Neben jenen heroischen Aufwallungen, welche den Bürger von Athen antrieben, durch große Thaten unsterblichen Ruhm zu erringen, drängen sich die Ungerechtigkeiten des Athenischen Volkes gegen seine besten Bürger, das traurige Loos des Miltiades, die Verbannung des Aristides und Themistokles, des Thukydides und Xenophon, endlich der Tod eines Phokion und Sokrates den Blicken der Nachwelt auf eine schmerzliche Weise auf; und wenn wir gleich dem vielen Herrlichen, was man den Athenern verdankt, unsere Anerkennung nicht versagen dürfen, so können wir doch die einmal vorübergegangene Erscheinung in ihrem Ganzen auf keine Weise wieder zurückwünschen.

Schon lange bevor die Griechen mit fremden größern Völkern in nähere und häufigere Berührung kamen, hatte sich in Griechenland selbst unter seinen vielen unabhängigen Staaten mannigfaltige Verhältnisse gebildet, es war ein höchst regsames Völkerleben entstanden, eben so merkwürdig für die Geschichte als lehrreich für die Staatskunst aller Zeiten. Der Wunsch jedes Einzelnen, seine Macht zu vergrößern, die noch festere Entschlossenheit, wenigstens die Selbstständigkeit zu behaupten, ließen hier früh die Idee eines politischen Gleichgewichts entstehen,

die dann erst gegen das Ende des Mittelalters in Italien wieder erweckt wurde. Einzelne mächtigere Staaten ragten empor, andere schwächere schlossen sich als Bundsgenossen an. Es entstanden rastlose Kämpfe, um die sich die ganze Griechische Geschichte dreht. Das öffentliche Leben, welches in allen Griechischen Gemeinwesen vorherrschte, verbreitete politische Grundsätze sowohl der innern Staatsverwaltung als des Verfahrens gegen andere Staaten unter allen freien Bürgern. Jeder von ihnen war gewohnt, die Kräfte des eigenen Staats gegen die Kräfte und den guten oder bösen Willen der Nachbarn abzuwägen, und die Muße des häuslichen Lebens machte Staatsangelegenheiten zu seiner Lieblingsbeschäftigung. Noch in den schönsten Zeiten stellte sich den Griechen durch Veranlassung der Pflanzstädte Kleinasiens das unermeßliche Perserreich entgegen, und gab dem politischen Blicke eine neue Richtung. Der große König und seine Statthalter griffen von da an in einem fort bald auf diese bald auf jene Weise in die Griechischen Verhältnisse ein, Griechenlands Staatsmänner mußten jetzt Persien in ihren Berechnungen ganz vorzüglich berücksichtigen. Aber man widerstand ungleich besser dem Persischen Schwerte als dem Golde des großen Königs. Sowohl einzelne Griechen als ganze Staaten traten in mancherlei Verbindungen mit demselben, die den neuern Verhältnissen der Schweizer mit den Herrschern von Frankreich nicht unähnlich waren. Und doch sollte der Untergang der Griechischen Freiheit nicht von Persien herkommen, sondern von einem einheimischen Reiche im Norden Griechenlands, welches Jahrhunderte hindurch in den Staatsberechnungen der Griechen gar nicht in Anschlag gekommen war. Auch die schlaue beharrliche Staatskunst des Makedonischen Philipp bleibt für alle Zeiten besonders schwachen, locker vereinigten Bundes-Staaten lehrreich. Von da an bietet Griechenland in einem fort das widerliche Schauspiel des ungleichen Kampfes getrennter und in politischer Verwirrung lebender Staatenbünde wider kluge, rastlos thätige und mit folgerechter Bestimmtheit zu Werke gehende Uebermacht dar. Bei den ersten Schritten Roms sieht man den unvermeidlichen Ausgang des Kampfes, und die edel-

sten Anstrengungen besserer Griechen, die den allgemeinen Verfall überlebt, dasjenige zu erhalten, was in sich selbst zerfallen war, erwecken nur wehmüthiges Bedauern.

Lange war die Staatskunst in Griechenland schon im Leben, ehe tiefere Denker dieselbe zum Gegenstande abgezogener wissenschaftlicher Forschungen machten. Des Pythagoras und seines im Alterthume so hochberühmten Bundes ist bereits in der Geschichte der Philosophie gedacht worden. Die Nachrichten über denselben sind zu unsicher und zu dunkel, als daß man hier ein Mehreres darüber beifügen könnte. Aber im Allgemeinen und abgesehen von einzelnen Bedingungen bleibt dieser Versuch für die Geschichte aller Zeiten höchst merkwürdig, weil er der erste bekannte ist, durch einen Verein weiser, zu einem Zwecke wirkender Männer ohne höhere Beglaubigung weder von Seiten des Staats noch von Seiten der Kirche den Gang der öffentlichen Angelegenheiten, ja das ganze Leben selbst zu beherrschen. Von da an ist er in dem großen Weltgetreibe öfters wiederholt, oder wenigstens recht lebendig gedacht oder geträumt worden mit abwechselndem Glücke, selten mit dauerndem Erfolg. Nicht leicht kann eine solche Gesellschaft einen erhabenern Zweck mit trefflichern Mitteln verfolgen, als es die Pythagoräer thaten; und doch welch' ein Ausgang! Wie groß und erhaben der Gedanke auch an sich selbst seyn mag, so scheint er doch mit der steten Beweglichkeit des Lebens im Widerspruche zu seyn, und die dauernde Herrschaft einer Gesellschaft von Weisen über das ganze Menschengeschlecht oder nur über einen bedeutenden Theil desselben eben so gut in das Land der Träume zu gehören wie ein allumfassender Gesammt-Bundesstaat, in welchem alle Staaten der Erde jeglichen Haders vergessend ihre Kräfte zu einem höhern Zwecke vereinigen würden.

Die ersten Lehrer der Staatskunst müssen wir bei den Geschichtschreibern suchen, in deren Werken sich der Sinn und die Sitten ihrer Zeitgenossen spiegeln, aber ganz vorzüglich bei dem ehrwürdigen Vater der Geschichte Herodot, dessen gesundes Urtheil über die Staaten und Völker, die er beschreibt, uns wohl die treueste Schilderung der zu seiner Zeit herrschenden politischen

Begriffe geben. Höchst merkwürdig bleibt immer die zwar kurze, aber doch in wenig Worten viele Wahrheit enthaltende Darstellung der drei bekanntesten Verfassungen, die er den drei Persischen Fürsten in den Mund legt, einer Menge anderer schöner Stellen nicht zu gedenken, die einen reichen Schatz einfacher Lebensweisheit und wichtige Lehren für Völker enthalten. Auch sein großer Nachfolger Thukydides, der im Peloponnesischen Kriege selbst mit gehandelt hatte, gab seinem Volke, das ihn so unwürdig behandelt, besonders in den von ihm eingeschalteten Reden so wichtige aus den Ereignissen seiner Zeit entnommene Lehren, daß sie auch für alle spätern Jahrhunderte der Beherzigung würdig bleiben. Indessen war der göttliche Plato der erste, der über Natur und Zweck des öffentlichen Wesens abgezogene Betrachtungen anstellte. Allein diese in seiner sogenannten Republik enthaltenen Ergebnisse seiner Forschung über einen Gegenstand, auf den er durch Untersuchungen über den Begriff von Gerechtigkeit gekommen war, bleiben so gänzlich in dem Gebiete idealer Abstraction, sie stehen nur in so entfernter Beziehung zu der Wirklichkeit menschlicher Verhältnisse, daß die daselbst entwickelten Begriffe niemals weder zur Anwendung gelangen, noch überhaupt einen Einfluß weder auf Herrscher und Staatsmänner noch auf Untergebene gewinnen konnten; so daß sie eigentlich mehr der Philosophie und dem weiten Reiche der Ideen, als der Geschichte eigentlicher Politik angehören. Doch wird kein Staatsmann oder Staatsgelehrter, der seine Wissenschaft von den höchsten Urquellen aller Wahrheit ableiten will, sein Buch unbefriedigt aus den Händen legen. Aber wider die Anwendbarkeit der Lehren des erhabensten der Philosophen werden den Meister schon die wiederholt mislungenen Versuche der Verwirklichung zu Syrakus und am Hofe der Dionyse ein ungünstiges Vorurtheil einflößen, wenn man auch annimmt, daß hier kein Boden war, auf welchem Reines und Erhabenes gedeihen konnte.

Ungleich näher mit der Wirklichkeit verwandt sind die Lehren des geistreichen, lebensklugen Xenophon, der sich als Feldherr und Staatsmann in den wichtigsten Stellen versucht hatte, und mit einzig glücklichem Beobachtungsgeist in die Verhältnisse

seiner Zeit und die weniger in die Augen fallenden Handlungs-triebfedern seiner Zeitgenossen eingedrungen war. Der geschicht-schreibende Feldherr leitet seine Schätze nicht auf abgezogenem Wege aus der Vernunftwissenschaft her, sondern ein kühner genialischer Blick auf das große Menschen- und Völkerleben, mit dem er durch eigene Erprobung vertraut geworden ist, öffnet ihm überall die ergiebigsten Quellen höherer Lebenskunst und ihrer zwei wichtigen Zweige, der Kriegs- und Staatskunst, die der Schüler des Sokrates mit philosophischer Umsicht an die höchsten Zwecke irdischen Strebens anzureihen weiß. Große körperliche und sittliche Kraft der Völker, Festigkeit und Einheit ihrer Verfassungen sind die hohen Urbilder, die seinem Geist vorschweben. Die Nothwendigkeit, jene durch Erziehung der Jugend zu schaffen, hatten die Philosophen und höher gebildeten Staatsmänner des Alterthums alle tief aufgefaßt, und darum standen bei ihnen die Einrichtungen von Sparta, wo dieser Gedanke allein in größerer Ausdehnung und zwar mit Erfolg verwirklicht war, in so hoher, so unvergänglicher Achtung. Von den wilden Stürmen ungeregelter Volksherrschaft, von den Launen eines geistig und körperlich verwöhnten und durch verdorbene Sophisten irre geführten Volkes war Xenophon in der Vaterstadt Zeuge und Opfer gewesen. In Sparta hatte er eine sichere Zuflucht gefunden. Daher spricht sich seine Vorliebe für Sitten und Verfassung Lakedämons überall aus. Griechenlands Verfall und der schnöde Undank seiner Bürger ließen ihn von der Einzelherrschaft günstiger urtheilen. Einen Fürsten, der mit allen erforderlichen Eigenschaften ausgestattet war, stellte er wie die Weisesten aller Zeiten sehr hoch. Die Bearbeitung solcher Vorbilder wie Kyrus und Agesilaus, in denen der Verfasser seine eigene hohe und edle Menschlichkeit spiegelt, scheint eine seiner Lieblingsbeschäftigungen gewesen zu seyn. Wenige Schriftsteller sind über das ganze Leben ihres Volks so lehrreich wie Xenophon in seinen verschiedenen Werken. Unter seinen Schriften, die in näherer Beziehung zur Politik stehen, ist sein Buch von den Einkünften von Attika als der erste praktische Versuch merkwürdig, der uns über Staatswirthschaft aus dem Alterthum bekannt ist. Der

Vorschlag, den er hier seinen Mitbürgern macht, ihren Einfluß in Griechenland statt durch so erschöpfende Kriege durch eine weise, großmüthige und freundschaftliche Behandlung der schwächern Staaten und durch den Ruf einer unerschütterlichen Gerechtigkeit in schiedsrichterlichen Sprüchen zu begründen, trägt ganz das Gepräge seines großartigen Sinnes, und möchte auf eine treffende Weise der engherzigen Gold- und Gütergier der Staatswirthe unserer neuern Zeit entgegengestellt werden.

Mehrere unter den Hellenen beschäftigten sich mit Forschungen über das Wesen und den Zweck des Staats, deren Werke sich für uns entweder gar nicht oder nur in sehr unzusammenhängenden Bruchstücken erhalten haben, wie Phaleas aus Chalkedon, Hippodamus aus Milet u. a. m. Nichts desto weniger muß der gelehrteste Mann des Alterthums, der mit der ganzen Bildung seiner Zeit vertraute Aristoteles, als der eigentliche Schöpfer und Vater der Staatswissenschaft in heutigem Sinne betrachtet werden. Der Weise von Stagira war als tiefer Denker auf dem Wege vernünftiger Forschung über Wesen und Zweck der bürgerlichen Gesellschaft mit sich selbst in's Klare gekommen, und hatte zugleich als im Verhältnisse zu seiner Zeit unbefangener und mit der nothwendigen Göttergabe auf's herrlichste ausgestatteter Beobachter aller damals bestehenden öffentlichen Gemeinwesen seine wissenschaftlichen Sätze mit der Erfahrung in Einklang gebracht. Alle Werke seiner Vorgänger waren ihm bekannt, alle Staatsverfassungen hatte er auf's genaueste betrachtet und durchdacht. Aber leider ist seine Sammlung derselben, für die Würdigung des Alterthums ein unersetzlicher Verlust, zu Grunde gegangen. Seine Bücher über Politik enthalten einen reichen Schatz von Menschenkenntniß und Lebensweisheit, und möchten in dieser Beziehung unter den neuern wohl am ersten mit den größern Werken Machiavells zu vergleichen seyn. Daher bleiben sie auch unter ganz veränderten Verhältnissen für Staatsmänner höchst lehrreich, insonderheit aber für Bürger kleiner Freistaaten, deren Verfassung von den Einrichtungen eines städtischen Gemeinwesens aufgegangen ist; denn nur solche hatte der Lehrer des Welteroberers, der doch auch manche andere beobachtet hatte,

bei diesem Werke im Auge. Aristoteles fängt dabei an, die Erlangung des höchsten Guts, was auf Erden erreicht werden mag, als Staatszweck festzustellen. Dann setzt er die bürgerliche Gesellschaft aus ihren Urbestandtheilen zusammen. Er betrachtet den Menschen als Einzelnen, dann in seinen häuslichen Verhältnissen sowohl zu Weib und Kind als zum unterworfenen Knechte. Und hier bleibt es höchst merkwürdig, daß der gebildetste Mann des Griechischen Alterthums, der tiefste gründliche Denker, der uns die Uebel der Zwangsherrschaft eines Einzelherrn und der Oligarchie so trefflich vor die Augen zu stellen weiß, so gänzlich in den Vorurtheilen seiner Zeitgenossen befangen blieb. Weit entfernt sich gegen das Sclavenwesen zu erheben, sieht er es vielmehr als natürliche Grundlage der häuslichen und bürgerlichen Verhältnisse an, und suchte es aus Gründen zu erklären, deren Unhaltbarkeit der überall mit so scharfer logischer Spitzfindigkeit verfahrende Denker sich doch kaum verbergen konnte. Aristoteles sieht den Herrn als Geist und den Sclaven als Körper an, dessen Wohl es erfordere, vom erstern beherrscht zu werden. Allein es konnte ihm nicht entgehen, daß, gesetzt auch jeder geborene Sclave wäre auf einer so niedrigen Stufe geistiger Entwicklung gewesen, doch auch eine Menge freier Männer durch Kriegsgefangenschaft in diesen Zustand gerathen konnten, die ihre Herren sowohl an natürlichen Einsichten als an erworbenen Kenntnissen unendlich übertrafen, und auf welche die gegebene Erklärung durchaus nicht paßte. War nicht auch Plato in die Sclaverei verkauft worden, und was für einen Herren hätte er haben müssen, um von ihm als bloßer Körper oder als bloßes lebendiges Werkzeug behandelt zu werden? Diese Schwierigkeiten waren dem Stagiriten so wenig verborgen, daß er sie selbst nebst den Einwürfen anderer anführt, die das Sclavenwesen als ungerecht und unmenschlich anzugreifen gewagt hatten. Allein er sucht sich derselben dadurch zu entledigen, daß er unbedingt dem Nationalvorurtheile der Griechen huldigt, vermöge dessen sie sich selbst für Wesen höherer Art hielten, die von der Natur zur Beherrschung anderer Völker bestimmt wären. Nur die Knechtung eines Griechen, der also von der Natur zum Herrschen und nie

zum Dienen bestimmt war, müßte man nach diesem Grundsatze als ungerecht ansehen. Aber Aristoteles konnte sich wohl über die Unhaltbarkeit dieses sonderbaren naturphilosophischen Wagesatzes nicht ernstlich täuschen. Vielmehr mochte dem richtigen Blick des so tief eindringenden Staatsgelehrten die innige Verwebung des Sclavenwesens mit allen damals bestehenden Einrichtungen, ja selbst mit dem Herrlichsten, was Bürgerfreiheit erzeugt hatte, nicht entgangen seyn, und der Weise mag sich gescheut haben, eine so zerstörende Veränderung herbeizurufen, die von seinem Zeitalter und den religiösen Begriffen seines Volks noch auf keine Art verlangt wurde.

So wie Aristoteles die häuslichen Verhältnisse bestimmt hat, geht er zu größern Vereinigungen mehrerer Familien in Dörfer, von diesen zu noch größern mehrerer Dörfer in Städte über, deren Einrichtungen und Bedürfnisse bei ihm die Grundlage der bürgerlichen Gesellschaft sind. Und in der That war diese Ansicht in Griechenland vollkommen richtig. Alles bezog sich hier auf die Verhältnisse der Städte, welche selbst durch Unterjochung nur verändert wurden, aber niemals völlig zu Grunde gingen. Es war daselbst kein Staat, in welchem sich die Ortsbürgerrechte völlig in ein allgemeines Staatsbürgerrecht aufgelöst hatten, sondern die Verfassung selbst der Länder, welche mehrere Städte in ihrem Gebiete umfaßte, blieb entweder eine Bundesverfassung, wenn sie das allgemeine Bedürfniß unter gleichen Bedingungen vereinigt, oder sie ging von einer herrschenden Stadt aus, wenn diese die andere durch Uebermacht unterworfen hatte. Daher beschäftigt sich Aristoteles auch ausschließlich nur mit so gestalteten bürgerlichen Gesellschaften, und in dieser Beziehung müssen die Begriffe, von welchen er ausgeht, von den Begriffen unserer Zeit gänzlich abweichen. Diese beiden Grundlagen, die städtische Einrichtung und das Sclavenwesen, darf man bei der Beurtheilung des im Alterthum herrschenden Staatsrechts vorzüglich in Griechenland, insonderheit wenn man es mit unsern neuen Ansichten vergleichen will, niemals aus den Augen verlieren, oder man wird dabei auf völlig irrige Ergebnisse gerathen müssen. Für die wenigen Staaten

aber, die sich wenigstens in der einen dieser Beziehungen, nämlich der städtischen Grundlage nach, dem Griechischen Alterthum nähern, mögen die Schriften des Stagiriten auch jetzt noch viele vorzügliche Lehren enthalten. In seinem zweiten Buche durchgeht Aristoteles einige der bekanntesten damals bestehenden Staatsverfassungen, nämlich die von Lakedämon, Kreta, Karthago und Athen, nachdem er auch die idealischen Vorschläge des Plato, Phaleas und Hippodamus geprüft hat. Bei Anlaß der Platonischen Begriffe über Weiber- und Gütergemeinschaft zeigte er die Nothwendigkeit des Privateigenthums als Stütze und Triebfeder höherer geistiger Entwicklung im Staate. Die wirklichen Staatsverfassungen, die er behandelt, konnte er freilich nur in Zeiten tiefen Verfalls betrachten; aber dieser Verfall hatte seinen Grund nicht nur in äußern Umständen sondern zum Theil schon in der ursprünglichen Anlage derselben, wie der scharfsinnige Beobachter auf's trefflichste nachweist. Das dritte Buch beginnt mit der Erklärung dessen, was man unter der Benennung Bürger verstehen soll: nämlich ein solches Mitglied eines Gemeinwesens, welches zu allen öffentlichen Stellen gelangen mag, was man heut zu Tage einen Activbürger nennen würde. Im Alterthum genoß selbst der freie Mann nur in den Demokratien die staatsbürgerlichen Rechte in ihrer vollständigen Ausdehnung. Höchst merkwürdig besonders für das so schwankende und verworrene Staatsrecht unserer Zeit bleibt die bei diesem Anlasse aufgeworfene Frage von der Identität eines Staates, in wie fern nämlich ein von denselben Menschen gebildetes Gemeinwesen bei veränderter Verfassung noch dasselbe sey, und ob andere Staaten in diesem Falle zu Aufrechthaltung der früher mit demselben abgeschlossenen Verträge verbunden seyen oder nicht. Aristoteles glaubt, daß die Identität durch einen Verfassungswechsel eher zu Grunde gehe als durch die Veränderung der Menschen selbst, da der Geist, der in den Einrichtungen eines öffentlichen Wesens herrscht, eigentlich als das innere belebende Heiligthum desselben zu betrachten sey. Nachdem Aristoteles nun auch den Unterschied der besondern bürgerlichen Tugenden von den allgemeinen menschlichen festgesetzt hat,

geht er endlich zu den bekannten Hauptarten der Verfassungen über. Der Grundzug einer guten gesellschaftlichen Einrichtung ist ihm die Sicherheit, daß das allgemeine Beste in derselben als vorzüglicher, ja als einziger Hauptzweck berücksichtiget werde, wem immer dann auch die Leitung des Gesammtstrebens übertragen sey. Als Zweck des Staats sieht er die Glückseligkeit Aller an. Den Trieb zur gesellschaftlichen Vereinigung sucht er sowohl im Bedürfnisse geselligen Umgangs als im Bedürfnisse größerer Sicherheit und von Hülfsleistungen aller Art. Aristoteles stellte seinen Staatszweck sehr hoch. Viele seiner Nachfolger sind sowohl in der Bestimmung desselben als in Erörterung der Merkmale einer guten Verfassung weit hinter ihm zurückgeblieben, schwerlich wird man je auf erhabenere und richtigere Grundsätze kommen, als sie der Vater der Staatswissenschaft über die letzten Ergebnisse derselben geäußert hat. Eine Herrschaft über freie Bürger zu ihrem eigenen Besten konnte auch in der Monarchie, eine ungerechte Zwangsherrschaft zu den unedelsten Privatzwecken selbst in der Demokratie statt finden. In der Stelle, wo er von den wichtigsten Aufgaben spricht, die einem Staatsmann oder Gesetzgeber vorkommen mögen, macht er auf die große Verschiedenheit des Entwerfens einer Verfassung und Gesetzgebung an und für sich aufmerksam, die nur aus allgemeinen aus der Vernunft entwickelten Grundsätzen abgeleitet wäre, und der Anwendung solcher Ideen in der Wirklichkeit auf eine bestehende Ordnung der Dinge und die gegenwärtigen dringenden Bedürfnisse der Völker, die allenfalls aus Ortsverhältnissen und aus der besondern Eigenthümlichkeit der Menschen ihren Ursprung nehmen mögen. Schon so alt war die Klage über Abfassung unausführbarer Plane für Menschenglück. Aristoteles geht dann zur nähern Untersuchung der bekannten verschiedenen Hauptverfassungen und ihrer Abarten über, und nachdem er die mit lebendiger Anschauung aufgefaßten Erscheinungen eben so lebendig geschildert, äußert er den Wunsch, im Allgemeinen einen zahlreichen Mittelstand vorherrschend zu sehen. Denn in dem sinkenden Athen hatte er den Einfluß und die schlimmen Künste der Demagogen, die Laster eines durch Schmei-

chelei seiner Führer und eigene Ausgelassenheit verdorbenen Volkes, anderwärts die Engherzigkeit, Habsucht und Grausamkeit der Oligarchen und in einigen Staaten seines Zeitalters die gänzliche Verworfenheit durch Zwangsherrschaft niedergetretener Knechte verabscheuen gelernt. Eigentliche Republik nannte er eine Verfassung, die aus Aristokratie und Demokratie gemischt war. Sein Buch über die Umwälzung und die vornehmsten Erhaltungsmittel der verschiedenen Staatseinrichtungen konnte nicht ohne die tiefste, sowohl in der Geschichte als im Leben erworbene Menschenkenntniß geschrieben werden, und bleibt für alle Zeiten und Völker wichtig, wo nur je ähnliche Verhältnisse wiederkehren mögen. Aus diesem Allem entwickelt Aristoteles die Wahrheit, daß das Leben eines blühenden Staates nach dem Vorbild des glückseligsten Zustandes eines Einzelnen eingerichtet seyn müsse, welcher endlich nur in einer zweckmäßigen tugendhaften Thätigkeit denkbar sey. Schon zu Aristoteles Zeiten gab es Schwärmer, welche ein bloß beschauendes, in sich gekehrtes Leben höher stellen wollten als thätiges Mitwirken zum allgemeinen Besten. Solchen Irrthum widerlegt der Weise von Stagira auf's trefflichste, indem er uns beweist, daß weise und gerechte Handlungen, aus denen so viel Großes und Herrliches hervorgeht, zur erhabensten Glückseligkeit führen müssen. Auch bei der Lehre von dem, was zur Ausbildung eines vorzüglichen Gemeinwesens von der Natur gegeben seyn müsse, verläugnet sich die Weltkenntniß des Aristoteles nicht; aber hier muß es dem Leser einer spätern Zeit vorzüglich auffallen, daß die Forderung einer hinlänglichen Menschenzahl, um den Staatszweck zu erreichen, auf eine einzelne Stadt beschränkt werden mag, da doch in den meisten Fällen die nothwendige Mannigfaltigkeit der Urbestandtheile der bürgerlichen Gesellschaft hier sehr dürftig ausfallen mußte. Allein nach den Begriffen der Alten waren jene Urbestandtheile bei weitem nicht so zahlreich wie nach den unsrigen. Es erklärt sich Alles, wenn man bei dem gebildetsten Manne des Griechischen Alterthums liest, daß nur kriegerische oder Staatsbeschäftigungen eines freien Mannes würdig, alle andern Richtungen menschlicher Thätigkeit hingegen wie Handel, Hand-

werk und Kunst an sich unedel und der freiern Entwicklung des Geistes zu höherer Vollkommenheit hinderlich seyen, der Ackerbau aber die Zeit zu sehr in Anspruch nehme, als daß ein Landbauer sich noch mit Gegenständen des allgemeinen Nutzens abgeben könnte. Endlich mußte in einem Staate, wo tugendhafte Thätigkeit der gemeinsame Zweck alles Strebens seyn sollte, auf die Erziehung der Jugend die größte Aufmerksamkeit verwendet werden, und welche Wichtigkeit Aristoteles derselben beilegt, ergiebt sich schon daraus, daß er sie nicht nur bereits in den ersten Anfangsgründen auffaßt, sondern sogar schon den körperlichen Zustand der Eltern bestimmt, der zur Erzeugung kräftiger Bürger der ersprießlichste seyn mag. Auch beim Anlaß der Erziehung rügt er die Einseitigkeit der Spartaner, die ihre jungen Leute eigentlich nur zu einer einzigen Tugend mit Vernachlässigung aller übrigen erzögen. Daß in einem Freistaate sowohl zum Vortheil des Ganzen als des Einzelnen die Erziehung öffentlich seyn müsse, wird Jedermann zugestehen, weil die Jugend nur auf diese Weise schon im zartesten Alter zur Gemeinbürgerlichkeit angeleitet werden kann. Ueber die einzelnen Gegenstände des Unterrichts, die er empfiehlt oder misräth, möchte hingegen nicht Jedermann gänzlich seine Ansichten theilen. Das ganze Werk schließt sich endlich mit einer Abhandlung über die Musik und über die Stelle, welche sie in der Erziehung einnehmen solle, und die Betrachtungen über die verschiedenen damals bekannten Tonarten und die Wichtigkeit ihres Einflusses auf Geist und Sinnesart der Völker. Die Aufmerksamkeit, welche die geistvollsten Staatsmänner des Alterthums auf diesen Gegenstand verwendeten, ist etwas an sich höchst Merkwürdiges und Eigenthümliches, und sollten vielleicht auch Erzieher, wo nicht Staatsmänner und Gesetzgeber unserer Zeit zu einigen gründlichen Untersuchungen hierüber einladen.

Aus dieser kurzen Uebersicht läßt sich abnehmen, daß Aristoteles hauptsächlich die Hauptgrundsätze des bürgerlichen Organismus zum Vorwurf seiner Betrachtungen gemacht, und daß er sich in Gegenstände der eigentlichen Staatsverwaltung weniger eingelassen habe, welche zu allen Zeiten weder bei den Phi-

losophen, die über bürgerliche Angelegenheiten dachten, noch bei der Menge so viel Theilnahme erweckten, als die großen aber im Grunde, weit müssigern Staatsfragen über die Vertheilung der staatsbürgerlichen Rechte. Doch ging er keineswegs völlig über dieselben hin, ohne sie näher zu berühren. Aber was er z. B. von der Verwaltung der Staatseinkünfte und von der Besetzung der Aemter erwähnt, ist auf's innigste mit seiner Schilderung und Beurtheilung der verschiedenen Verfassungsarten verwebt, und bezieht sich vorzüglich auf dieselben. Die Verwaltung der öffentlichen Einkünfte, das Finanzwesen hatte im Alterthum einen weit größern Einfluß im Staate, als man es gemeiniglich annimmt. Die Theilnahme des Volks an den öffentlichen Verhandlungen, die häufigen Kriege, die Unternehmungen zur See, der Verkehr mit fremden Völkern, die Verschönerung der Städte u. s. w. trugen alle dazu bei, die Verwaltung der Einkünfte zu einer der wichtigsten Staatsangelegenheiten zu machen. Aber der Kampf zwischen Begüterten und Unbegüterten, der im Innern jedes einzelnen Griechischen Staates mit abwechselndem Glücke fast ohne Stillstand geführt wurde, brachte hier besondere Rücksichten in Anschlag. Wo die Reichen die Uebermacht errungen hatten, sammelten sie in geheimnißvollem Dunkel Schätze, vermittelst deren sie fremde Söldner bezahlen und sich selbst den Genuß des Uebrigen sichern konnten. War die Herrschaft in den Händen des Volks, so wurden aus dem öffentlichen Schatze diejenigen bezahlt, welche sich an den Volksversammlungen einfanden, und die bedeutendsten Summen, deren man oft zu wichtigen, dem Vaterlande großes und dauerndes Heil bringenden Unternehmungen bedurft hätte, verschleuderte die Laune einer leichtsinnigen Menge zu ausschweifenden Festen, wo alles ernstere Gefühl in wildem Taumel unterging. Die Verschwendung hatte Lücken zur Folge, oder erweckte noch heftigere Begierden, die nicht anders als durch Gütereinziehungen befriedigt werden konnten, wofür ein Reicher wider Gewissen und Recht vielleicht zum Tode, wenigstens zum Verlust von Habe und Gut verurtheilt werden mußte. Solchen Greuel erlebte man zu Athen in langen Zeiten des Verfalls häufig. Denn

es war daselbst wohl durch strenge Gegenrechnungen für die Treue der untern Beamten, aber keineswegs für eine gute Anwendung von Seiten des obersten Herrschers gesorgt, der in seinen Beschlüssen nur seine Eitelkeit oder seinen Hang zur Belustigung, selten das künftige Wohl des Staates zu Rathe zu ziehen geneigt war. In der Aufbewahrung einzelner Summen in den Tempeln, wodurch sie gewissermaßen geheiligt und einem rächenden Gotte selbst geweiht wurden, fand man allein ein Mittel, einen Theil der öffentlichen Gelder in Sicherheit zu bringen, und dem Leichtsinn der Menge einen Damm zu setzen. Eben dieser schlimmen Verhältnisse wegen war die Gerichtsverfassung in den Griechischen Staaten von so unendlicher Wichtigkeit, da man mit der richterlichen Gewalt in vielen Fällen ein mehr oder weniger freieres Verfügungsrecht über Vermögen und Ehre seiner Mitbürger erhielt. Aristoteles erwähnt dieselbe nur obenhin. Er sucht sie nicht von der gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt zu scheiden, sondern trennt nur die Gerichte unter sich selbst, je nachdem verschiedene Geschäfte daselbst verhandelt werden sollen, in acht verschiedene Richterstühle. Nicht zu allen soll die Menge der Bürger gleichen Zutritt haben. Hie und da müssen Wahl, Loos und Prüfung gemischt werden. Zu Athen suchte man im Areopagus lange Einfluß der vornehmen Geschlechter zu erhalten. Nur gewesene Archonten waren hiezu wählbar. Andere Gerichtshöfe standen vermittelst des Looses Jedem offen. Aber Berufungen an das Volk stürzten zuletzt Alles um, wo der Vortheil des Einzelnen öffentliche Theilnahme erwecken mochte. Festigkeit in der Gesetzgebung war von je her eine dringende Nothwendigkeit, welche in der Volksherrschaft nicht anders als durch Erschwerung jeder Neuerung erlangt werden konnte. Daher in den Staaten des Alterthums so mannigfaltige Vorberathungen, so strenge Verordnungen wider diejenigen, welche neue Vorschläge auf die Bahn brachten, so daß sie in vielen Fällen ihre Meinungen nicht ohne Lebensgefahr eröffnen konnten, mit einem Stricke um den Hals in die Volksversammlung geführt wurden u. s. w. Auch die Einrichtung des Kriegswesens greift wesentlich in die Staatsverfassung ein, denn man hatte nicht

nur auf die zweckmäßigste Vertheidigung des Staates wider auswärtige Feinde, sondern vielleicht noch vielmehr darauf zu sehen, daß die bewaffnete Macht nicht die Verfassung umstürzte, und ihre Mitbürger in Knechtschaft zu bringen versuchte. Darum wachte in jedem Staate der herrschende Theil strenge darüber, daß er die Waffen in der Hand behielt, und Gewalthaber, welche aus selbstverschuldeten oder zufälligen Gründen ihren Bürgern nicht trauen durften, nahmen lieber ihre Zuflucht zu Miethtruppen. In Athen ließ sich das Volk die Wahl der Feldherren nicht nehmen, und man hatte daselbst sogar einen ängstlichen, einer guten Kriegsführung keineswegs zusagenden Wechsel des Oberbefehls eingeführt aus Furcht, ein Kriegsoberhaupt möchte zum Herrscher werden. Nur freie Männer von einem gewissen Vermögen durften die Waffen tragen. Solche Vorkehrungen werden in ähnlichen Fällen fast überall getroffen.

Der Weise von Stagira hatte die Griechischen Staaten nur in Zeiten des Verfalls gesehen. Das Schicksal gab jetzt fast die ganze mittägliche Welt in die Hände seines kühnen Zöglings. Aber eben so schnell als sie unter einen Scepter gebracht worden, trennten sich die ungeheuren Ländermassen wieder nach dem Tode des Eroberers. Von da an entstand ein langer Kampf unter seinen Feldherren, in welchem das Haus Alexanders völlig zu Grunde ging, die Länder selbst aber wechselsweise den kühnsten und gewissenlosesten Kriegern zu Theil wurden. Daher gab es jetzt lauter kriegerische Herrschaften von bewaffneten Söldnern gestiftet, und darum auch nur zu ihrem und ihrer Häupter Vortheil und zu kräftigem Auftreten auf dem Kriegsschauplatze eingerichtet; freies Bürgerthum oder Anstalten zum gemeinen Besten waren hier ein Unding, Laune und Habsucht der Herrscher das einzig geltende Gesetz. Aller schöne Gemeinsinn rettete sich in den Achäischen Bund, eine Eidsgenossenschaft freier Städte, die der Eroberung fremd auch der Unterjochung eine lange unbesiegbare Kraft entgegensetzte.

Griechenlands schöne Zeit war unwiederbringlich vorüber, Einzelne ragten noch im allgemeinen Umsturze der Dinge hervor, aber ihre Tugenden, ihre glänzenden Eigenschaften er=

warben ihnen persönlichen Ruhm, ohne dem Vaterlande gedeihlich zu werden. Die geistreiche herrliche Blüthe Griechischer Regsamkeit mußte verwelken, damit das einzige Rom in ungestörter Kraft ohne Nebenbuhler seine Weltherrschaft gründen möchte. Wie Griechenland so schien auch Italien von der Natur zum Wohnsitze eines reichbegabten, sich auf mannigfaltige Weise zu vielseitiger Bildung erhebenden Volkes angewiesen. Wie Griechenland so schien auch Italien von verschiedenen Seiten her bevölkert. Aber diese Bevölkerung blieb unter sich getrennter, die Stämme unvermischter als im Lande der Hellenen. Kein allgemeines weder sichtbares noch unsichtbares Band umschlang die Gesammtheit Italischer Völker. Nur einzelne, unter sich selbst wieder getrennte, in kleine Gemeinwesen zerspaltene Stämme bildeten locker verbündete Eidsgenossenschaften wie in den Griechischen Ländern, die nur zu vorübergehenden Zwecken, etwa zu Abwendung großer Gefahren vereint blieben, während in gewöhnlichen Zeiten jeder kleine Staat unbekümmert um die übrigen seinem Vortheile folgte. Doch herrschte besonders in den Tuscischen Staaten Mittelitaliens ziemlich allgemein eine gewisse Uebereinstimmung in den Verfassungen. Fürsten, denen der kriegerische Oberbefehl und die Leitung der erhabensten Glaubensfeierlichkeiten übertragen waren, herrschten über freie Völker. Unter der Menge dieser kleinen Staaten zeichnete sich durch sein eben so glückliches als kräftiges und wohlgeleitetes Emporstreben der Römische aus, der in dunkler Zeit von Bewohnern der alten Lateinischen Stadt Albalonga im Gebiete des alten Latiums an den Ufern der Tiber angelegt war. Seine älteste Verfassung mag diejenige gewesen seyn, die man bei den meisten Italischen Völkern jener Zeit findet. Wie Griechenland so hatte auch Italien sein Heldenalter, in welchem Fürsten, Enkel der Götter und ihre Priester an der Spitze der kleinen Gemeinwesen standen. Die Römische Sage zählt uns deren sieben auf, an welche die Geschichtschreiber einer weit spätern Zeit wichtige Epochen der innern und äußern Geschichte Roms zu knüpfen gesucht haben. Ihren Erzählungen zu Folge hätten in den ersten Zeiten Roms die drei bekannten Verfas-

sungselemente, Monarchie, Aristokratie und Demokratie alle ein gesetzliches Daseyn gehabt. Wie sie aber aus einander hervorgegangen, und in welchem bestimmten Verhältnisse sie unter sich gestanden, wird uns nur sehr unvollständig angegeben. Sicher ist, daß auch hier die bürgerlichen Einrichtungen sich aus dem Städtewesen entwickelten, und daß die Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten auf einem streng beachteten Bürgerrechte beruhten. Auch hier lag das Sclavenwesen dem Ganzen zum Grunde; doch wurde der Ackerbau als Beschäftigung freier Männer viel mehr in Ehren gehalten als bei den Hellenen, und hieraus mag sich mancher bei den Römern hervorstechende Zug erklären, der ohne ein an körperliche Anstrengung gewöhntes Leben kaum denkbar wäre. Unter den Bürgern selbst gab es einen ziemlich zahlreichen bevorrechtigten Stand, dessen Ursprung sich kaum verfolgen läßt. Von einer Abstammung vom fürstlichen Hause kann nicht die Rede gewesen seyn, da die Krone selbst durch keine bestimmte Erbfolge von einem zum andern überging, und es also kein eigentliches fürstliches Haus geben konnte. Die Sage, daß Romulus den ersten Senat aus hundert der ältesten und angesehensten Bürger zusammengesetzt habe, bedeutet wohl nur, daß der Ursprung dieser Behörde mit dem Ursprung des Staats zusammenfalle, und daß ihre Erklärung durch Untersuchung der Wortbildung die natürliche oder leichteste sey. Wohl aber scheint die strenge Absonderung, das so lange aufrecht erhaltene Eheverbot zwischen Patriciern und Plebeiern auf ein ursprüngliches Castenwesen zu deuten, welches die ausschließlichen und noch länger als die politischen bewahrten Vorrechte der Patricier auf gewisse priesterliche Würden bestätigen möchten. Der Umstand, daß bei der Vertreibung des letzten Königs Patricier am thätigsten auftraten, welches, da sie im Besitz der Staatsgewalt waren, ohnehin natürlich ist, mag wohl häufig zu dem an sich nicht geschichtlich bewährten Schlusse Anlaß gegeben haben, daß die Patricier von sich aus die Könige vertrieben hätten, um das Volk desto ungestörter zu bedrücken. Auch die Vortheile, welche die Patricier unmittelbar nach Vertreibung der Könige in der Verfassung genossen, sind kein hinlänglicher Beweis, da ei-

gentlich in dieser Verfassung nichts verändert wurde als die königliche Gewalt, die man zweien jährlich neu gewählten Consuln übertrug. Diese Veränderung war aber schon wichtig genug, um nicht nur einem bevorrechtigten Stande sondern dem ganzen Volke wünschenswerth zu scheinen. Für Roms Größe war sie unter allen Umgestaltungen eine der bedeutendsten. In Folge derselben blieb ja der oberste Machthaber Bürger, er trat, was in einem Freistaate überaus wichtig ist, in den Privatstand zurück, und in der Wahl neuer Oberhäupter, die jährlich wiederkehrte, fand ja die öffentliche Meinung am besten Gelegenheit, sich auf eine nachdrückliche Weise auszusprechen. Vermittelst der consularischen Gewalt behielten die Römer die Vorzüge der Einzelherrschaft bei, ohne die der freien Bürgerlichkeit zu verlieren. Die Staatsgrundgesetze hingegen und die Grundsätze einer tiefen und weitsehenden Staatsklugheit fanden in dem Senat einen standhaften, sich stets gleichbleibenden Bewahrer, das Volk endlich trat durch seine Theilnahme an den Wahlen und an der Gesetzgebung auf eine eben so würdige als nützliche Weise im öffentlichen Leben auf. Was nun die Verhältnisse zwischen den sogenannten Patriciern und Plebeiern betrifft, so konnten sie sich im Innern einer Anfangs enger begränzten Stadt, die den Krieg zu ihrem Hauptgeschäfte machte, und doch zu Führung desselben auf ihre Bürger beschränkt war, keineswegs in ihrer ursprünglichen Starrheit erhalten. Das Gegeneinanderstreben der beiden Stände lag so wie die Annäherung zu einem Gleichgewichte und das Auflösen in einander in der Natur der Dinge. Und doch wurde die Verfassung im Wesentlichen nicht so sehr verändert, als es bei einer bloß oberflächlichen Betrachtung der Geschichte nach geschehen zu seyn scheint. Denn als zwischen Patriciern und Plebeiern kein staatsrechtlicher Unterschied mehr statt fand, bildete sich eine neue Aristokratie der Angesehenen, die vorzüglich im Besitze der Staatsgewalt waren, ungefähr wie in den Italischen Städten des Mittelalters der Adel durch die vornehmern Bürger ersetzt wurde, oder wie dasjenige, was man heut zu Tage Patriciat nennt im Gegensatze des eigentlichen Adels. Diese neue Römische Aristokratie mußte, da sie sich noch viel nä-

her auf die Staatsverwaltung bezog als die alte, noch fester an gewissen Staatsgrundsätzen und Staatsentwürfen festhalten als die frühere, und aus diesem Umstande erklärt es sich wenigstens zum Theil, warum unter so erschütternden Stürmen Roms Außenmacht der Cäsarn nie gezwungen werden konnte, einen Schritt rückwärts zu thun.

Zu diesem Umstande kam noch, daß Roms Außenmacht sich nur stufenweise vergrößerte, so daß jede Erwerbung fest begründet war, ehe man sich auf's neue erweiterte. Die ersten Eroberungen wurden dadurch befestigt, daß die unterjochten Staaten völlig in den Römischen aufgenommen wurden, und sich der Form und dem Geiste nach völlig mit demselben vereinten. Später mußten andere in das Verhältniß untergeordneter Bundsgenossen treten, eine im Alterthume sehr häufige Gestalt der Unterwerfung: vermittelst deren die Besiegten ihre eigenthümlichen Einrichtungen behielten und nur Hülfstruppen stellen mußten. Aber in Zeiten der Gefahr fand man in ihnen meistentheils sehr zweideutige Freunde. Staaten, die Rom als schwer zu besiegende unversöhnliche Feinde kennen gelernt hatte, wurden nach dem Siege gänzlich zerstört, und die verlassenen Städte durch Römische Auswanderungen bevölkert. So gingen die Römer in Italien lange zu Werke, bis nach dem ersten Kriege wider Karthago Sicilien die erste sogenannte Römische Provinz, d. h. das erste den Römern förmlich unterthänige, zu ihrem Nutzen von Römischen Staatsbeamten verwaltete Land wurde. Der erste Handelsverein mit Karthago, den uns Polyb aufbewahrt hat, läßt auf frühe Schifffahrt und ausgedehntere Staats-Verhältnisse schließen, als man es in den gewöhnlichen Quellen der Römischen Geschichte findet. So gelangte Rom allmählig zur Herrschaft Italiens, ohne sich aus seiner ursprünglichen Stellung verdrängen zu lassen. Es wollte nicht die Hauptstadt sondern die Herrscherin Italiens seyn. Nur Römisches Wesen duldete die Siegerin, nur durch Bequemen zu demselben konnte man sich vor Vernichtung retten. Einen allgemeinen Italischen Geist und Sinn hatte es in Italien nie gegeben, denn die Hauptstämme waren seit uralter Zeit scharf

getrennt, und hatten auch weder gemeinsame Einrichtungen noch eine gemeinsame Sprache wie die Hellenen. Der Vorwurf, den man den Römern gemacht hat, daß sie Italien nicht zu einer kräftigen Volksthümlichkeit erhoben und sich auf dieselbe beschränkt hätten, ist daher durchaus ungerecht. Ein solches Streben war dem Geiste jener Zeit völlig fremd, wo die Vaterlandsliebe sich unmittelbar auf die Vaterstadt bezog, deren Glück und Macht das ganze Leben ihrer wohlgesinnten Bürger in Anspruch nahm. Nur in Römischer Sprache, Römischen Sitten und Einrichtungen, nur in der Liebe zu Rom fand der Römer sich selbst wieder, und wo diese fehlten, mußte ihm der Tarentiner oder der Insubrier eben so fremd seyn als der Hispanier oder der Mauritanier. Dazu waren die Gränzen Italiens gegen die nordischen Völker keineswegs so naturgemäß geschieden wie heut zu Tage, und der siegreiche Römer konnte sich in frühern Zeiten wohl entschließen, Bürger auf ähnliche Weise eingerichteter Nachbarstädte, nicht aber als seine Verfassung sich bereits ganz eigenthümlich entwickelt hatte, Barbaren mit gleichen Rechten in seinen Staat aufzunehmen, wie es doch zu einer allgemeinen Italienischen Volksthümlichkeit durchaus nothwendig gewesen wäre. Ueberdem führte das Schicksal die Römer, lange noch ehe sich ihnen in Italien Alles angeschlossen hatte, zum welterschütternden Kampfe mit Karthago. Die Welt schien in zwei große Staatensysteme getrennt, die wunderbar genug lange in keine bedeutende Berührung kamen, das morgenländische, wo Griechenland und Asien, das abendländische, wo Rom und Karthago um die Alleinherrschaft stritten. Der Sieg über Karthago gab Rom eine Menge Provinzen, deren Verwaltung im Innern die Macht des Senats vergrößern mußte. Aus einem kleinen Italischen Freistaat war Rom jetzt ein großer Weltstaat geworden. Seine Verbindung ward gesucht: Könige und Völker schickten von sich aus Abgeordnete dahin, um einen Schutz zu bitten, den man doch nur mit Verlust der Unabhängigkeit erhalten konnte. So gab sich selbst Griechenland hin. Allein die Kunst und das folgerechte Verfahren Roms waren in der frühern Geschichte beispiellos, und sind seitdem auch nie mehr auf

solche Weise nachgeahmt worden. Aber auf der Herrscherin inneres Leben, auf den einfachen, ungebeugten und unbiegsamen Römischen Bürgersinn, auf jene trefflichen Einrichtungen eines kräftigen städtischen Gemeinwesens konnten so ungeheure Erwerbungen nicht ohne Einfluß bleiben. Der Geist strenger Bürgerlichkeit konnte sich bei denselben nicht erhalten. Die reichen Einkünfte wurden zwar im Allgemeinen trefflich zum Besten des Staats verwaltet; aber allmählig fand sich doch in einem Senate, dessen Glieder als Feldherren die Schätze der Könige geplündert, oder als Proconsuln mit der ausgedehntesten Macht reiche Provinzen verwaltet hatten, jene Genügsamkeit nicht mehr, die den Gesandten des Pyrrhus mit Bewunderung erfüllt hatten. Die Vergrößerung der Hauptstadt folgte der Vergrößerung des Staats. Die Laster dieser ungeheuren Menschenvereine konnten den Herren der Welt nicht immer fremd bleiben. Habsucht und Ehrgeiz traten an die Stelle der schönen Triebfedern, die die Heldenthaten und Opfer der Fabier und Decier beseelt hatten. Das Ganze fing an zu sinken, aber Einzelne traten um so größer und edler hervor wie die Scipionen im Kampfe gegen Gemeinheit und Verworfenheit der Menge.

Unter solchen Umständen verfielen die alten Grundpfeiler, auf welchen die Republik wie auf unerschütterlichen Felsen gebaut schien. Das öffentliche Wohl gerieth in Vergessenheit, und ungeheure Leidenschaften, welche weder das Wort der Götter noch die Rathschlüsse der Menschen zu bändigen vermochten, brachen alle Dämme einreißend überall hervor. Die Rede der Edlen verklang in dem wilden Getümmel, nur Gold und Rache fanden Gehör. Die alten Formen blieben, aber sie wurden misbraucht, die verwilderten Kampfgenossen des Marius und Sylla hatten keinen Sinn für Bürgerlichkeit. Mitten in diesem entsetzlichen Kampfe der Zeit lebte zugleich mit dem Manne, der das halbtausendjährige Erbe Römischer Kraft und Tugend verschlingen wollte, Marcus Tullius Cicero, ein Römischer Bürger von einem neuen Hause aber von altem Geist, der erste und letzte unter den freien Römischen Bürgern, der den Staat zum Vorwurfe einer wissenschaftlichen Untersuchung machte.

Ungeachtet der unbezwingbaren Abneigung des ältern Cato hatten die Griechischen Musen zu Rom festen Fuß gefaßt, die vornehme Jugend hatte sie mit großer Liebe aufgenommen, die Ersten und Edelsten hatten sich in ihrer Schule gebildet. Auch Cicero hatte als Jüngling seinen Geist mit der Blüthe der Griechischen Meisterwerke genährt. Später ward er auf's kräftigste in's öffentliche Leben hineingerissen. Die Rednerbühne und Staatsämter theilten seine Zeit. Selbst die höchste Würde im Staat, das Consulat, war ihm nicht fremd geblieben, und das Jahr, in welchem er das Staatsruder mit kräftiger Hand leitete, ward durch die Verschwörung des Catilina und die Art, wie sie von dem Consul entdeckt und gedämpft wurde, eines der denkwürdigsten in der Römischen Geschichte geworden. Dessenungeachtet blieb er nicht mehr als irgend einer der Bessern von dem Unglück der Zeit verschont Seine abgezogenern Werke schrieb er, als das freie Rom schon untergegangen war und die öffentlichen Aemter nicht mehr zum Besten des Staats verwaltet wurden. Der Fall jenes Gemeinwesens, jener Freiheit, denen er sein Leben gewidmet hatte, zog ihn in's Allgemeine, das näher Liegende konnte nur Abscheu erregen. Wie er dann in den wilden Stürmen, die der Ermordung des ersten Alleinherrschers folgten, der Rache des Antonius geopfert wurde, ist bekannt. Schon in seiner Jugend hatte Cicero den Werken des Plato große Aufmerksamkeit geschenkt, und vielleicht hätte man in dem verloren gegangenen politischen Hauptwerke de republica den Schüler desselben erkannt, hätten nicht die mehr verständige als schwärmerische Natur und die beständigen Kämpfe des öffentlichen Lebens in einer so furchtbar bewegten Zeit den Römischen Consul stets in's Gebiet der Wirklichkeit zurückgeführt, aus welchem der hohe Schwung seiner Seele und das mehr betrachtende Leben den Griechischen Weisen so oft hinausreißen mußten. Cicero war tief in die Verhältnisse der Menschen im gesellschaftlichen Zustande eingedrungen, daher sind seine Schriften ebenfalls für alle Zeiten lehrreich, wo die nämlichen Verhältnisse wiederkehren müssen. Von seinem Hauptwerke über den Staat aber sind uns nur so unzusammenhängende Bruchstücke

übrig geblieben, daß man nur sehr unsicher auf das ganze schließen könnte. Auch das Werk de legibus, das er wie Plato zur Vervollständigung seines Hauptwerks über den Staat schrieb, ist nur sehr unvollständig auf uns gekommen, allein Cicero's Geist und Weltansicht spricht sich in demselben schon lebendig genug aus. Seine philosophische Bildung ließ ihn seine Grundsätze an die höchsten und allgemeinsten Begriffe knüpfen, die sich in dem wirklichen Staate in den priesterlichen und religiösen Einrichtungen aussprechen, deren Entheiligung nicht ohne die dringendste Gefahr für alles Bestehende denkbar war, insonderheit zu Rom, wo die Auguren und Priester so tief in die Staatsverfassung eingriffen. Cicero war selbst Augur und Philosoph. Niemand konnte das Verhältniß der Auguren zum Staate besser würdigen als er. Die Versuche der Gracchen, der gänzliche Umsturz der Verfassung hatte den Consul dem Einflusse der Tribunen abhold gemacht. Seine Erklärung von ihrer Nothwendigkeit im bestehenden Gemeinwesen ist gezwungen. Cicero's hohe Bildung, sein vertrauter Umgang mit den Besten seiner Zeit, die schönen Vorbilder des alten Roms und die Griechische Geschichte hatten bei ihm Vorliebe für die Aristokratie im höhern Sinne erweckt. Eine Herrschaft der Gebildetsten, Edelsten, von Ruhm Gekrönten schien ihm die zweckmäßigste in einem Freistaat. Die Theilnahme des Volks an den öffentlichen Angelegenheiten hatte zu seiner Zeit wenig Großes mehr hervorgebracht, Roms Heiligthum schien nur noch von einigen Trefflichen bewahrt zu werden. Cicero war daher für eine Herrschaft der Optimaten im Sinne jener spätern Römischen Aristokratie eingenommen. Nicht eine unabsehbare Reihe von Ahnen, sondern Tugend, Edelsinn und Ruhm wiesen hier den höchsten Rang an. Im Uebrigen sprechen sich sein vaterländischer Geist und seine hohen Grundsätze in allen seinen Werken aus, selbst aus denen, welche zwar nicht eigentlich den Staat und seine Verhältnisse zum unmittelbaren Vorwurf haben, aber dafür hingegen aus dem rastlos bewegten Staatsleben selbst hervorgegangen sind.

Cicero und die wenigen Edlen, die seinen hohen Sinn und seine Meinungen theilten, vermochten indessen nichts wider den

allgemeinen Drang der Zeit. Der ungeheure Römerstaat, der die naturgemäßen Gränzen eines bürgerlichen Gemeinwesens so weit überschritten hatte, konnte seinem Schicksale nicht entgehen. Aber lange noch dauerte der Kampf zwischen den leblosen Formen des Freistaats, deren ruhmvolles Andenken in der Erinnerung der Römer geheiligt war, mit dem äußern Gepränge der Einzelherrschaft, welche in der That bei der ungeheuren Ausdehnung des Reichs und dem Geiste seiner Völker allein möglich blieb. Und Roms Unglück wollte, daß dieser Kampf, wenn gleich beständig geführt und immer zu Gunsten der Alleinherrschaft, doch bis gegen Roms Untergang kein völliges Ende nahm. Lange noch erhielten sich die aus Roms Herrlichkeit hervorgegangenen Einrichtungen. Sie starben keines gewaltsamen Todes, langsam und durch die verworfensten Mittel mußten sie vergiftet werden. Schon unter der Herrschaft des Augustus gab es wenige Menschen mehr, die noch schönere Zeiten des alten Freistaats erlebt hatten, nur die Greuel der Bürgerkriege und der Untergang der Besten schwebten den meisten noch lebendig vor den Augen. Reichthum und Gemächlichkeit bahnten der Alleinherrschaft den Weg. Und dennoch erhielt die letztere lange keine gesetzlich geordnete Gestalt. Die Herrscher waren mit der wirklichen Allgewalt zufrieden. Die Mächtigen wollten ihrem Einflusse keine gesetzlichen Schranken setzen. Consuln und Senat dauerten als leblose Schattenbilder fort. Alles war dem Ehrgeiz und der Habsucht der Krieger preis gegeben. Nach dem Tode Caligula's hatte die Schändlichkeit seiner Regierung zwar wieder eine freisinnige Partei erweckt, die noch einmal die Republik in's Leben zurückrufen wollte. Aber ehe man sich vereinigen konnte, war von den Prätorianern bereits ein neuer imperator ausgerufen. Von da an kam eine solche Wiederherstellung nicht mehr zur Sprache. Einer langen und tief erniedrigenden Zeit der Entwürdigung und Schmach, die nur auf wenige Jahre durch die Flavier Vespasian und Titus unterbrochen wurde, folgten bessere Tage von Nerva bis auf Commodus. Die alten Grundsätze lebten zwar nicht wieder auf, aber bürgerliche Freiheit wurde doch geachtet, die Regierung wurde in

dem ganzen Reiche auf einem zweckmäßigen Fuße eingerichtet, die Verwaltung war im Ganzen untadelhaft. Die ungeheure Herrschaft wurde mehr durch die sich gleichförmiger gestaltende Bildung der Völker, die von Rom aus beherrscht wurden, als durch irgend einen andern Zwang zusammengehalten. Der Unterschied zwischen den Einwohnern der verschiedenen Länder schwand immer mehr, das Römische Bürgerrecht wurde auf alle freien Männer des ganzen Reichs ausgedehnt. Jetzt hatte die Römische Weltherrschaft ihre höchste Stufe erreicht. Von da an immer stärkerer Verfall.

Das Reich ward jetzt die Beute immer wechselnder Abenteurer, welche bald durch die Gunst der Legionen, bald durch Ränke und Gold sich des Thrones bemächtigten. Alle Theile des Reichs schickten solche Emporkömmlinge dahin. Rom hörte auf, der gewöhnliche Sitz dieser wandelnden Herren zu seyn. Der Einfluß der alten Hauptstadt wurde immer schwächer. Viele Hauptzüge Römischer Eigenthümlichkeit verloren sich, Alles löste sich in eine Art weltbürgerlicher Allgemeinheit auf, nur durch Sprache und Ueppigkeit von den Barbaren unterschieden. Um das Mittelmeer herum gehörte die ganze gebildete Welt zum Römerstaate, in welchem Griechische und Römische Sprache und Begriffe mit einander um die Weltherrschaft rangen. Lange schien keiner der Nachbarn gefährlich. Nur im Norden drohte die rohe Kraft halbwilder Völker, die in einer unbekannten Welt zerstreut waren, und deren Sprache und Sitten an jene furchtbaren Völker erinnerte, deren Bekämpfung den Ruhm des Marius gegründet hatte. Die nächsten unter ihnen waren mit Rom in freundschaftliche Verhältnisse getreten. Bald wurden sie als der Kern der Römischen Heere angesehen. Dieses zweideutige Mittel hatte man zur Aufrechthaltung des sinkenden Staatskörpers nothwendig gefunden. Mittlerweile war die Umgestaltung der ältern Begriffe und Ansichten so weit gegangen, daß Diocletian selbst das äußere Gepränge der morgenländischen Zwangsherrschaft annehmen konnte, obgleich noch immer nicht alle jetzt bedeutungslosen Magistraturen des alten Roms abgeschafft wurden. Das Morgenland wählten die Römischen Herrscher zum

Lieblingsaufenthalt, und die Umgebungen der Cäsarn wurden den morgenländischen Höfen immer ähnlicher. Auch die Altäre der Römischen Götter stürzten zusammen. Denn schon in den letzten Zeiten der Republik hatte die unter den gebildetern Römern verbreitete Griechische Philosophie den Glauben an sie erschüttert. Aber weise Männer wie Cicero hüteten sich, ihre Meinung zu verbreiten, weil die Aufrechthaltung der alten Formen ohne die alte Staatsreligion unmöglich schien. Als jene zerstört waren, verlor sich auch die Anhänglichkeit an die letztern, deren Würde zugleich durch die nothwendig gewordene Duldung so mancher andern Glaubenssysteme in der Hauptstadt selbst unumgänglich leiden mußte. Und in der höhern Welt theilten sich die Angesehenen je nach Umständen oder persönlicher Stimmung zwischen den Meinungen Epikurs und denen der Stoa. Die edlern Erscheinungen gingen aus dieser letztern hervor, aber sie wurden nicht bürgerlich, weil die Geistesrichtung derselben nicht an kräftiger Wirklichkeit hing, sondern vielmehr hohe menschliche Würde in der strengsten Gleichgültigkeit gegen alle frohen oder traurigen Ereignisse des Lebens suchte. Unter solchen Verhältnissen trat auch das Christenthum in den Kampf, und breitete sich, obgleich aus einem von der Römerwelt verachteten Erdwinkel herstammend und von der Regierung auf keine Weise begünstigt, durch seine Gemeinverständlichkeit stark unter dem Volke aus. Der reinmenschliche weltbürgerliche Sinn desselben stimmte mit dem Geiste der Zeit überein, so wie der damals so verbreitete Wunderglaube. Das Christenthum schien natürliche Staatsreligion des Römischen Weltstaates, in welchem sich alle Volksthümlichkeit aufgeklärt hatte. So durch den Gang der Weltereignisse gerufen wurde dasselbe durch Constantin zur Staatsreligion erhoben, nicht ohne hartnäckigen Widerstand der Anhänger des frühern Glaubens. Die neue Kirche erhielt ihre äußere Gestaltung größtentheils durch den damaligen Weltherrscher und zwar nach dem Bilde der gleichzeitigen Staatsverfassung, deren Andenken sich in den Römisch-kirchlichen Einrichtungen zum Theil bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Dieser großen Veränderung folgte bald darauf die Trennung

des morgenländischen und abendländischen Reichs, die gefährlichen Kämpfe mit den Barbaren und ihr Eindringen in's Innere besonders des abendländischen Theils. Jene traurige Zeit, deren Beschreibung in den ersten Theilen dieser Geschichte zu finden ist, endigte sich endlich für das Abendland mit dem Untergange des westlichen Reichs im Jahr 476, mit welchem man das Leben der alten Welt wenigstens in den Hauptländern Europas für beendigt ansehen mag.

Seit Cicero hatte Niemand mehr den Staat zum Gegenstande wissenschaftlicher Untersuchungen gemacht. Die Staatsmänner waren nicht mehr von einem hohen Geiste beseelt, der sich das Gemeinwohl und Vaterland zur wichtigsten Angelegenheit gemacht hätte. Jene Geschöpfe des Augenblicks, die eben so schnell verschwanden als sie die Gunst des Herrschers emporgehoben hatte, waren selten durch Tugend oder Verdienst zu ihren Würden gelangt. Nur durch Ränke, Gold und Hingebung in die Launen des Gewaltigsten konnte man sich in höhern Stellen erhalten, zu denen man nur auf diese Weise emporgeklimmt war. Bessere hatten ihre Zeit mit ihren Amtsgeschäften so ausgefüllt, daß ihnen zu wissenschaftlichen Forschungen keine Muße blieb. Die Philosophen hingegen oder diejenigen, welche vom Geräusche des thätigen Weltlebens entfernt ihre Zeit mit Nachdenken über abgezogenere Gegenstände zubrachten, standen in keiner nähern Beziehung zu der Wirklichkeit. Man beschäftigte sich nicht mit Erörterungen über die höhern Grundsätze der bürgerlichen Gesellschaft, welche zu verbessern Niemand weder Gewalt noch Hoffnung hatte, sondern man zog sich lieber in eine völlig ideale Welt zurück, in deren Abgezogenheit man die Greuel und die Schmach der Außenwelt vergessen mochte. Wollte man zu der Idee zurückkehren, hatte man denn nicht die unsterblichen Werke der Griechen? Die Griechischen Meisterwerke scheinen die Geistesnahrung der meisten Edleren des spätern Römischen Zeitalters gewesen zu seyn, und den großen Tullius verehrte man als ihren Uebersetzer und Ausleger. Aber auch Cicero's politische Werke scheinen auf seine Zeitgenossen wenig Einfluß gehabt zu haben, und noch viel weniger auf das spätere

Zeitalter. Man verzweifelte an sich selbst, sich zu vollendeten Mustern wieder erheben zu können. Nur in Roms großen Geschichtschreibern Livius und Tacitus findet man noch Denkmäler alter Seelengröße und den sprechenden Beweis, daß selbst Jahrhunderte von Entwürdigung da nicht jeden höhern Funken auslöschen können, wo einmal ein großes heldenmäßiges Leben geführt worden ist. Aber weder die Schilderung besserer Zeiten durch so hochsinnige Männer und die vielen glänzenden Züge götterähnlicher Menschen, noch die herrlichen Worte, die jene unvergleichlichen Schriftsteller in den Mund der Verehrtesten jedes Zeitalters gelegt hatten, vermochten die entartete Römerwelt wieder aufzurichten. Der einmal festgesetzte Gang der Dinge war nicht mehr zu ändern.

Mit der Aufnahme aller freien Männer des ganzen Reichs in das Römische Bürgerrecht und dem Herabsinken des Senats und der übrigen alten Magistraturen zur Bedeutungslosigkeit war das Römische Staatsrecht, in so fern es ein Staatsrecht giebt, wo die unumschränkte Willkür herrscht, äußerst einfach geworden. Aller Unterschied der einzelnen Theile des ungeheuern Staatskörpers war aufgehoben, auch alle Verschiedenheit der Geburt wenigstens in eigentlich politischer Beziehung, denn das immer noch fortdauernde Römische Sclavenwesen war im Römischen Civilrechte selbst begründet. Die alten Römischen Patricier und Nobiles mit ihrem Stolz und ihren wahren Verdiensten um das Vaterland waren theils schon in den letzten Stürmen des Freistaats, theils in den ersten Zeiten der Kaiserherrschaft, wo sie vorzüglich ein Gegenstand des Argwohns der Obergewalt waren, zu Grunde gegangen. Die wandelbare Kaiserherrschaft schuf keinen neuen Adel, denn Alles ging in ihr rasch vorüber. Die Stufenfolge der Hof- und Staatsbeamten war ein Werk des jeweiligen Herrschers, mit dessen Regierung Alles wieder verändert werden konnte. Den Kühnsten und Gewissenlosesten standen immer neue Wege offen. Auch aller volksthümliche Geist hatte sich in der großen Allgemeinheit aufgelöst, nur Griechische und Lateinische Sprache und Art kämpften in dem großen Völkervereine noch immer mit einander fort,

bis dieser Kampf endlich bei der Trennung des Reichs ein natürliches und gesetzliches Ende fand. Aber mit der Volksthümlichkeit hatte auch alle Anhänglichkeit des Einzelnen an das gemeine Wesen aufgehört; denn in dem ungeheuren Staatskörper war er wie verloren, und nur allgemeines Mistrauen und Furcht vor der Obermacht war es, die das Ganze zusammenhielt. Alles öffentliche Leben hatte aufgehört. Heiterer größtentheils körperlicher Genuß des Daseyns blieb die einzige Art von Glück, deren das Zeitalter empfänglich war. Und diesem überließ man sich auch unbegränzt. Sowohl die allgemein verbreiteten Grundsätze Epikurs als die so vielfach gesteigerten Genußmittel führten dahin. Die Furcht der Unterbrechung oder des gänzlichen Verlustes jener Genüsse beim Einbruche der Barbaren mußte die Völker statt Vaterlandsliebe gegen den Feind bewaffnen. Aber die Unordnungen, die von den Legionen selbst und ihren Führern verübt wurden, machten am Ende den friedlichen Bürger gleichgültig, er nahm an der Vertheidigung wenig oder gar nicht mehr Theil, und erwartete ohne Vorliebe die Entscheidung des Schicksals. Das ganze Reich hatte sich mehr und mehr den morgenländischen Zwangsherrschaften genähert, nur daß sich aus bessern Zeiten höhere Bildung erhalten hatte, als deren Ergebniß man ein vollendetes bürgerliches Recht betrachten mag, welches den Römischen Bürger wenigstens in seinen Verhältnissen zu seines Gleichen die Vorzüge eines aufgeklärten Freistaats genießen ließ. Das Sclavenwesen hatte selbst mit der Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion nicht aufgehört, weil es viel zu innig in das bürgerliche Leben und alle Gewohnheiten der Römer verflochten war. Die meisten Sclaven dienten der Ueppigkeit nie zu befriedigender Herren. Ueberall nahm die Bevölkerung ab, der Ackerbau ward vernachlässigt. Der Luxus der Einwohner und die Einfälle der Barbaren waren ihm gleich ungünstig. Nur der Handel blühte noch, weil nur durch ihn die mannigfaltigen Genüsse aller Länder erhalten werden konnten. Alles drängte sich in den Beamten- und Kriegerstand, in denen man ohne beschwerliche Arbeit auf Kosten der Untergebenen leben konnte. Allgemein morgenländische Gleichheit

unter einem unbeschränkten, aber oft wechselnden Herrscher, gänzliche Auflösung alles volksthümlichen Geistes in ein allgemeines Weltbürgerthum, Selbstsucht als letzte Rücksicht alles Thuns und Treibens, dabei üppiger Sinnengenuß waren also die Grundzüge des gesellschaftlichen Lebens in der langen Verfallzeit des Römischen Reichs. Die Europäische Menschheit würde zur äußersten Entartung fortgeschritten seyn, wäre das Abendland nicht mit einem ganz neuen Stamme bevölkert worden, der vom Alterthum in seiner edlern und verderbtern Gestalt gleichsam völlig abgeschnitten, durch ganz neue Triebfedern bewegt, auch einen ganz neuen Bildungsgang durchlaufen sollte.

II. Capitel.

Vom Untergang des abendländischen Reichs bis zum Ende des ersten Jahrtausends.

Die Völker, welche seit Jahrhunderten von Mitternacht und Morgen her in wildem Sturm gegen das siechende Römische Reich andrangen und den abendländischen Theil desselben in der letzten Hälfte des fünften Jahrhunderts völlig über den Haufen warfen, gehörten fast alle zum großen Germanischen Hauptstamme. Denn die Slaven kamen damals nur mit dem nordöstlichen Theile des morgenländischen Reichs in Berührung, und die übrigen Völker, welche in das Römische Gebiet eingefallen waren wie die Hunnen u. a. m., sind daselbst nur als äußerst vorübergehende Erscheinungen zu betrachten, welche auf die spätere Entwicklung Europas entweder gar keinen oder nur einen mittelbaren Einfluß übten, der wohl hauptsächlich in Zerstörung des Alten bestand. Aber diese Germanischen Völker, die sich siegreich über die schönsten Länder des zertrümmerten Römerreichs verbreiteten, standen, je nachdem sie ihre frühern Schicksale in nähere oder entferntere Berührung mit den alten Herren der Welt gebracht hatten, auf sehr ungleichen Stufen der Bildung. Einige von ihnen waren seit Jahrhunderten in häufiger Abwechslung bald erbitterte Gegner, bald Bundsgenossen oder Miethlinge der Römer gewesen, und hatten Vieles von Römischer Art und Römischen Begriffen in sich aufgenommen, ohne sich jedoch den Hauptzügen Deutscher Eigenthümlichkeit völlig zu entfremden. Andere, die weit aus den östlichen Theilen des alten Germaniens oder vom Baltischen Meere her an den Rhein und die Alpen gedrungen waren, oder in näher gelegenen Ländern sich nie mit Rom hatten befreunden wol-

len, blieben entweder mit der heftigsten Erbitterung gegen alles Römische Wesen erfüllt, oder kannten aus verworrenen Sagen nur die Entartung der Römer und die schönen Länder, welche von ihnen schlecht vertheidigt dem nordischen Eroberer die herrlichste Beute darboten. Die verschiedenen Germanischen Stämme waren überdieß auf keine Weise unter einander verbunden: so daß nach dem Untergange der Römerherrschaft in dem Gebiete jedes einzelnen Stammes sich ein völlig selbstständiges und eigenthümliches Leben entwickeln konnte, je nachdem Beschaffenheit des Landes oder äußere Umstände die Völker dazu einladen mochten. Daß später dennoch die öffentlichen Angelegenheiten in allen Ländern einen gleichartigen Gang annahmen, dazu vereinigten sich drei Hauptursachen, nämlich die Grundbegriffe von bürgerlicher Freiheit und Eigenthum, die in ganz Deutschland ungeachtet der Trennung der Stämme verbreitet gewesen zu seyn scheint, und die man in die neuen Besitzungen mitnahm, die Einwirkung Römischer Bildung, die man daselbst vorfand, und endlich die allgemeine Herrschaft des Christenthums als Staatsreligion, welche in ihrer neuen kirchlichen Gestaltung als neues weltumfassendes Band an die Stelle des frühern bloß politischen der Römischen Weltherrschaft trat.

Die alten Deutschen lebten in ihren Gauen zerstreut oder gar nomadisch. Städte und städtisches Wesen waren ihnen fremd. Selbstständigkeit unabhängiger Hausväter blieb eine Grundbedingung des Deutschen Lebens, welche auch in die neuen, auf den Trümmern des Römerreichs gegründeten Staaten übergehen mußte. Auch die Knechtschaft war ihnen nicht fremd, durch Kriegsgefangenschaft, Unglück, Laster oder Verbrechen konnte man in dieselbe hinabsinken. Ackerbau und Gewerbe waren den Freien zuwider. Daher finden wir auch hier jene Muße des freien Mannes wieder, die im Alterthum die ausschließliche Beschäftigung desselben mit den öffentlichen Angelegenheiten möglich machte. Nur daß die Beschaffenheit der Länder, in denen sich Deutsche Eigenthümlichkeit zuerst gebildet hatte, mehr zu Jagd und Krieg als zu Staatsverhandlungen hinführen mußte, die nur durch das Beisammenwohnen in

städtischen Mauern möglich werden. Und ursprünglich gab es auch nur im Kriege einen Staat, da sich im Frieden hingegen Alles wieder in die unabhängigen Hausgenossenschaften auflöste. Darum sprach sich in allen diesen neu gegründeten Germanischen Staaten, wie wir in der einzelnen Geschichte derselben gesehen, der Geist jener kriegerischen Vereine aus. Allein in den schönen neu eroberten Ländern lösten sich nach Beendigung des Kriegs die Verhältnisse nicht mehr auf wie ehemals in der Heimath. Ein beträchtlicher Theil des Grundeigenthums wurde unter die Eroberer vertheilt, und die Fürsten, die im Kriege angeführt hatten, erhielten so beträchtliche Theile, daß ihre Macht sich nun auch in Friedenszeiten von selbst begründete. Eben so ging es mit den untern Kriegsanführern in ihren erhaltenen Bezirken.

Allein die selbstständige Entwicklung nach Deutscher Art dauerte in den neuen Staaten nicht lange. Der Einfluß der besiegten Römer und der neuen Staatsreligion war unvermeidlich. Das Christenthum hielt die Sprache der Römer, in welcher die ausgezeichnetesten Lehrer geschrieben hatten, und die von dem Patriarchen des Abendlandes noch damals gesprochen wurde, aufrecht und mit ihr das Volk selbst, dessen Genossen in vielen der neuen Verhältnisse unentbehrlich wurden. Beide Sprachen durchdrangen sich und mit ihnen die Begriffe des Lebens. Am Ende des fünften Jahrhunderts hatten auch die Franken das Christenthum angenommen; die Ostgothen waren arianische Christen. Die alte Verehrung der Deutschen Priester ging auf das Priesterthum der neuen Kirche über, und erhielt bei den neuen Europäischen Völkern wenigstens dasjenige von der frühern Römischen Bildung, was in näherer Beziehung zu den Hauptlehren des Christenthums stand. Und so erhielten sich die kirchlichen Einrichtungen, die Constantin der Große begründet hatte, in den Staaten des neuern Europas, und behaupteten trotz der Unabhängigkeit derselben ihre allgemeine Gleichförmigkeit. Zudem wußte die Kirche die neuen Verhältnisse trefflich zu benutzen, um ihrem Einflusse ebenfalls durch Erwerbung von Grundeigenthum eine festere Stütze zu geben, während sie sich andererseits den

Schirm der Fürsten zu erwerben suchte, deren Glanz und Macht sie durch Uebertragung neu-Römischer und morgenländischer Begriffe in's Unendliche zu steigern wußte. So wurden allmählig aus den Deutschen Fürsten, die nur die edelsten und mächtigsten unter ihres Gleichen gewesen waren, Könige, die durch priesterliche Salbung nach den Vorschriften des alten Bundes geweiht nach und nach als Herren der Länder und Völker angesehen wurden, an deren Spitze sie standen.

Nach dem Umsturze des abendländischen Reichs gab es in Europa Jahrhunderte hindurch keine übermächtigen Staaten mehr. Die Deutschen hatten zwar den ganzen südwestlichen Theil desselben unterjocht; aber sie bildeten nicht einen Staat. Die einzelnen Stämme hatten sich vielmehr wie reißende Ströme über die Länder hin ergossen, die nächsten Jahrhunderte hindurch suchten sie sich in denselben festzusetzen. Im sechsten und siebenten Jahrhundert breiteten sich jedoch die Franken in der Mitte Europas immer mehr aus; am Ende des siebenten erstreckte sich ihre Herrschaft vom Meere, welches Frankreich westlich begränzt, bis an die Elbe und die Böhmischen Gebirge hin, aber sie waren unter sich selbst getheilt. Zum morgenländischen Reiche gehörten noch viele Länder in und außer Europa, der kraftlose Scepter von Byzanz verlieh noch immer den höchsten Glanz. Aber ihm drohte schwere Gefahr von dem schnellen Andrange der Moslemin, die in der höchsten Schwärmerei neuer Glaubensbegeisterung mit furchtbarer Macht Asien und Africa überschwemmten. Mit dem Norden und äußersten Osten Europas war keine Verbindung, denn noch war das Christenthum nicht in diese Gegenden gedrungen, und die Völker, welche sie bewohnten, lebten auf den niedersten Stufen der bürgerlichen Gesellschaft. Jedes Volk war im Innern mit sich selbst beschäftigt. Daher gab es um diese Zeit weder einen übermächtigen Staat, der den übrigen Gesetze hätte vorschreiben können, noch ein künstliches Gleichgewicht, welches die Unabhängigkeit der Einzelnen geschützt hätte. Völker und Staaten ließen sich von dem natürlichen Gange des Lebens hinreißen, ohne sich um andere zu bekümmern, wenn nicht etwa dringende Gefahr aus der Nähe drohte, oder ein schö-

nes Nachbarland die Raubgier lockte. Alle Staatsklugheit beschränkte sich auf Erwerbung der Gewalt über seine Mitbürger.

Allein während des achten Jahrhunderts befestigte sich das Haus Pipins von Heristall auf dem durch die Merovinger entwürdigten Throne der Franken, und am Schlusse dieses Jahrhunderts herrschte Karl der Große über ein ungeheures Reich von der Gegend des Ebro bis an die Theiß über Frankreich, Deutschland und den größten Theil Italiens mit Ausnahme des Königreichs Neapel. Unter solchen Umständen ward die beinahe vergessene abendländische Kaiserwürde wieder in's Leben gerufen, und diese wunderbare Erneuerung gab dem Streben der Europäischen Fürsten und Völker während eines Jahrtausends einen eigenthümlichen Gang. Die neue Kaiserwürde hatte im Grunde mit der alten nichts als den Namen gemein, denn in der Bedeutung war sie von ihr völlig verschieden. Die alte hatte den Herren eines Weltstaats bezeichnet, der von Rom aus durch Römische Waffen gegründet worden war, und der erst durch sie vom Römischen Bürger zum Herren der Römischen Welt erhoben wurde. Die neue hingegen hatte man dem übermächtigen Fürsten eines drohenden Nachbarreiches verliehen, der Rom zertreten konnte, wenn er nicht von religiösen Gefühlen durchdrungen den Sitz des Patriarchen des Abendlandes in demselben verehrt hätte. Der kaiserliche Titel war bloß ein neuer glänzender Edelstein in seiner Krone, kein Fuß breit Landes wurde dadurch gewonnen. Aber Karls kühner, stets mit gewaltigen Entwürfen beschäftigter Geist fand in der hohen Würde und den weiten gränzenlosen Ansprüchen Befriedigung, die an das Kaiserthum geknüpft werden konnten. Die Jahrhunderte, welche seit dem Untergange des abendländischen Reichs vorüber gegangen waren, mußten in einer Zeit, wo Geschichtskenntniß so trüb und lückenhaft und so wenig verbreitet blieb, das Andenken von dem elenden Zustande desselben in den letzten Todeskämpfen größtentheils verwischt haben, und die schwache Verbindung des Morgenlandes mit dem Abendlande brachte auch von daher keine Störung. Daher stand bei den Völkern die alte Römische Kaiserwürde in jener hohen Achtung, welche dunkle und wunderbare Sagen an

die ehemalige Größe der Cäsarn und Auguste knüpfte. Und eben eine auf so dunkeln Begriffen ruhende, eben so unbestimmte als unbegränzte Größe mußte einem Fürsten willkommen seyn, der wie Karl der Große eine noch unlängst durch priesterliche Weihe vom Vorwurfe der widerrechtlichen Zueignung gereinigte Macht, die alle volksthümliche Gränzen überschritt, in der Mitte Europas auf ewige Zeiten gründen wollte.

So lange indessen Karl selbst die neue Kaiserkrone trug, glänzten der mächtigste Fürst des Abendlandes und seine Würde beide zusammen verbunden vor den Völkern, ohne daß man sie in der Idee von einander getrennt, und jedem das Seine zugemessen hätte. Aber nicht so unter seinen Nachfolgern. Freilich war die kaiserliche Würde ursprünglich bloß persönlich gewesen. Allein sie ging natürlicher Weise auf den mächtigsten Fürsten der abendländischen Christenheit über, der dem Römischen Bischofe, welcher bei der Krönung nothwendig schien, den kräftigsten Schutz gewähren konnte. So lange nun die Karolingischen Erben der Macht Karls des Großen sich in dieser Lage befanden, blieb das Haupt ihres Stammes im Besitze der kaiserlichen Würde. Allein bei der größten Verwirrung und Trennung der Reiche unter den spätern Fürsten dieses Hauses, wo Italien der Tummelplatz wilder Kämpfe ward und in einem fort Herren wechselte, kam das Kaiserthum auch an Könige von Burgund und Herzoge von Spoleto und Friaul, welche nicht wie die Herrscher von Frankreich und Deutschland geeignet waren, den Glanz und das Ansehen der Krone aufrecht zu halten. Unter solchen Umständen fiel die Bedeutungslosigkeit der kaiserlichen Würde von selbst in die Augen, und mit dem Tode Berengars von Friaul, der im Jahr 924 starb, wäre sie vielleicht noch einmal in Vergessenheit gerathen, hätte sie nicht der große Deutsche König Otto I. wieder auf eine ruhmvolle Weise in's Leben gerufen. Otto ward zu Rom im Jahr 962 gekrönt, und die Kaiserwürde von da an nicht mehr von der Deutschen Krone getrennt. Freilich wurden hie und da einige Deutsche Könige nicht zu Kaisern gekrönt, aber in diesen seltenen Fällen schien das Kaiserthum zu schlummern, und kein anderer Fürst wurde mit derselben beklei-

det. Die kaiserliche Krone gab also dem Deutschen Königthume den ersten Rang in der Christenheit, den es nicht nur im ganzen Mittelalter sondern selbst bis zu seinem Untergange in den neuesten Zeiten behauptet hat, und die Herrscher des großen kräftigen Volkes wußten lange die Macht mit der Würde in's Gleichgewicht zu bringen. Aber für ganz Europa war es höchst wichtig, daß gerade das im Mittelpuncte Europas gelegene und in der Folge so eigenthümlich entwickelte Deutschland, daß ein Volk von solchem Sinne wie die Deutschen in die Mitte des großen Europäischen Völkerverkehrs kam, und nebst Italien eigentlich der Mittelpunct der politischen Bewegungen aller Länder wurde.

Dem Kaiserthume gegenüber trat jetzt das Papstthum auf, welches sich bei der Erneuerung des letztern im Anfange mit großer Demuth angeschmiegt hatte. Durch gegenseitiges Bedürfniß war zwischen dem heiligen Stuhle und dem Hause Pipins von Heristall ein inniges Band geknüpft worden, und die Größe und Macht der frühern Fürsten dieses Hauses hatte der weltlichen, aber kirchlich geheiligten kaiserlichen Macht den Vorrang erhalten. Aber dieses der letztern so günstige Verhältniß war nicht von langer Dauer. Der Kaiser stand zu den übrigen Königen Europas im Range des ersten unter seines Gleichen, es kam ihm keine wirkliche Gewalt über dieselben zu. Am Ende dieses Zeitraums, als die Kaiserwürde durch ununterbrochenen Besitz an die Deutsche Krone gefesselt schien, gehorchte dem Kaiser zwar das mächtigste Europäische Reich in Deutschland und Italien, allein die Macht der Herrscher reichte nicht über die Marken desselben hinaus. Die Macht der Päpste hingegen war durch keine Gränze eingeschränkt. Bei Anlaß des Bildersturms hatten sie sich von der Byzantinischen Oberherrschaft losgerissen. Der weltlichen Gewalt des abendländischen Kaisers über Rom setzten sie ihren Einfluß bei der Kaiserwahl entgegen. Die äußere Ausdehnung ihrer Macht hielt gleichen Schritt mit der Ausbreitung des Christenthums, welches sich am Schlusse dieses Zeitraums über ganz Europa verbreitete. Weder die Entfernung der Länder noch die Eigenschaften der Völker waren ihr ein Hinderniß. Das Priesterthum riß sich von Heimath, Liebe, Volk

und Fürsten los, um der Idee zu huldigen, welche von Rom aus verwirklicht wurde. So entstand in Europa der eigentlichen Gewalt im Staate gegenüber eine andere Macht, die alle Staaten und volksthümlichen Rücksichten überschritt, und viel folgerechter und einsichtsvoller angeordnet als die Staatsgewalt durch alle Länder hindurch höhern selbstständigen Zwecken nachstrebte. Diese in der Geschichte der Völker nur einmal vorkommende Erscheinung aber gab der Geschichte des Mittelalters in Europa einen ganz eigenthümlichen Anstrich.

Die Erneuerung des Kaiserthums war die kirchliche Bekräftigung der Fränkischen Uebermacht im mittlern Europa gewesen. Der Hof von Byzanz, der sich nur mit Mühe und nach langem Zaudern zu Anerkennung der abendländischen Kaiserwürde entschloß, war größtentheils auf den Besitz von Griechenland und Kleinasien beschränkt. Nur mit äußerster Anstrengung erhielt er noch einige schwache Stützpuncte im untern Italien. Seine Nordgränzen wurden von Serviern und Bulgaren beständig bedroht. Aber im Südwesten Europas war ein neues Volk, die Araber oder Mauren, aufgetreten, welches sowohl dem Deutschen Wesen als dem Christenthume selbst den Untergang gedroht hätte, wenn ihnen jenseits der Pyrenäen dasselbe Glück gelächelt hätte wie diesseits. Karl Martells Siege in der Gegend von Narbonne und Poitiers in der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts retteten das Deutsche Wesen in Europa. Die Herrschaft der Mauren blieb auf Hispanien und die Italischen Inseln beschränkt. Im Kampfe gegen die Mauren entwickelte sich auf der Halbinsel die Eigenthümlichkeit des Spanischen Volks. Aber dieser Kampf, der langsam zum Vortheile der christlichen Spanier fortschritt, blieb ihnen überlassen. Der Zeitpunct eines allgemeinen Religionskrieges war noch nicht erschienen. Auf den Brittischen Inseln stritten die Sächsischen Einwanderer mit den Eingebornen. Den Scandischen Norden kannte man im Süden nur durch dunkle Sagen. Slavische Völker, Chazaren und Avaren, hielten den weiten Osten Europas inne. Aber die Avaren, welche bis an die Gränzen Baierns gedrungen waren, empfanden Karls des Großen Schwert so

nachdrücklich, daß sie von da an in der Geschichte immer unbedeutender wurden.

Das neunte Jahrhundert sah den langen Verfall des Karolingischen Hauses und die mit demselben in naher Verbindung liegende bestimmtere Entwicklung des Lehenwesens, es sah die Trennung von Deutschland und Frankreich und die volksthümliche Richtung, welche beide nahmen. In der Mitte des Kampfes um die weltliche Herrschaft Italiens gewann die geistliche des heiligen Stuhles immer mehr an Ansehen und Macht. Rom wurde immer bedeutender durch die katholische Hierarchie. Durch ihren Einfluß auf die Ertheilung der Kaiserwürde sahen sich die Päpste in die großen Weltangelegenheiten verflochten, als deren Mitte man Italien betrachten konnte. Deutschland, Frankreich, die beiden Burgundischen Reiche und die großen Italischen Fürstenhäupter fochten hier ihre Händel aus. Auf der Pyrenäischen Halbinsel hatten die christlichen Reiche einige schwache Fortschritte gemacht. Jenseits des Canals waren die Sächsischen Reiche zur Einheit gekommen. Auch über Schottland herrschten mächtige Könige, aber innere Stürme verhinderten sie, nach außen zu streben. Ireland gehorchte vielen kleinen Fürsten. Alle drei Länder hatten einen furchtbaren Feind an den Scandischen Abenteurern, welche sie so wie das übrige Europa unaufhörlich heimsuchten und auf alle Weise brandschatzten und quälten. Vergebens suchte man von Deutschland aus das nordische Seeräubervolk zum Christenthume zu bekehren. Das Unternehmen fand in dem Geiste und den Sitten der Scanden große Schwierigkeiten. Im Innern der Scandischen Reiche herrschte beständige Bewegung. Nur Norwegen kam am Ende des neunten Jahrhunderts durch die Eroberungen Haralds mit den schönen Haaren unter einen Scepter. Seiner Herrschaft zu entfliehen, wanderten viele Normänner aus, und gründeten selbst in Frankreich einen Staat, welchen die Schwäche der Fränkischen Könige anerkennen mußte. Die Geschichtbücher dieser Zeit sind voll greulicher Schilderungen des Jammers, welcher durch die Normännischen Einfälle überall verbreitet wurde. Von Osten her suchten Slavische Völkerschaften in Deutschland einzudringen, und

gewannen daselbst wirklich ziemlich ausgedehnte Sitze. An der Weichsel und Warthe war das Herzogthum Polen im südwestlichen Europa noch wenig bekannt. Weiterhin nach Osten und Norden hatten Scandische Abenteurer das Russische Großfürstenthum gegründet, welches sich vom Finnischen Meerbusen bis an den Dnieper hin erstreckte. Südlich und östlich vom Russischen Großfürstenthum stritten sich wandernde Völker, die Chazaren und Petschenegen, um die Länder nördlich vom schwarzen Meer. Die Servier und Bulgaren waren zweideutige Bundsgenossen oder Vasallen von Byzanz. In Pannonien mußten die Slaven und Mähren, welche daselbst seit dem Untergange der Avaren herrschten, den furchtbaren Magyaren weichen, die im Anfang des zehnten Jahrhunderts der Schrecken Europas wurden. Der Hof von Byzanz erlitt manche Demüthigung von den Bulgaren und Arabern, welche öftere Einfälle in Italien machten, wo sie selbst Rom bedrohten. Hingegen hatte der Verfall des Karolingischen Hauses den Byzantinern die Erwerbung der Herrschaft über einige Longobardische Fürstenthümer erleichtert. Im Uebrigen hatten sie auf die politischen Verhältnisse Europas fast gar keinen Einfluß.

Im zehnten Jahrhundert ging das siechende Karolingische Haus völlig zu Grunde, in Deutschland schon im Anfange desselben, in Frankreich erst gegen das Ende. Unter den kräftigen Sächsischen Herrschern erreichte das Deutsche Reich den weitesten Punct seiner Ausdehnung. Selbst Polen huldigte den Deutschen Königen, und ihre Waffen drangen bis in die mittäglichsten Theile der Italischen Halbinsel. Die Römische Kaiser- und Lombardisch-Italische Königskrone war der Gegenstand eines harten Kampfes zwischen den Deutschen Königen und den mächtigsten Italischen Fürsten. Seit dem Tode Berengars I. im J. 924 hatte die Kaiserwürde geruht. Um die Lombardische Krone stritten sich die Häuser Ivrea, Burgund und Provence. Aber auf seinem glänzenden Ritterzuge zur Befreiung der schönen Adelheid setzte sich der große Deutsche Otto beide Kronen auf, welche von da an in seinem Hause vereinigt blieben. Die Ungern, welche auf ihren Raubzügen durch ganz Deutschland

bis nach Italien gedrungen waren, jagte das Schwert der Sächsischen Kaiser auf immer in ihre Gränzen zurück. Die Deutschen Kaiser und Könige waren jetzt im eigentlichsten Sinne die mächtigsten und ruhmvollsten Herren der Christenheit. Nur verloren sie bei dem stets nach Italien gerichteten Blicke die innern Angelegenheiten Deutschlands zu sehr aus den Augen. In Frankreich kam gegen das Ende dieses Zeitraums ein neues Haus, das der Capetinger, auf den Thron, aber die Fürsten desselben fanden die königliche Macht so geschwächt und erniedrigt, daß sie als Könige von Frankreich nur wenig unternehmen konnten. Frankreich stand daher in seinen auswärtigen Verhältnissen neben Deutschland völlig im Schatten. Im Jahr 930 hatte Rudolf II., König des transjuranischen Burgunds, die beiden Burgundischen Reiche vereinigt. Sein Enkel Rudolf III. war kinderlos und die Nachfolge in diesem Reiche für die spätern Verhältnisse des mittlern Europas von der größten Wichtigkeit. Der Kampf der Christen gegen die Araber auf der Pyrenäischen Halbinsel nahm wegen der Trennung der ersten in mehrere kleine gegen einander eifersüchtige Staaten eher eine nachtheilige Wendung. Nur einer ähnlichen Trennung der Mauren verdankten die Christen ihre Erhaltung. In der Herrschaft der Saracenen, welche am Ende des zehnten Jahrhunderts noch den größten Theil der Spanischen Halbinsel nebst Sicilien und Sardinien behaupteten, zeigten sich deutliche Spuren des Verfalls. In England leistete man seit Alfreds Tode den Dänen nur schwachen Widerstand, man suchte durch Geld zu erkaufen, was mit dem Schwerte nicht mehr zu vertheidigen war. Obgleich auch die Scandischen Länder durch innere Kriege zerrüttet waren, die theils der Ehrgeiz kleiner Fürsten, theils die wiederholten Versuche zur Einführung des Christenthums veranlaßt hatten, so blieben doch die Scandischen Seezüge den südlichen Ländern nicht weniger furchtbar als früherhin. In Polen führte der Eifer des frommen Mieciславlav das Christenthum ein. Eben dieser Fürst hatte am Schlusse des zehnten Jahrhunderts wegen seiner Besitzungen an der Warthe Kaiser Otto III. huldigen müssen. Die Russischen Großfürsten suchten die be-

nachbarten kleinen Völkerstämme zu unterwerfen und unternahmen mit wechselndem Glücke mehrere Züge auf Constantinopel. Die Friedensschlüsse der Russen mit den Byzantinern waren meistentheils den ersten vortheilhaft. Aber am Ende des zehnten Jahrhunderts ließen sich die Russen unter Wladimir dem Großen zum Christenthum bekehren. Von dieser Veränderung hoffte man für die Zukunft freundschaftlichere Verhältnisse. Wladimir beging die Unklugheit, das durch rechtliche und unrechtliche Mittel zusammengebrachte Reich von neuem zu trennen. Südlich von den Russen waren noch immer die Petschenegen, mit denen die Russen mehr als einen bedenklichen Kampf zu bestehen hatten, wenn jene durch ihre Sitze hindurch den Weg nach den südlichen Ländern suchten. Die Ungern waren besonders in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts der Schrecken von ganz Europa. Ihre Streifzüge gingen nach allen Weltgegenden, aber besonders nach den südlichen hin. Raub, Mord, Brand und Verwüstung aller Art bezeichneten ihre Spur. In der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts zwangen sie endlich Erschöpfung und ungeheure Abnahme der Bevölkerung nach schweren Niederlagen zur Ruhe. Der Wunsch der Könige und Deutscher Einfluß brachte das Christenthum nach Ungern. Mit Stephan begann im Jahre 1000 die Reihe der apostolischen Könige. Ueber die äußern Verhältnisse des morgenländischen Reichs in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts ist die von Constantin, dem im Purpur Gebornen, seinem unwürdigen Sohne Romanus hinterlassene Schrift von der Verwaltung des Reichs äußerst merkwürdig. Unter den spätern Kaisern Nicephorus und Zymides schien der alte Römische Ruhm wieder aufleben zu wollen. Kleinasien und Syrien sahen siegreiche Byzantinische Heere. Auch Basil II. trat in ihre Fußtapfen. Die Besitzungen im untersten Italien wurden fortdauernd behauptet. Auf der Adriatischen See entstand ein feuriger Wetteifer zwischen Venedig und Ragusa, allein am Ende des zehnten Jahrhunderts mußte das letztere dem erstern Steuer bezahlen. Die Ruhe der meisten Reiche war durch die schwankende Thronfolge getrübt; wenige Staaten konnten selbstständige und fortdauernde Staats-

zwecke verfolgen, die meisten wurden durch die Gewalt der Zeitumstände hingerissen.

In den letzten Stürmen, welche den Untergang des abendländischen Römischen Reiches zur Folge hatten, war die alte Römische Bildung beinahe in gänzlichen Verfall gerathen. Sowohl die lange Zwangsherrschaft, während deren die alten Einrichtungen gänzlich umgestürzt worden waren, als das Unglück der Zeit, die häufige Schmach, welche die Römischen Legionen und Adler erlitten, endlich die neuen Ansichten der christlichen Kirche hatten die Erinnerung an die alte Größe und den alten Freisinn des Römischen Volks beinahe völlig verdrängt. Der heilige Augustin hatte mit glänzender Beredsamkeit und nach der Meinung seiner Zeitgenossen mit erschöpfenden Gründen die Nichtigkeit des alten heidnischen Römerwesens dargethan. Nicht ohne frommen Abscheu sah man auf den Greuel jenes Götterglaubens zurück, wo man unter glänzenden lockenden Gestalten dem Geiste der Finsterniß gehuldigt hatte. Vor der Bewunderung der Fabier und Scipionen mußten streng rechtgläubige Kirchenlehrer um so eifriger warnen, als das Große und Treffliche ihrer Meinungen und Thaten die Gemüther der Gläubigen um so leichter zu eitler unchristlicher Ruhmsucht hinreißen konnte. Ueberhaupt nahm man aus den nämlichen Gründen immer weniger Antheil am öffentlichen Leben. Weder das Volk noch die höher Gebildeten mochten sich mit demselben beschäftigen. In den Büchersammlungen der Gelehrten standen freilich noch die Geschichtsbücher und Staatsschriften der Alten, aber man betrachtete sie wie schöne Ueberbleibsel und Bilder aus einer fernen längst verschwundenen Zeit, die zu der gegenwärtigen in keiner Beziehung mehr standen. Alles war den zufälligen Gewalthabern hingegeben, welche bloß selbstsüchtige Zwecke erstrebend aus dem Drange der Umstände den besten Vortheil zu ziehen suchten. Höhere Staatsgrundsätze waren erloschen. In solchem Zustande wurden die entarteten Römer von den Siegern gefunden, welche am Ende des fünften Jahrhunderts auf den Trümmern der Römerwelt in Europa ein ganz neues Leben begannen.

Wie wir oben gesehen, stand ein großer Theil der Völker, welche damals das Abendland überschwemmten, noch auf einer sehr tiefen Stufe der gesellschaftlichen Verbindung. Herrschaft der freien Hausväter, Ehrfurcht vor dem Priesterthum, im Kriege Anerkennung eines Obern waren die Grundzüge ihrer geselligen Einrichtungen. Das anfänglich nur sehr vorübergehende Ansehen der Häupter des Volks war noch lange Zeit, da wo die Staatsverbindung lockerer blieb und wenig gemeinschaftliche Unternehmungen statt fanden, sehr wandelbar, obgleich nach dem Zeugnisse des Römischen Geschichtschreibers bei der Wahl der Könige oder Fürsten auf die Geburt Rücksicht genommen wurde. Daher hielten die alten Deutschen, wenn sie auch in der Regel die höchste Würde im Staat den Erben des letztverstorbenen Inhabers freilich nach sehr schwankenden Erbrechts-Grundsätzen übertrugen, dennoch ihr Wahlrecht in Kraft. Zudem war diese Würde besonders in Friedenszeit mit sehr geringer Gewalt verbunden. Denn die wichtigsten Angelegenheiten des Stammes wurden in der Versammlung der Freien berathen und entschieden, und im Uebrigen war jeder freie Hausvater der Aufseher seines Gehöfes. Andere Bedürfnisse kannte man nicht, daher man auch keiner weitern Staatsgewalt bedurfte. Der allgemeinen Versammlung der freien Hausväter kam also die oberste Gewalt zu, und in diesen Versammlungen führten Könige oder Fürsten den Vorsitz. Auf seinem Gehöfte war jeder Freie Richter und Herr. Nur wenn unter Freien Streit entstand, bedurfte man höherer Richter, der Zehen- und Hundertmänner u. s. w. Aber Zeit und Ort der Entwicklung dieser Berathungen sind in tiefes Dunkel gehüllt. Wie nun durch die Eroberung besonders Galliens jene ursprünglichen Verhältnisse verrückt wurden, ist in der Deutschen Geschichte erzählt. Statt der locker verbundenen Stämme, welche in einzelne Familien zerstreut auf dem offenen Lande lebten, und welche selbst in ihrer Gesammtheit nicht zahlreich waren, eroberte man große fruchtbare Länder, in denen sich die Bevölkerung vermehrte, die Sitze sich ausdehnten und entfernten, und durch Verbindung mit einem zwar unterdrückten, aber doch durch seine Ueberlegenheit

in Bildung immer mehr Einfluß gewinnenden Volke neue gesellschaftliche Begriffe entstanden. Schon diese Veränderung allein müßte das Bedürfniß einer angemessenen Umgestaltung des öffentlichen Lebens herbeigeführt haben, wenn auch nicht die Häupter der großen Kriegszüge durch die Eroberungen in ein ganz anderes Verhältniß getreten wären als dasjenige, in welchem sie vorhin standen. Die großen Vorzüge, welche ihnen bei der Theilung des eroberten Landes zukamen, und die sie dann auch auf die Vornehmsten ihres Geleites ausdehnten, stürzten die alte Gleichheit um, und fingen an, statt derselben herrschaftliche Begriffe aufzubringen. Dazu kamen endlich noch die christlichen und Römischen Ansichten von der Heiligkeit und den Rechten der obersten Staatsgewalt, deren kräftiges Eingreifen bei den neuen Verhältnissen immer nothwendiger ward. Der Einfluß des Christenthums oder der christlichen Hierarchie wurde hiedurch besonders wichtig, weil durch sie die Meinung von der Stellvertretung Gottes in weltlicher Hinsicht durch die Könige aufkam, und eine solche Idee die einzige war, vermittelst welcher unter einem noch ganz rohen Volke der Menge die zu Aufrechthaltung eines ordentlichen Staatsverbandes und allmähliger Entwicklung eines bessern öffentlichen Wesens nothwendige Ehrfurcht vor der höchsten Gewalt eingeflößt werden konnte. Indessen ging der alte Freisinn doch keineswegs so bald unter, und die Erinnerung an die ursprüngliche oberste Macht der Gesammtheit der Freien erhielt sich noch immer theils in der Wahl oder Bestätigung der neuen Könige, theils in den Berathungen, welche in wichtigen Angelegenheiten von den Königen entweder nur mit den Vornehmsten aus dem Volke oder mit größern Versammlungen gehalten wurden.

Allein wenn auch die Völker sonst für große Alleinherrschaften reif gewesen wären, so blieben doch noch die Begriffe über Staatsverwaltung und die Kenntniß der Länder selbst viel zu weit zurück, als daß große, weit ausgedehnte Gebiete unmittelbar von den Königen und den sie umgebenden Ministerialen auf eine zweckmäßige Weise hätten verwaltet werden können. Vielmehr mußten über die einzelnen Unterabtheilungen

oder Gaue Beamte gesetzt werden, die mit den örtlichen Verhältnissen genauer bekannt und in dem Umfange ihres Gebiets beinahe mit allen Befugnissen der obersten Gewalt, etwa das Kriegs- und Friedensrecht ausgenommen, ausgestattet waren. Eine solche Verwaltung war in jenen Zeiten die einzig mögliche, wenn der schwach verbundene Staat sich aus dem Zustande einer sich allmählig fester gestaltenden bürgerlichen Gesellschaft nicht wieder in die ursprünglichen Hausherrschaften auflösen sollte. Die Wahl dieser Beamten stand bei dem Könige, so wie die der Könige bei dem Volke. Bei der Verschmelzung der Deutschen und Römer und der festern Gestaltung des katholischen Priesterthums als Kirche der neuen Staaten wurden auch die Deutschen und Lateinischen Amtsbenennungen mit einander ausgeglichen und allmählig ziemlich gleichbedeutend. Die Herzoge und Grafen der Deutschen verschmolzen mit den duces und comites des alten Kaiserthums, die in einer rohen Zeit unbestimmten Begriffe verwirrten sich je länger je mehr. Das Staatsleben des frühern Mittelalters oder von der Zeit zwischen dem Untergange des abendländischen Reichs bis auf Karl den Großen drehte sich im südwestlichen Europa hauptsächlich um die Ansprüche des Volks auf seine ursprüngliche Freiheit und Theilnahme an den öffentlichen Geschäften, um die Fortschritte der königlichen Macht und die Anmaßungen der Beamten, oder um sich richtiger auszudrücken, vorzüglich um die beiden letztern; denn die Ansprüche des Volkes kamen durch die neuen Verhältnisse immer mehr in's Dunkel, und den gemeinen Freien war es vielmehr um ihre Unabhängigkeit auf ihren Gehöften als um Theilnahme an Staatsverhandlungen zu thun, an deren Gegenstand ihnen in den meisten Fällen wenig oder gar nichts gelegen war, in so fern ihnen nicht neue Lasten aufgelegt werden sollten.

Die Könige aber ließen sich die Uebertragung der morgenländischen und kaiserlich-Römischen Begriffe auf ihre Würde gern gefallen, und der ehrgeizige Große fand für die beinahe götterähnliche Verehrung, die er dem Könige zeigen mußte, hinlänglichen Ersatz in der unbeschränkten Befugniß, mit wel-

cher man ihn denn auf seiner Seite in dem ihm untergeordneten Bezirke walten ließ. Die nämlichen Gründe, welche in jenem Zeitalter die Verwaltung der einzelnen Gaue durch mächtige Beamte nothwendig machten, führten auch Theilungen des Reichs herbei, eine noch weit schlimmere Maßregel, da durch sie die getrennten Theile der Staaten und Völker sich einander völlig entfremdeten, und sie bei veränderten Umständen durch kein gemeinschaftliches Oberhaupt mehr widerrufen werden mochten. Ursprünglich sollten sie bloß zum Besten der Völker zu Erleichterung der Uebersicht in der Staatsverwaltung geschehen. Allein in der Folge wurden sie auch von zärtlichen Vätern zum Vortheile gleich geliebter Söhne vorgenommen, und zwar wurde in einigen Fällen allen Brüdern dieselbe Würde ertheilt, in andern blieb einem der Vorrang oder eine Art von Oberherrschaft über die andern, welche dann vielleicht nur den herzoglichen Titel erhielten, während der Oberherr dem Vater in dem königlichen folgte. Solche Theilungen durften indessen nicht ohne Einstimmung der Völker oder doch wenigstens der geistlichen und weltlichen Großen vorgenommen werden, die aber selten versagt wurde, weil die Großen bei solchen Theilungen, in welchen sie der Krone näher gerückt wurden, und durch ihren Güterbesitz einen größern Einfluß gewannen, ihren Vortheil fanden, und die Verwaltung überhaupt gewinnen zu müssen schien. Dessenungeachtet kam durch diese Theilungen nebst andern Ursachen allmählig der Begriff von einem gewissen Obereigenthum auf, das dem Könige über seine Länder zustände, welcher Begriff denn im Ablaufe der Zeit bei der bestimmten Entwicklung des Lehenwesens immer mehr Ansehen gewann.

Im Frankenreiche wurde zwar dieser Gang der Dinge durch die aufblühende Macht und den kräftigen Geist der Fürsten aus dem Hause Pipins von Heristal unterbrochen, welche die Ansprüche der Großen in ihre Schranken zurückwiesen, das Königthum hingegen zu seinem höchsten Glanze erhoben, nachdem sie sich desselben bemächtiget, und zu Demüthigung der Großen die beinahe vergessenen Rechte des Volks wieder geltend gemacht hatten. Allein diese Unterbrechung war nicht von Dauer, da

die spätere Herrschaft der Karolinger nur zu sehr an den tiefen Verfall ihrer Vorgänger erinnerte. Die durch Karl den Großen wieder in's Leben gerufene Kaiserwürde hatte im Ganzen genommen keinen bestimmten Einfluß auf das Verhältniß der Fürsten, denen sie zu Theil ward, zu ihren Völkern. Doch kann man sich nicht verbergen, daß diese Würde, deren Bedeutung und Macht unter ganz veränderten Umständen als zur Zeit der alten Römischen Kaiser etwas viel Unbestimmteres hatte als die königliche, in die staatsrechtlichen Grundsätze des Mittelalters etwas Wundersames und Abenteuerliches hineinbrachte, was ihnen jenen ganzen merkwürdigen Zeitraum hindurch anhing. Gewohnt kraft ihrer Würde im Range höher zu stehen als alle, selbst die mächtigsten Könige der Christenheit, sahen sie in der Erhöhung der ihnen untergebenen Fürsten nur eine Vermehrung ihres eigenen Glanzes, und vernachlässigten ganz den Widerstand gegen ihre Anmaßungen, über die sie sich viel zu hoch erhaben wähnten. Dieser Irrthum trug meistens zur seltsamen Gestaltung desjenigen Reiches bei, dessen Könige späterhin im ausschließlichen Besitze der Kaiserkrone blieben. Aber auch in den übrigen Ländern führte das sich seit dem neunten und zehnten Jahrhundert fester gestaltende Lehenwesen eine Zersplitterung der königlichen Macht herbei, die in Frankreich bei der Erhebung der Capetinger beinahe nur noch in leerem Gepränge bestand. Die Umstände und einwirkenden Ursachen der bestimmtern Gestaltung des Lehenwesens sind in den Geschichten der einzelnen Länder genau angegeben worden. Am meisten litt dabei die Gesammtheit der einzelnen Freien, deren ursprünglichen Rechte in den neuen Verhältnissen völlig zu Grunde gingen. Die Könige hingegen hatten zwar einen großen Theil ihrer Gewalt an die großen Beamten entäußert; aber das Andenken an ihr oberherrschaftliches Recht hatte sich in den Begriffen des Zeitalters immer fort erhalten, wenn ihm auch in der Wirklichkeit keine große Bedeutung entsprechen mochte. Und was für die Zukunft am wichtigsten war, geistliche und weltliche Große, denen es daran gelegen war, über die Gültigkeit und Unwiderrufbarkeit der reichen, ihnen verliehenen Schenkungen keinen

Zweifel obwalten zu lassen, gaben selbst dem bei Entwicklung des Lehenwesens allmählig aufgekommenen Begriffe von einem Obereigenthum des Königs über das ganze Reich die größte Kraft. Am Schlusse des zehnten Jahrhunderts schienen daher in dem Germanischen Stamme Würde und Macht der Könige in völligem Widerspruche zu stehen. Die eine wurde durch eben dieselben erhoben, welche die andere völlig zu zertrümmern suchten. Die eine war vom höchsten Glanze umstrahlt, den sie in der Idee erreichen konnte, während die andere sich kaum mehr mit denjenigen zu messen vermochte, welche sie selbst zu ihrer gegenwärtigen Größe aus dem Nichts hervorgehoben hatte. Allein jene Würde gab so große Ansprüche auf die Macht, daß es nur kräftiger Geister und günstiger Umstände bedurfte, um die letztere im Ablauf der Jahrhunderte wieder völlig mit der erstern in's Gleichgewicht zu bringen.

In den nordöstlichen Ländern Europa's hingegen, in denen weder katholisches Priesterthum noch Trümmer Römischen Wesens auf die Völker einwirkten, sah man meistens noch die einfachen Staatsbegriffe, welche auch in Deutschland vor den Eroberungen gegolten hatten, mit den im Ganzen genommen wenig bedeutenden Beschränkungen, die aus der Eigenthümlichkeit der Völker hervorgehen mußten. Doch hatten auch kriegerische Unternehmungen zur Einzelherrschaft geführt, die aber durch keine religiöse Weihe geheiligt wurde. Zu Constantinopel endlich herrschte unter den Griechischen Kaisern ganz der Geist morgenländischer Zwangsherrschaft.

Ueber die Zeit, in welcher im alten Deutschlande Standesvorzüge aufgekommen seyn sollen, und auf die Art derselben, in wie fern sie sich auf Geburt oder Grundbesitz bezogen, hat man sich vielfach gestritten, aber selten mit vorurtheilsfreiem Geiste und auf rein geschichtlichem Wege. Aber Vorzüge der Geburt schienen schon vor Einführung eines festen Grundbesitzes gegolten zu haben, ohne bestimmte, damit verbundene Rechte. Berücksichtigung des Stammes tapferer oder weiser, vielleicht auch ohne Grundbesitz begüterter Männer liegt an sich selbst schon bei Völkern, die noch mit sehr einfachen Staatsbegriffen erfüllt

sind, in der Natur der Dinge. Man findet sie in den ältesten Ueberlieferungen beinahe aller Völker des Erdbodens tief in der Einbildung der Menschen eingeprägt, bei denen der Begriff hoher geistiger Vorzüge auf irgend eine Weise sinnlich dargestellt seyn will. Ja sie war noch auf's innigste mit der Stammverfassung verknüpft, welche wir in den Urzeiten der Völker fast unter allen Himmelsstrichen wiederfinden. So wie sich in Deutschland aus den Vorzügen, welche die ältesten Söhne und Enkel der Stammhäupter genossen, mitten unter einem freien Volke das Fürstenthum entwickelte, so mag aus den jüngern Zweigen dieses Stammes ein Stand der Vornehmen sich herausgebildet haben, denen in der Folge diejenigen beitraten, welche entweder durch große Tapferkeit oder ausgezeichnete Einsichten auf eine glänzende Weise unter ihrem Volke auftraten. In Bezug auf Freiheit und Recht genossen diese Vornehmen oder Erlauchten keine Vorzüge vor den übrigen Freien. Sie übten keine Herrschaft über dieselben aus, nur führten in den Versammlungen, wo die wichtigsten Angelegenheiten entschieden wurden, die Fürsten den Vorsitz, den Edlen räumte man freiwillig die ersten Stellen unter ihres Gleichen ein. Bei der großen Getrenntheit und den höchst verschiedenen Schicksalen der einzelnen Deutschen Stämme müssen sich diese Verhältnisse bei denselben auf eine höchst mannigfaltige Weise gestaltet haben. Aber gewisse Grundsätze lagen doch zu sehr in dem allgemeinen Geiste der Zeit und in der Eigenthümlichkeit des Deutschen Wesens, als daß sie nicht mehr oder weniger auf alle Stämme der Deutschen übergegangen wären.

Dieser uralte Deutsche Adel ist sowohl in Rücksicht seines Ursprungs als seiner Bedeutung von dem spätern Lehensadel des Mittelalters wesentlich verschieden. Statt wie der letztere durch Bewilligungen des Königs ertheilt zu werden, hatte er seine nächste Quelle entweder in der erweisbaren oder für bekannt angenommenen Abstammung vom ältesten fürstlichen Geschlechte des Volkes oder geradezu in der öffentlichen Meinung. In diesem Falle hatte die Weisheit oder häufiger die Tapferkeit eines freien Mannes seinem Geschlechte ein günstiges Vorurtheil er=

weckt. Gerne wählte man die Führer zum Kampfe aus dieser wahrscheinlich nicht sehr großen Zahl. Aber ein solcher Vorzug war keineswegs mit einem bestimmten ausschließlichen Rechte verbunden, welches die Gesammtheit der Freien verhindert hätte, einen andern Freien, der, ohne von berühmten Ahnen herzustammen, sich seitdem mehr als irgend einer ausgezeichnet hatte, ein anderes Mal an dessen Stelle zu setzen, und seine Enkel künftighin ebenfalls zu den Edlen zu rechnen. Der älteste Deutsche Adel war also mit Ausnahme der Abstammung vom fürstlichen Geschlechte bloß eine geschichtliche Würdigung des Verdienstes, welche ohne gesetzliche Bestimmung sich in der öffentlichen Meinung fortdauernd behauptete, so lange die Enkel dem ererbten günstigen Vorurtheil entsprachen, während es eben so natürlich mit dem rühmlichen Betragen derselben von selbst erlöschen mochte. Von dem Fürsten war er nicht abhängig, denn dieser hatte ihn nicht geschaffen und konnte ihn nicht verdunkeln, und über die andern Freien kam ihm kein Herrschaftsrecht zu, nur ein mit dem Verdienste wandelbarer Vorzug unter seines Gleichen. Weit entfernt der Freiheit gefährlich zu seyn, muß man ihn als eine der kräftigsten Stützen derselben betrachten, da die Edlen sich in gewisser Rücksicht dem Fürsten sich an die Seite stellten, und auf der andern Seite unter dem ganzen Volke einen um so ehrenvollern Stand inne hatten, als derselbe beinahe unmittelbar aus dem Verdienst seinen Ursprung herleitete, und als eine wohlerworbene Bürgerkrone betrachtet werden mußte.

Von dem Unterschiede der Freien und Knechte kann man nicht sagen, daß er eine Ungleichheit zwischen Staatsbürgern begründete, weil unter den alten Deutschen so wie unter allen gleichzeitigen Europäischen Völkern über Freiheit und Knechtschaft dieselben Begriffe galten, die im Alterthume geherrscht hatten, d. h. der Knecht ohne Rücksicht auf die Art, wie er in diesen erniedrigenden Zustand gerathen war, als Sache betrachtet wurde und also nicht einmal menschliche, um so viel weniger denn staatsbürgerliche Rechte inne hatte; und eine so harte Verletzung der Menschenrechte dürfen wir jenen dunkeln Zeiten nicht zum Vorwurfe machen, da selbst im neunzehnten Jahrhundert

eine Menge Unglücklicher unter der Herrschaft der gebildetsten Völker des Erdbodens des natürlichen Vorzuges entbehren, von ihres Gleichen als Menschen behandelt zu werden.

Wie denn nach der Eroberung diese ursprünglichen Verhältnisse nach und nach umgeändert, und in den neuen Staaten von der an die Stelle des fürstlichen Vorrangs getretenen königlichen Gewalt oder Landesherrschaft ein von den ehemaligen Geburtsvorzügen ganz verschiedener Dienstadel gestiftet wurde, haben wir in der Geschichte der einzelnen Länder gesehen. Diese Veränderung war aber nicht das Werk eines Augenblicks, sondern das endliche Ergebniß eines Kampfes, welcher Jahrhunderte lang zwischen dem Könige, seinen Beamten und dem Volke, freilich immer mehr zum Nachtheile des letztern, geführt wurde. Mit dem Untergange der staatsbürgerlichen Rechte der freien Deutschen Männer verlor der aus der bloßen Meinung derselben hervorgegangene Adel seinen Werth, und die dem Fürsten geleisteten Dienste kamen in größere Betrachtung. Freilich mußten diese Dienste, welche in jenen Zeiten wohl nur kriegerische seyn konnten, da glückliche Kriege sowohl die Macht und Ehre des Volkes steigerten, als das Ansehen und die Besitzungen des Fürsten oder Königs erweiterten, als dem Volke und dem Fürsten zugleich geleistet angesehen werden. Allein je größer der Antheil des letztern und je geringer hingegen der des Volks an den neuen Eroberungen war, desto wichtiger wurden sie für den Fürsten. Je ausgedehnter und dauernder die Macht des Fürsten, um so mehr hing die Beurtheilung des Verdienstes von seiner persönlichen Ansicht ab. Verdient oder unverdient trat jetzt die Gunst des Fürsten an die Stelle der öffentlichen Meinung. Auch war es eine natürliche Folge des vielleicht nicht unwidersprochenen Fortschrittes desselben zur Herrschaft, daß er, wo nicht besondere dringende Umstände schonende Beachtung der Volksvorurtheile geboten, seine Beamten lieber aus der Zahl derjenigen nahm, die ihm allein Macht und Auszeichnung verdankten, als aus denjenigen, welche die Meinung des Volks und die lang hergebrachte Sitte ihm gewissermaßen an die Seite gestellt hatten. Daher wurde der Zeitpunct, in welchem die königliche Macht zu

einer gewissen Festigkeit gelangte, durch das völlige Erlöschen der Geburtsvorzüge bezeichnet, an deren Stelle eine Stufenfolge königlicher Beamten trat. Der alte Adel blieb nur dann in Erinnerung, wenn man sich in der Gunst der Könige erhielt und von denselben mit bedeutenden Aemtern versehen wurde. Auf den Staatsversammlungen, die noch immer fortdauerten, nahmen die hohen Beamten jetzt die Stelle ein, die man sonst den Edlen eingeräumt hatte. Eben so wenig als jenen kamen ihnen besondere staatsbürgerliche Rechte zu, aber ihre Würden verschafften ihnen Einfluß am Hofe und Ansehen unter den geringern Freien. In minder wichtigen Fällen, wo die Einberufung der Gesammtheit der Freien, die überhaupt immer seltener wurde, nicht nothwendig schien, begnügte man sich mit dem ausschließlichen Rathe der geistlichen und weltlichen Würdenträger, und lud sie allein zur Versammlung ein. So gewöhnte man sich allmählig, die öffentliche Meinung statt durch die Gesammtheit der Freien durch die königlichen Beamten allein aussprechen zu sehen.

Als aber die königliche Gewalt aus den angegebenen Gründen überall in Verfall gerieth, die Beamten hingegen sich in ihrer Macht befestigten und sogar die Erblichkeit erlangten, da wurden die staatsrechtlichen Verhältnisse in allen Europäischen Reichen auf eine neue Weise bestimmt. Die großen Würdenträger und Beamten entzogen sich dem königlichen Einflusse und behaupteten in ihren Bezirken immer mehr eine wenigstens von oben herab ziemlich unumschränkte Gewalt. Die großen Staatskörper lösten sich beinahe völlig auf. Sie wurden zu Aggregaten kleiner Herrschaften, welche die gemeinsame Lehenspflicht gegen einen königlichen Oberlehensherrn nur locker verband. Die durch den Titel Herzog, Graf u. s. w. bezeichnete Stufe ihrer Würde wies ihnen daselbst ihren Rang an, den sie nicht mehr vom Könige, sondern wenige Ausnahmen abgerechnet durch das Erbrecht erhalten hatten. So entstand ein neuer, aber in diesem Zeitraum nur noch ein hoher Geburtsadel, dessen Genossen über die ihnen ursprünglich nur als Beamten zugetheilten Bezirke mit der weitern Ausbildung des Lehenwesens Herrenrechte erlangten und auf

den Staatsversammlungen nebst den geistlichen Würdeträgern die Menge der gemeinen Freien nach und nach völlig ausschloß. Die öffentliche Meinung hatte auf diesen neuen Geburtsadel gar keinen Einfluß mehr und der König selbst nur eine sehr schwankende Einwirkung. Die alten Deutschen Begriffe erloschen völlig. Die Ausdehnung der Reiche und die Zunahme der Bevölkerung würden jene ehemaligen Versammlungen aller Freien ohnehin beinahe unmöglich und für die höhere Entwicklung des Staats zweckwidrig gemacht haben. Wahlvertretungen waren dem Geiste der Zeit völlig fremd, und man würde eben so wenig damit erreicht haben, da die niedere Bildungsstufe, auf welcher man damals in allen Ländern stand, die geringe Verbindung, die sowohl durch Straßen als durch andere öffentliche Einrichtungen zwischen den einzelnen Landschaften herrschte, eine große Aufmerksamkeit der örtlichen Beamten und eine Menge örtlicher Verfügungen nothwendig machten, wenn die Völker entwildert werden sollten, die gemeinsamen, durch eine freie Volksvertretung zu nehmenden Maßregeln wohl unübersteigliche Hindernisse in den Weg gelegt haben möchten. Das Recht, in allgemeinen Versammlungen in Gegenwart des Königs die öffentliche Meinung auszusprechen, mußte daher in Ermanglung besserer Einrichtungen der Natur der Dinge gemäß denjenigen überlassen werden, welche in den einzelnen Bezirken die Gewalt inne hatten, und von deren guten Willen es abhing, ob die allgemeinen Beschlüsse ausgeführt werden sollten oder nicht. Aber diese ausschließliche Befugniß mußte einen Standesgeist erzeugen, der in einem fort dahin arbeitete, die einmal errungenen Rechte immer noch mehr zu erweitern, und nur da, wo fremde Einfälle oder irgend ein anderes schweres Unglück mit Vernichtung drohte, oder die kriegerische Ehre in Anspruch genommen ward, ließen sich Spuren von öffentlichem Geiste entdecken. In den Bezirken selbst aber hing die Verwaltung von den persönlichen Eigenschaften des Herren ab, dessen wohlthätige Pflege die Unterthanen zu den glücklichsten und trefflichsten ihrer Zeit und ihres Landes erheben, oder seine Härte und Ungerechtigkeit hingegen sie auf die niedrigste Stufe der Zertretung und des Elendes aller Art hinunterstoßen konnte.

Erst gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts fingen vorzüglich in Italien die Städte an, durch Erweiterung ihrer Mauern, Befreiungen, die sie von den Königen erhielten, und selbstständige Einrichtungen eine mehr oder weniger unabhängige Stelle im Staate einzunehmen. Die Römischen Städte waren bei der Eroberung größtentheils von dem Sieger zerstört worden, dessen Neigungen ihn auf keine Weise zu Anlegung neuer Wohnplätze dieser Art einladen mochten. Nur bischöfliche Sitze oder gewöhnlichere Aufenthaltsorte der Könige oder anderer mächtiger Herren erweiterten sich allmählig zu Städten, welche aber wie die übrige Landschaft von Beamten der Herren oder Bischöfe regiert wurden. In Deutschland waren es die Einfälle der Ungern, die am meisten zur Gründung von Städten beitrugen und die Einwohner zwangen, sich zu Rettung ihrer Habe und ihres Lebens zur städtischen Lebensart zu bequemen. An günstig gelegenen Orten besonders an der Meeresküste und am Ufer bedeutender schiffbarer Flüsse lockte hie und da der Handelsvortheil eine Bevölkerung in die Mauern. Rom hatte sich durch das kirchliche Ansehen des Papstes, Ragusa und Venedig durch ihre feste Lage aus dem Alterthum erhalten, andere wie Genua u. s. w. verdankten dieser Lage ein neues Aufblühen. In jenen Städten, die noch aus dem Alterthum herstammten, erhielten sich Ueberbleibsel des alten Municipalwesens, welche sich mit zeitgemäßen Veränderungen zu ganz eigenthümlichen Verfassungen ausbildeten, die aber vereinzelt blieben und auf das innere Staatsrecht ihrer Zeit keinen Einfluß hatten. Auch im Slavischen Norden besonders in Rußland gab es Städte, deren Bürgern einige Rechte zukamen, und in Spanien nahmen die Christen den Arabern sehr blühende Städte wieder ab, welche zur spätern Entwicklung des Landes mehr als irgendwo gewirkt haben mögen. Aber im Ganzen genommen blieb doch der Bürgerstand als mit staatsbürgerlichen Rechten begabter Theil des Volkes diesem Zeitraum noch gänzlich fremd.

Den weltlichen Machthabern standen in Beziehung auf ihren Einfluß die geistlichen in doppelter Stellung oder mit einem Ansehen, welches aus zwei Quellen floß, entgegen. Die eine

war äußerlich bestimmt, sie beruhte ungefähr auf denselben Grundsätzen wie die Macht der Weltlichen, und konnte auch nach diesem festgesetzten Umfange in Anschlag gebracht werden; die andere aber lag in dem Glauben und den Verhältnissen der Zeit, es war eine unbestimmte, nie zu berechnende Gewalt des Geistes über Geister — desto furchtbarer, weil sie die Quelle aller menschlichen Erkenntniß und Einsicht auf immer gefesselt zu haben schien, und im Bunde mit jenem andern sichtbaren Zweige der geistlichen Macht beinahe unbezwingbar. Constantins des Großen nach dem Vorbilde der damaligen weltlichen Staatseinrichtung des Römischen Reichs angeordnete Gestaltung der Kirche hatte sich auch nach dem Untergange der Römischen Herrschaft im Abendlande erhalten, und am Ende huldigten ihr die Germanischen Sieger überall. Durch die Freigebigkeit der Fürsten und anderer frommen Seelen erhielt die Kirche reiche Güter, welche ihr die weltlichen Machthaber nur unter denjenigen Bedingungen überlassen konnten, unter welchen sie sie selbst besessen hatten, d. h. mit den nämlichen Pflichten gegen einen Oberlehensherren u. s. w. Auf diese Art wurde allmählig der Priesterstand in das Lehenwesen hineingezogen, so daß man sogar bepanzerte Bischöfe und Aebte an der Spitze ihrer Schaaren sah, ungeachtet der seit dem achten Jahrhunderte öfters wiederholten, von kirchlicher und weltlicher Obergewalt ausgegangenen Verboten dieses Unfugs. Zu gleicher Zeit erhielt die Kirche von der Frömmigkeit der Könige und insonderheit von der gläubigen Stimmung Karls des Großen eine Menge Befreiungen besonders in Rücksicht auf den Gerichtsstand und die für ihren äußern Glanz so wichtige Abgabe des Zehenten. Wenn man dabei noch in Erwägung bringt, daß die Geistlichen als einzige Besitzer der nothwendigen Kenntnisse auch in wichtigen Staatsunterhandlungen unentbehrlich waren, wo sie wenigstens die Feder leihen mußten, so darf man sich wohl nicht verwundern, daß sie auf den Reichsversammlungen so großen Einfluß behaupteten, und man ihnen auf denselben fast überall den ersten Rang einräumte. Auch im Morgenlande hatte es seit uralter Zeit in verschiedenen Staaten eigentliche Priestercasten gegeben, die unmittelbar nach

den Fürsten die erste Stelle einnahmen und ihr Ansehen mit ihren Geheimnissen auf Enkel vererbten. Aber das katholische Priesterthum des Mittelalters erhielt durch das Gesetz der Ehelosigkeit und die Verbindung mit dem Römischen Stuhle eine ganz eigenthümliche Gestalt, von welcher in der frühern Geschichte kein Beispiel zu finden ist. Mitten im Staate bildete sich ein eigener Stand, der streng und rastlos über die Aufrechthaltung der einmal erworbenen Vortheile wachte, eben so stark an seine besondere Sache gefesselt wie die Priestercasten des Morgenlandes, in seinem Ganzen eben so unsterblich wie sie und doch nicht durch Erblichkeit ergänzt. Dieser Stand wußte auf der einen Seite durch Befreiungen und Anmaßungen eine beinahe völlig unabhängige Stellung im Staate zu erringen, während er auf der andern in eine alle Gränzen der Staatsverhältnisse und der Volksthümlichkeit überschreitende Verbindung mit seinen Genossen in den übrigen Ländern trat, welche sich unter der Leitung des Römischen Stuhls zu einem viel festern Gebäude gestaltete, als sonst irgend eines in der politischen Welt bestand. Eine solche Stellung im Staate mußte im Verfolg der Zeiten manche Spaltung hervorbringen, ja es wurden, als gegen das Ende dieses Zeitraumes die kirchliche Hierarchie sich ihrer Vollendung nahte, öfters die innersten Fugen des gemeinen Wesens aus einander gerissen. Aber wenn man in Erwägung bringt, daß auch ohne kirchliche Spaltungen und Trennungen des Priesterstandes von Fürst und Volk, dennoch bei der weitern Ausdehnung des Lehenwesens die bei vorgerückter Bildung als nothwendig angesehene Einheit des Staates unmöglich war, und daß durch das eigenthümliche Streben der Geistlichkeit der rohen Willkür kriegerischer Allgewalt wenigstens ein anderes Gewicht entgegengesetzt wurde, so scheint es denn wohl nicht so sehr zu bedauern, daß die Kirche diese eigenthümliche Stellung einnahm, als vielmehr daß sie in einmal angenommenen Meinungen dergestalt erstarrte, daß ihr Streben und ihre Macht in keiner spätern Zeit für die Sache des Geistes und höherer Staat- und Volksthümlichkeit überschreitender Entwicklung mehr ersprießlich werden konnte. Gewiß ist, daß diejenigen Länder, in wel-

chen die Kirche der weltlichen Gewalt völlig unterworfen blieb, wie das morgenländische Reich oder die von Rom zu weit entlegenen und zum Christenthume weniger vorbereiteten Scandischen und Slavischen Länder, sich darum keineswegs durch eine höhere und freiere Bildung vor denjenigen auszeichneten, wo der Priesterstand jene Selbstständigkeit errungen hatte.

Diese verschiedenen Stände bildeten zusammen die Reichsversammlung, welcher nebst der Theilnahme an andern wichtigen Angelegenheiten gemeinschaftlich mit dem Könige die Gesetzgebung zukam. Lange galten unter den Deutschen Völkern nur althergebrachte Gewohnheiten, die durch das Bedürfniß der Zeit nur selten vermehrt wurden. Die Salischen Franken waren im fünften Jahrhundert die ersten, welche ein geschriebenes Gesetz zu Stande brachten. Die äußerst einfachen Lebensverhältnisse bedurften nur weniger allgemeingültigen Rechtsvorschriften. Nach der Eroberung machten es sich die Sieger zur Pflicht, die Besiegten bei ihren Gesetzen zu lassen, und diese gegen die Römer beobachtete Schonung wurde späterhin auch bei Unterjochung anderer Deutscher Stämme geübt, denn es schien den Herrschern eine zwecklose Grausamkeit, Völker dem Zwang von Gesetzen zu unterwerfen, welche ihnen Sprache, Erziehung, Sitten und lang eingewurzelte Gewohnheiten völlig unverständlich machten; eine völlige Verschmelzung aber, welche die Besiegten zu gleichen Rechten erhoben hätte, mochte dem siegenden Volke wohl nicht wünschenswerth erscheinen. Nichts desto weniger blieben auch die Sieger den Gesetzen ihrer Väter treu, und behielten für sich selbst immer denselben Abscheu vor dem Römischen Rechte, welches übrigens auch auf ganz verschiedenen Staatsgrundsätzen beruhte, und schon deswegen für die neuen Germanischen Staaten nicht anwendbar war. Dessenungeachtet würde das Römische Recht als bestimmtes und geschriebenes Gesetz wie andere Einrichtungen und Begriffe der Besiegten vielleicht die Uebermacht errungen haben, wenn sich die Deutschen Stämme nicht beeilt hätten, ihre durch Erweiterung der Lebensverhältnisse ohnehin dürftig gewordenen Gewohnheitsrechte ebenfalls schriftlich abzufassen. Dieses ge-

schah nun in dem frühern Theile dieses Zeitraums von einem Stamme nach dem andern. Man sah nun Fränkische, Allemannische, Gothische, Longobardische, Angelsächsische Gesetze u. s. w, und wohin auch die Völker versetzt wurden oder sich verzweigten, behielt jeder Stammgenosse das Seinige bei. Ursprünglich, als noch größere Freiheit in den Verfassungen herrschte, mag das Recht der Eröffnung von Vorschlägen allen freien Männern in der Staatsversammlung zugekommen seyn, später wurde es auf die Mächtigen und endlich wohl auch meistens auf den König beschränkt, der die von Geistlichen in Lateinischer Sprache abgefaßten Verordnungen durch den Canzler verlesen und von der Versammlung bestätigen ließ. So ertheilten Könige, die in ihrem Reiche mehrere Stämme vereint hatten, die ehemals unter eigenen Gesetzen gelebt, neuere allgemein gültige Vorschriften, und die Verwirrung wurde späterhin noch durch den Umstand vermehrt, daß nun auch die beinahe unabhängig gewordenen Beamten, besonders die erblichen, in einzelnen Fällen Gesetze oder Verordnungen erließen, die für die Unterthanen in ihrem Bezirk ausschließlich verbindlich wurden. Auf diese Weise mußten sich die Schwierigkeiten in der weltlichen bürgerlichen Rechtspflege immer mehr häufen, und das folgerechte und zuletzt einfacher abgefaßte kanonische Recht ein höheres Ansehen erhalten.

Die Richterstellen mögen ursprünglich durch freie Wahl der Germanischen Hausväter dem durch Kenntniß, Erfahrung und Ruf strenger, unbestechbarer Rechtlichkeit Würdigsten unter zehn oder hundert u. s. w. ertheilt worden seyn, welche dann über die unter den Freien waltenden Streitigkeiten nach alter Sitte und Gewohnheit urtheilten; denn über sein Haus und seine Dienstleute war der freie Hausvater allein Richter. Aber bei der stufenweisen völligen Umgestaltung der alten Grundverfassungen mußte auch das Gerichtswesen dem allgemeinen Gange folgen. Wie im Felde so blieb auch im Frieden dem Fürsten die oberste richterliche Gewalt. Selbst in freiern Staaten ging der Geist der Zeit auf keine Weise dahin, die Hauptzweige der Staatsgewalt zu trennen, und durch Uebertragung jedes einzel-

nen auf ein besonderes Haupt denselben eine unabhängige Stellung zu sichern. Vielmehr mußte die Macht, über Recht und Unrecht sowohl des Eigenthums als der That zu sprechen, eine nothwendige Befugniß jener obersten Staatsgewalt scheinen, ohne die sie in vorkommenden Fällen die allgemeine Sicherheit nicht zweckmäßig schirmen konnte, da unter rohen, an Krieg und Raub gewohnten Völkern schnelles Recht unumgänglich nothwendig war, wenn Leben und Eigenthum der Staatsbürger nicht jeden Augenblick bedroht seyn sollten. So lange nun diese mit der vollziehenden Macht vereinigte richterliche Gewalt nur vom Fürsten selbst geübt wurde, der auf einem sehr hohen und unabhängigen Standpuncte sich weit weniger veranlaßt fand, dieselbe zu misbrauchen, mochte diese Vereinigung nicht nur nicht drückend sondern in den meisten Fällen selbst wünschenswerth erscheinen. Als sie aber von den Königen mit allen übrigen Zweigen der Staatsgewalt ihren Stellvertretern in den einzelnen Bezirken übertragen wurden, welche hier öfters als Kläger oder Beklagte und Richter zugleich auftreten mußten, da mögen viele Sprüche ergangen seyn, wo Gewalt und Vortheil oder Leidenschaft mehr als Gesetz und Recht zu Rathe gezogen wurden. Solche Umstände mögen dann die Absendung königlicher Sendboten veranlaßt haben, vor deren Richterstuhl die vom örtlichen Beamten Unterdrückten eine Zuflucht finden sollten. Auch fand hie und da durch Zuziehung unabhängiger Schöppen eine Verbesserung statt. Hingegen waren die Gottesurtheile unter verdorbenen Richtern und Priestern ein furchtbares Mittel, das heiligste Recht durch das Blendwerk eines göttlichen Entscheids zu Boden zu drücken. So entstand auch gegen das Ende dieses Zeitraums ein höchst eigenthümliches Verhältniß durch die Absonderung der geistlichen Gerichtsbarkeit, welche ihren Arm mit der Befestigung des Glaubens immer weiter ausstreckte, und bei ihren bessern und mildern Einrichtungen den untern Ständen ihre Entscheidungen willkommner machten als die rohen Aussprüche der weltlichen Gewalt, um so mehr als das unbegränzte Zutrauen der frommen Menge ihnen göttliche Beglaubigung beimaß.

Mit den Staatseinrichtungen mußte das Kriegswesen dieses Zeitraums um so inniger verwandt seyn, als jene während der Dauer der sogenannten Völkerwanderung sich beinahe völlig aus dem letztern entwickelt hatten. Aber die Beibehaltung kriegerischer Aemter und Würden im Frieden und die Verbindung derselben mit bürgerlichen Ehrenstellen waren das Grab der alt-Deutschen Freiheit. Im ältesten Kriegswesen hatte der Grundsatz gegolten, daß jeder freie Grundeigenthümer zu Feldzügen verbunden sey, die in Vertheidigung und Angriff zum Vortheile des Ganzen geschahen. Solche Feldzüge konnten bei den damaligen Verhältnissen nicht von langer Dauer seyn, daher entstanden auch durch die Uebung bestimmte ziemlich beschränkte Begriffe über die Dauer der Zuzugspflicht bei dem Heerbann. Aber bei jenen großen Unternehmungen, welche die Zerstörung des Römischen Reichs zur Folge hatten, konnten sich solche Bestimmungen nicht erhalten. Statt der bisherigen weniger genau abgemessenen allgemeinen Pflichten gegen die ganze Stammesgenossenschaft oder das ganze Volk, hatte man jetzt besondere, viel strenger vorgeschriebene gegen die Häupter, denen im Anfang nach wirklichen Vertragsgrundsätzen auf die ausgedehnteste Weise Folge geleistet werden mußte. Statt für die Gesammtheit zu fechten, kämpfte man jetzt nur für den Vortheil des kriegerischen Hauptes, und, so viel es dieser zuließ, auch für seinen eigenen Nutzen. Der Krieg wurde dem freien Deutschen Manne zum gewöhnlichen Beruf, die alte vaterländische Bedeutung ging unter, ja als in der Folge das Lehenwesen sich seiner Vollendung näherte, kam es so weit, daß der gemeine Krieger zu Erfüllung seiner Eidespflicht gegen einen unmittelbaren Obern, selbst wider Fürst und Vaterland die Waffen ergreifen mußte.

Die Sitte der Zeit war einfach und rauh, aber eben so wenig frei vom Greuel weit verbreiteter Verdorbenheit als ein viel gebildeteres Zeitalter. Gewalt bahnte sich einen sichern Weg durch alle Verhältnisse des Lebens. Die lange Gewohnheit, als Sieger den Schwachen zu berauben, hatte alle Achtung für fremdes Eigenthum erschüttert, welches man durch Uebergewalt dem rechtmäßigen Inhaber entreißen konnte. So langwierige

Kriege und das Beispiel der überwundenen Römischen Einwohner hatten die ältern reinern Sitten der Germanen theils verwildert theils verdorben. Verbrechen und Laster erzeugten ihres Gleichen in einem fort wieder, und die bürgerliche Ordnung wurde besonders gegen das Ende dieses Zeitraums immer lockerer und schwächer, unvermöglicher, diesem Unfug zu steuern. Nur die sinnlichste Furcht vor den Qualen eines künftigen Lebens konnte noch einigermaßen abschrecken, und in so fern kann man diese Furcht und den ganzen sinnlichen Charakter, den der christliche Glaube annahm, als ein Zeitbedürfniß ansehen. Die Priester waren theils selbst von diesem Glauben ergriffen, theils benutzten sie denselben zu Befestigung ihrer Macht, und wußten auf diese und andere Weise ihren Einfluß in allen Verzweigungen des damaligen gesellschaftlichen Zustandes geltend zu machen. Die Wissenschaft war erloschen, oder in einsamen Klostermauern von aller lebendigen Einwirkung auf das wirkliche Thun und Treiben des Zeitalters abgeschnitten. Ueberall herrschten die Gewalt und der Zufall. Die Menschheit wurde von keiner allgemeinen Idee durchdrungen, die sie zu großen und erhebenden Thaten begeistert hätte. Nur aus einzelnen großen Männern, wie Karl der Große, Alfred u. s. w. waren, leuchteten solche Ideen wie Blitze hervor, ohne die Mitwelt zu ergreifen. Einen festen Mittelpunct der äußern Staatenverhältnisse gab es daher in diesem Zeitraum nicht. Zwischen den Staaten war, wenn der Ehrgeiz der Herrscher sie nicht in Eroberungskriege verwickelte, wenig Verbindung, sondern jeder mit sich selbst hinlänglich beschäftigt, in den einzelnen Staaten aber kam überall statt der ursprünglichen Freiheit und der spätern Einzelherrschaft die lehensmäßige unabhängige Macht der Beamten auf, welche Staaten und Völker in eine unabsehbare Menge von Trümmern zersplitterte.

III. Capitel.

Das eilfte, zwölfte und dreizehnte Jahrhundert.

Die drei ersten Jahrhunderte des zweiten Jahrtausends unserer Zeitrechnung möchten wohl mit Recht zu den bedeutendsten und gehaltvollsten in der Geschichte der ganzen Menschheit gezählt werden; aber im Leben der Europäischen Menschheit muß ihnen denn ohne Zweifel eine der höchsten Stellen angewiesen werden. Am Ende des ersten Jahrtausends hatte das Christenthum endlich, obschon in den nordöstlichen Theilen Europas hie und da noch in heftigem Kampfe mit den eigenthümlichen Gewohnheiten und Ansichten der Völker, dennoch endlich überall Eingang gefunden. Die folgenden Jahrhunderte sahen die vollendete Entwicklung des katholischen Christenthums in seiner spätern Gestalt, die Macht des Papstthums und der Hierarchie auf ihrem Gipfel, das Ritterthum, die Minnesänger, die Kreuzzüge, die Vervielfältigung der Mönchsorden, die Ketzergerichte und neben diesen Erscheinungen oder ihnen gegenüber das Lehenwesen in seiner bestimmtesten Ordnung, das Aufblühen städtischer Bürgerlichkeit und Unabhängigkeit, ja sogar die Anfangsgründe ständischer Freiheit oder staatsrechtlicher Verträge zwischen Herrschern und Völkern. Die Kreuzzüge waren eine eben so gewaltige Erschütterung, als die Völkerwanderung gewesen war, nur daß ihre Folgen nicht so unmittelbar in die Augen fallen, daß kein großes Land durch sie eine neue Bevölkerung erhielt, keine neue Sprache durch sie in's große Weltleben eingeführt wurde. Aber die Ereignisse, welche sie zum Theil selbst erzeugten, oder welche doch als in inniger Verbindung mit ihnen angesehen werden müssen, hatten auf die innere wesentliche Gestaltung der Völker solchen Einfluß, in den

Sprachen fand durch Einwirkung der großen Gährung und ritterlich abenteuerlichen Stimmung der Zeit solche Umwälzung oder Förderung statt, daß in Rücksicht ihrer Ergebnisse die große Welterscheinung in diesem Zeitraume der des frühern wohl verglichen werden mag.

Wie das ganze Mittelalter so sind auch die Kreuzzüge, jene sowohl in ihrem Ursprunge als in Art und Weise ihrer Führung in der Geschichte einzigen Unternehmungen, unendlich verschieden, häufig sehr oberflächlich, meist nach einseitigen oder höchst überspannten Voransichten beurtheilt worden. In einem Zeitalter, wo die höchste Aufgabe der Staatskunst in dem geist- und gemüthlosesten Zahlenmechanismus erreicht schien, und die Unhaltbarkeit vieler morschen Ueberbleibsel des Mittelalters zu den unbilligsten härtesten Aussprüchen über die Zeit ihrer Entstehung verführte, wo jeder Glaube für Heuchelei, jede feurigere Gottesverehrung für Schwärmerei galt, konnten die Kreuzfahrer einzig und allein aus dem Gesichtspuncte schwärmerischer, durch schlauen Pfaffentrug geleiteten Thoren oder heuchlerischer, auf Beute ausgehender Räuber betrachtet werden. Als aber dann in einer wundervoll gährenden Zeit die Gegenwart fast überall so drückend wurde, daß das wärmere Gefühl nur in einem wehmüthigen Rückblicke nach längst vergangenen Tagen oder in einem sehnsuchtsvollen Verlangen, welches über die Schranken des irdischen Daseyns hinausriß, Befriedigung fand; als man einerseits der entnervten, an Körper und Gemüth geschwächten, immer mehr verflachten Menschheit unseres Jahrhunderts die großen, kräftigen Gestalten der Vorzeit entgegenstellte, als die schöne Morgenröthe des sich im achtzehnten Jahrhundert verkündenden höhern Menschensinns durch eben so finstere als blutige Erscheinungen verdunkelt ward, und nun der getäuschte Geist in die Irrgänge der Schwärmerei und einer wundersamen Grübelei und halbsinnlicher Geheimnißsucherei geführt wurde: da erschienen jene abenteuerlichen Glaubenshelden auf einmal wieder im höchsten Glanze beinahe überirdischen Heldenthums. Man vergaß die Treulosigkeit und Gemeinheit so Vieler, die Greuel der Glaubensschwärmerei und alle die widrigen Auftrit-

te, welche sie begleiteten, um nur die erhabene Siegespalme frommer und ritterlicher Glaubenskämpfer im Auge zu behalten. Je ungleicher und rücksichtsloser aber die Urtheile über jene große Weltbegebenheit ausfallen, desto wichtiger wird eine tiefere Betrachtung ihrer nähern und entferntern Folgen.

Auch die Griechen hatten solche große und abenteuerliche Volks-Heldenthaten unternommen wie den Raub des goldenen Fließes und die Rache wegen des durch Entführung der schönen Königin verletzten Gastrechts, und hätten wir über jenes der Dichtung anheimgefallene dunkle Zeitalter auch nähere geschichtliche Berichte, so würden wir in denselben über die spätere Entwicklung der innern Staats- und gesellschaftlichen Verhältnisse des alten Griechenlands manchen bedeutenden Aufschluß finden. Aber jene seltsamen Züge waren nur Aufregungen eines einzelnen, obgleich mannigfaltig unter sich getheilten Volks, während die Kreuzfahrten alle Schranken des Volksthums überschritten, und die Anhänger des christlichen Glaubens aus allen Ländern Europas bald unter den Bannern ihrer Fürsten bald auch sonst an das Grab des Gekreuzigten hinrissen. Sie begannen in einer Zeit, wo sich mit den auswärtigen Verhältnissen der Staaten gegen einander noch ein allgemeines Schwanken und Regellosigkeit zeigte, die Staaten selbst aber im Innern durch das Lehenssystem in eine unabsehbare Menge kleiner unbedeutender Herrschaften zersplittert waren, in denen Alles auf den untersten Stand drücken mußte. Bürgerfreiheit war hie und da kaum noch bemerkenswerth, Jeder in seine beschränkte Oertlichkeit so hart eingezwängt, daß jedes Fortschreiten auf Jahrhunderte vereitelt schien. In solch drückendem Zustande sinnlicher und geistiger Beengung stand die Europäische Menschheit, als der Alles begeisternde Ruf des heiligen Vaters und einiger eifrigen Glaubensprediger im Abendlande erscholl. In ganz Europa war die Bewegung fast allgemein, die starren Verhältnisse wurden erschüttert, aus der gewaltigen Reibung entwickelten sich neue, im frühern Leben kaum geahnte Kräfte mitten unter den widrigsten Erscheinungen der Rohheit und Glaubensschwärmerei. Menschen aller Völker und Stände vereinten sich zu einem gemeinsamen

Zwecke, den sie wenigstens äußerlich verfolgen mußten, wenn er auch in ihrem Herzen nicht tief eingeprägt seyn mochte. Die Unterscheidungen, die scharfen Eigenthümlichkeiten der Städte und Völker schwanden oder verwischten sich. Der Blick wurde erweitert und an größere Lebenserscheinungen und Verhältnisse gewöhnt, die zwar vorerst nur einen gewaltigen Rausch, aber dann bald darauf das Erwachen eines neuen Zeitgeistes zur Folge hatten, in welchem Verstand und Vernunft nun endlich ebenfalls ihre Rechte geltend zu machen wußten.

Die Päpste waren es, welche die große Weltunternehmung zu Stande brachten, die ihr durch Gregors VII. Sieg über die weltliche Macht so sehr gesteigertes Ansehen auf den höchsten Gipfel erhob. Die Geschichte jenes merkwürdigen Kampfes, mit welchem dieser Zeitraum begann, und in dem der heilige Stuhl theils durch glückliches Zusammentreffen der Umstände, theils durch das Hervortreten eines in der Geschichte einzigen Mannes so unvergleichliche Vortheile errang, ist in frühern Büchern erzählt. Hieher gehört nur das wichtige Ergebniß, daß die Päpste durch den für sie so glücklichen Ausgang des Investiturstreits gegen die weltliche Macht in die glänzendste Stellung traten, während auch durch die rücksichtslose Behauptung der priesterlichen Ehelosigkeit die kirchliche Hierarchie in sich selbst vollendet ward. Solche ungeheure Macht zu behaupten, ja in der Zukunft noch in's Unendliche auszudehnen, boten sich die Kreuzzüge als ein treffliches, lang ersehntes Mittel dar. Der Glaube an des Papstes Macht, mit Anweisungen auf ein künftiges Leben zu lohnen, stand mit dem damaligen Zeitgeiste in dem vollkommensten Einklang. Und da sich auf diese Weise die Schatzkammer nie erschöpfte, aus welcher der heilige Stuhl die ihm geleisteten Dienste bezahlte, so kannte auch seine Macht keine Gränzen. Die Möglichkeit, diejenigen, welche durch Geist und Ansehen den Anmaßungen Roms gefährlich werden konnten, in ein fernes Land unter den Drang einer unabsehbaren Reihe von Mühseligkeiten und Gefahren zu schicken, bot Vortheile dar, deren sich selten andere Gewalthaber zu erfreuen hatten. Nie stand ein Welteroberer so hoch wie die Päpste in dem frühern Theile dieses Zeit-

raums, aber der Umstand, daß sie über den Mitteln den Zweck aller irdischen Höhe vergaßen, daß sie eine Herrschaft, welche durch Besiegung der kräftigsten geistigen Elemente einer Zeit errungen war, nur durch Erstarrung und Lähmung behaupten wollten, stürzte sie eben so schnell und unerwartet wieder herab, als sie sich vorher hinaufgeschwungen hatten. Selbst der fieberische Rausch, der die Menschen unter die Kreuzesfahnen trieb, und der seiner Natur nach bald verfliegen mußte, sobald man wieder zur ruhigen Besinnung kam, trug, als man aus der Betäubung zu erwachen anfing, eben so viel zum Sturze bei, als er zum glänzenden Emporsteigen mitgewirkt hatte. Dieser Veränderung in den Begriffen konnte der heilige Stuhl nur durch kühnes Fortschreiten auf einer neuen Bahn im Geiste einer sich allmählig umgestaltenden Zeit zuvorkommen. Noch lange würden die Völker den geistlichen und in diesem Falle auch geistigen Machthaber gesegnet haben, der sich der allgemeinen Sache der Menschheit mit Entschlossenheit und Nachdruck gegen die einreißende Zwangsherrschaft der Fürsten und örtlichen Großen angenommen hätte. Nicht leicht konnte für den heiligen Stuhl ein schönerer und zugleich vortheilhafterer Standpunct aufgefunden werden. Im Bunde mit den Besten, Kräftigsten und Geistreichsten jeder Zeit hätte jeder geistige Fortschritt der Europäischen Menschheit einen neuen Grundpfeiler zu seiner Macht herbeigetragen, welche stets verjüngt trotz allem Wechsel der Zeiten in immer neuem Glanze aufgetreten wäre als kräftiger Anwald und Schirmherr allgemein menschlicher Entwicklung und Bildung, alles Beengende der Staatsgewalt überschreitend. Aber weit entfernt auf einer so ruhmvollen Bahn fortzuschreiten, die unter veränderten Verhältnissen die einmal errungene Macht durch das stürmische Andringen der Jahrhunderte hindurch unversehrt erhalten haben würde, ergab sich der heilige Stuhl den einmal festgesetzten Begriffen so rücksichtslos und unbedingt, er bot, als der Einfluß der Zeit auf dieselben mit jedem Tage fühlbarer wurde, so gewaltige Mittel auf, sie in ihrer ganzen Starrheit und Unangemessenheit zu behaupten, daß er alle Grundstoffe des öffentlichen Lebens, Fürstengewalt, Adelsmacht und Bürgerfreiheit, ja einen großen

und bedeutenden Theil der Geistlichkeit selbst gegen sich verbinden, und unter ihren vereinten Streichen dann von der alten Höhe wieder heruntersinken mußte. In den Kreuzzügen wurde wie in den frühern Heiden- und Sachsenbekehrungen religiöse Unduldsamkeit zur Christenpflicht gemacht, nur daß man in diesen ältern Unternehmungen doch wenigstens den Versuch einer gütlichen Umwandlung derselben, also eine Wohlthat für sie, im Auge hatte, während es bei den Kreuzfahrten nicht auf die Belehrung sondern auf die Ausrottung der Ungläubigen abgesehen war. Und doch mochte ungeachtet des Glaubens der Zeit, in mancher gefühlvollen Seele ein Zweifel entstehen über die Rechtmäßigkeit solcher Verfolgungen und ihre Würdigung von dem Höchsten. Allein solche Gedanken wurden erstickt von der Trauer über die Verunreinigung des Grabes Christi und dem Haß gegen das ungläubige ferne blutdürstige Volk der Saracenen. Als aber der heilige Stuhl auch gegen gläubige Fürsten und Völker mitten in Europa das Kreuz ertheilte, weil sie in irgend einem Puncte der Zwangsherrschaft der Kirche den Gehorsam versagten, als raubgierige Krieger dieses Kreuz mit Eifer ergriffen, um schuldlose Menschen mit Verheerung, Plünderung, Mord und Brand zur Rechtgläubigkeit zu zwingen, und als die Greuel der Verfolger eben so sehr wie die Unschuld und Sittlichkeit der Verfolgten zum Himmel schrie: da mußte die Kreuzesfahne in den Augen aller wahrensinnigen Christen ihre Weihe verlieren, und der Misbrauch derselben dem Haupte der Christenheit zum bittersten Vorwurfe gereichen. Vergebens suchte man von Rom aus die Herrschaft der alten Begriffe durch Bettelmönche und Ketzergerichte aufrecht zu erhalten, die Mittel wurden so gehässig, als der Zweck selbst es seyn mußte, und als dann gegen das Ende dieses Zeitraums die königliche Gewalt in Frankreich auf dem allmähligen Umsturze des Lehenwesens ihre furchtbare Unumschränktheit begründete, wurden die Anmaßungen der Päpste auf eine so nachdrückliche Art zurückgewiesen, daß ihre Macht in ihren festesten Grundpfeilern erschüttert ward.

Nie waren die beiden angesehensten Machthaber der Christenheit, die Angel, um welche sich alle öffentlichen Bewegun-

gen und Ereignisse drehten, in so offenbarem und hartnäckigem Kampfe wider einander als während dieses Zeitraums. Aber der langwierige Kampf endete nicht wie gewöhnlich mit einer aufrichtigen Versöhnung oder der Unterdrückung des Einen noch einem glänzenden Siege des Andern; vielmehr hatten am Ende des dreizehnten Jahrhunderts beide schwere Wunden erhalten, an denen sie unter dem Drange der Umstände zu verbluten Gefahr liefen, wenn nicht neue, auf ganz andere Verhältnisse passende Heilmittel angewendet wurden, vermittelst deren man noch früh genug einem völligen Umsturze vorbeugen konnte. Die Sächsischen Kaiser hatten zwar als kräftige und hochsinnige Fürsten großen Ruhm erworben, aber nichts desto weniger das Reich in einer sehr bedenklichen Lage hinterlassen. Der äußere Glanz, mit welchem dasselbe in dem großen Europäischen Völkerleben auftrat, war keineswegs verdunkelt, aber desto tiefer und verderblicher nagte der tödtliche Wurm der Fürstenmacht an der innern Kraft und Festigkeit desselben. Der Fränkische Königsstamm übernahm das Scepter unter sehr günstigen Aussichten in Betreff der äußern Macht. Konrad trat zwar von freien Stücken an Dänemark das jenseits der Eider gelegene Schleswig ab, welches ohne große Beschwerde für das Reich nicht zu erhalten war, aber mehr als reichlich wurde dasselbe dafür durch die Erwerbung des Burgundischen Reichs entschädigt, welches nun endlich dem Kaiser Konrad und durch ihn dem Deutschen Reiche anheim fiel, dem es ursprünglich auf keine Weise zugedacht gewesen war. Diese wichtige Erwerbung im Mittelpuncte von Deutschland, Frankreich und Italien konnte für des Reiches Uebergewicht die entscheidendsten Folgen haben. Aber Heinrichs IV. unglücklicher Kampf gegen den heiligen Stuhl und die Fürsten, der demüthigende Auftritt zu Canossa, die Gegenkaiser in Deutschland u. s. w. mußten den alten Glanz, der die Kaiserkrone umstrahlt hatte, wohl in Nebel verhüllen. So endigte die Herrschaft der Fränkischen Kaiser, ohne daß sie dem Gang der Dinge in Deutschland, den die immer fester begründete Fürstengewalt begünstigte, kräftigen Widerstand hätten entgegensetzen können, und da die Fürsten zu solcher Unab-

hängigkeit gelangten, daß sie den Kaisern selbst den lehenspflichtigen Zuzug verweigern durften, oder doch wenigstens nicht ordentlicher Weise dazu angehalten werden konnten, die Könige oder Kaiser in ihren Unternehmungen nachdrücklich zu unterstützen, so mußte allmählig auch die äußere Macht verfallen. Das Schwankende in der Thronfolge und die Nothwendigkeit, in der sich Deutschlands Oberherren durch das stufenweise Abnehmen der mit der Krone unmittelbar verbundenen Hülfsmittel fanden, sich eine Hausmacht zu gründen, trennte den persönlichen Vortheil des Kaisers gänzlich von dem des Reichs, und war Schuld daran, daß beide sich völlig vernachlässigten. Selbst die großen Hohenstaufischen Kaiser, welche dem Fränkischen Hause folgten, und deren hoher, von den Zeitereignissen so gewaltig aufgeregter Sinn ihrem Jahrhunderte einen so tief bedeutenden Charakter gaben, machten hierin keine Ausnahme. Ritterlich fochten sie an der Spitze vaterländischer Krieger am heiligen Grabe und jenseits der Alpen. Aber der Verwirklichung ihrer großen Entwürfe in Italien widersetzte sich eine höhere Macht, und Deutschlands Ansehen und Kraft ward ungeachtet des Ruhms, der unter der Herrschaft der hochsinnigen Fürsten auf die Deutschen zurückstrahlte, dennoch nicht gehoben. Schon unter den Fränkischen Kaisern konnte das Recht der Oberlehensherrschaft über Polen, welches freilich nur locker und nicht in der Natur der Dinge oder dem natürlichen Verhältnisse der Völker gegründet war, nicht mehr behauptet werden. Im Uebrigen blieben des Reiches Gränzen immer noch unversehrt, denn keiner der Nachbarn war für den Augenblick gefährlich. Dem Ansehen der Kaiser unter den Europäischen Fürsten schienen zwar die Kreuzzüge vortheilhaft zu seyn, denn keine glänzendere Gelegenheit konnte ein ritterlicher Fürst finden, sich an die Spitze aller Tapfern Europas zu setzen und auf diese Art die Meinung durch die That zu besiegeln. Aber diese erhabene Stellung wurde den Deutschen Kaisern bald durch andere ehrgeizige Fürsten, Könige von England und Frankreich streitig gemacht, die das weltliche Haupt der Christenheit, wo sie mit ihm zusammentrafen, nicht mehr als solches anerkennen wollten, hätten sie auch über der

stolzen Weigerung die heiligen Zwecke selbst scheitern lassen sollen. Selbst auf jenen abenteuerlichen Zügen wurde ihnen also der an sich mit keinen andern wirklichen Rechten verbundene Vorrang versagt, um wie viel mehr denn wo es in den gewöhnlichen Staatsverhandlungen um wirkliche Leistungen zu thun gewesen wäre. Und da während seines Aufenthalts im gelobten Lande die gemeinsamen Angelegenheiten des Reichs noch überdem vernachlässigt wurden, oder in die Hände derer geriethen, deren Vortheil mit dem Wohl des Ganzen am unverträglichsten war, so können wir die Kreuzfahrten ohne Zweifel zu den bedenklichsten Ereignissen für kaiserliche Macht und kaiserliches Ansehen in Europa zählen, ob sie gleich zu den vortheilhaftesten gehören konnten, wenn das Schicksal die Kaiser zu einem kräftigen Versuche geleitet hätte, dieselben zu folgerechten Staatszwecken zu benutzen. Daher wurde die kaiserliche Macht in diesem Zeitraume nur den kleinen Italischen Fürsten und Freistaaten gefährlich, deren Kräfte selbst mit der bloßen Hausmacht der Kaiser als Erbfürsten beschränkter Länder in keine Vergleichung kam. Europäische Könige hingegen fürchteten sie nicht mehr. Nach dem Untergange des Hohenstaufischen Hauses aber wurde Deutschland mehr auf sich selbst beschränkt, die Fürstenmacht immer bedeutender, und das kaiserliche Ansehen je länger je mehr zu einem leeren Gepränge hinuntergesetzt.

Frankreich, Deutschlands westlicher Nachbar, hatte während des eilften Jahrhunderts noch keine solche innere Festigkeit erreicht, um als großes Ganzes aufzutreten und der Macht oder gar der Selbstständigkeit anderer Völker gefährlich zu werden. Die Capetingischen Könige suchten vor allem die Herrschaft ihrem Stamme zu versichern. Im Innern hatten sie einen hartnäckigen Kampf mit den großen Lehensträgern zu bestehen, von denen mehrere ihnen an Macht und Einfluß wenig nachstanden. Besonders wurde der Umstand bedenklich, daß ein kühner und geistreicher Herzog der Normandie die Krone von England errang, welches Verhältniß, wenn es fortbestehen sollte, eine gewitterschwangere Zukunft verkündete. Aber im großen Europäischen Völkerleben glänzt Frankreich am Ende des eilften Jahr=

hunderts am meisten durch das „Gott will es" der Versammlung von Clermont, wo aus seinem Schoose eine Erschütterung hervorging, deren langwierige Schwingungen im ganzen christlichen Abendlande neue Eigenthümlichkeiten aufregen sollten. Ueber Italien übte Frankreich keinen Einfluß, wenigstens über das nördliche nicht. Die Wahlkrone der Lombarden oder Italiens war meistentheils mit der Römisch-Deutschen Königs- oder Kaiserkrone verbunden. Um den mittäglichen Theil und die Inseln stritten sich Griechen und Saracenen, bis endlich das Schwert kühner Normännischer Abenteurer daselbst eine neue Herrschaft gründete, an welche der heilige Stuhl in seinem Widerstreben gegen die Deutschen Kaiser sich anlehnen mochte. Allein mit der neuen Herrschaft gründeten sie auch eine neue Volksthümlichkeit, und mit Frankreich, mit dem sie schon in der Heimath in weniger Verbindung gelebt hatten, fand von da an wohl kein regelmäßiger Verkehr mehr statt, so daß auch dieses kein eigentlicher Einfluß genannt werden kann. Im Norden fing Venedig an seine Kräfte zu fühlen. Im Allgemeinen aber fand in Italien überall Auflösung der großen Feudalfürstenthümer in kleinere statt, und so ward in allen Theilen ein reges Leben vorbereitet. Auf der Pyrenäischen Halbinsel gerieth im zehnten Jahrhundert die Herrschaft der Mauren in Verfall, und die drei christlichen Reiche Navarra, Castilien und Arragon stärkten sich auf allen Seiten: nur ihre Kämpfe unter sich konnten den gänzlichen Untergang der Araber verzögern. Im äußersten Westen ward die Grafschaft Portucallia gegründet. Nur einmal erhoben die Spanier einen Castilischen König zur Kaiserwürde in der Absicht, ihm die Leitung aller Kräfte des Spanischen Volkes zu vertrauen. Allein solche Begeisterung war nur vorübergehend, die alten Streitigkeiten wurden bald wieder erneut. Mit dem übrigen Europa lebten die Spanier in keinem bedeutenden Verkehr. Die Brittischen Inseln, aber besonders England geriethen unter die furchtbare Zwangsherrschaft der Dänen, welche für das Angelsächsische oder Englische Volk mit der traurigsten Erniedrigung verbunden war. Doch blieben in Schottland und Ireland Staaten in ruhmvoller Unabhängigkeit. Aber für das durch so lange

und so drückende Unfälle tief gebeugte Englische Volk war die Erfrischung, welche durch die Normännische Eroberung statt fand, durchaus nothwendig, wenn es sich wieder erheben sollte. Allein der Umstand, daß die Könige von England nichts desto weniger Herzoge der Normandie blieben, lenkte die Thatkraft des neuen Volks auf einen unnatürlichen Weg. In den Scandischen Reichen sah die erste Hälfte des eilften Jahrhunderts die Herrschaft des gewaltigen Knut über Dänemark, Norwegen und England, die sich aber nach seinem Tode allmählig wieder auflöste. In allen drei Reichen war die Thronfolge sehr schwankend, und daher erneuten sich daselbst die Kriege in einem fort. Aber seit das Christenthum sich ungeachtet alles Widerstandes befestigt hatte, traten die Scanden in nähere Verbindung mit andern Völkern, von denen sie bisher nur als gefährliche Räuber gekannt waren. Die Polnischen Herzoge, noch im Anfange des eilften Jahrhunderts von den Deutschen Kaisern oft tief gedemüthigt, erhoben sich gegen das Ende desselben zu größerer Kraft, deren Entwicklung indessen auch Theilung ein gewaltiges Hinderniß in den Weg legte. Gegen die benachbarten kleinen Völkerschaften im Norden scheinen mehr Raub- als Eroberungszüge statt gefunden zu haben, wenigstens waren die Siege kriegerischer Fürsten nicht von erheblichen Folgen. Mit furchtbarer Kraft würde bereits damals Rußland gegen seine Nachbarstaaten aufgetreten seyn, wenn es nicht Wladimir der Große durch neue Trennung geschwächt hätte. Dessenungeachtet gründeten Russische Fürsten zu Halitsch und Wladimir Herrschaften, und auch Esthland mußte den Russen huldigen. Aber die Uneinigkeit der Russischen Fürsten machten sich die Cumaner zu Nutzen, jene auf allerlei Weise zu demüthigen. In Ungern regte sich ein kräftiger volksthümlicher Geist. Ungeachtet langwieriger Bürgerkriege und wiederholter Theilungen wurde der Ungrische Volksruhm aufrecht erhalten und der Ungrische Einfluß über die mittäglichen Slavischen Völker gegen die Adriatische See hinausgedehnt, und selbst gegen Venedig und Constantinopel mit Vortheil behauptet. Zu Byzanz kämpfte hie und da ein kräftiger Kaiser wider den Einfluß der Weiber und Ver-

schnittenen. Gegen die nordischen Nachbarn ward mit abwechselndem Glücke gekämpft. Aber in Kleinasien zeigte sich ein bedenklicher Feind in den Seldsukischen Türken, deren Seemacht die Hauptstadt selbst bedrohte. Auch der feurige Angriff des Normännischen Robert schien dem Byzantinischen Reiche in seinem Herzen selbst den Untergang zu drohen. Aber von den Kreuzzügen erhielt des Kaisers Alexius schlaue Gewandtheit großen Vortheil: die erste dieser Unternehmungen verjüngte den alternden Staat wieder um Jahrhunderte. Wäre die Gewandtheit mit gleicher Kraft gepaart gewesen, so möchte vielleicht ein neues Leben begonnen worden seyn. Die Errichtung eines neuen Königreichs im heiligen Lande endlich, welches der Lohn der ritterlichen Tugenden Gottfrieds von Bouillon wurde, trug für die abendländischen Staatsverhältnisse wenig aus, als daß von den Kühnsten und Unruhigsten viele über's Meer in den fernen abenteuerlichen Staat hinzogen, sich daselbst ein den feurigsten Einbildungen entsprechendes Glück zu gründen.

Mit dem zwölften Jahrhunderte trat endlich die glänzendste Periode des durch Frauenliebe und Minnesängerei begeisterten Ritterthums ein, und alle höhern Stände des südwestlichen Europas wurden von einer Stimmung durchdrungen, welche sie zu Thaten trieb, deren Zweck zu den eigentlichen Staatsverhältnissen in keiner Beziehung stand. Schwärmerische Unternehmungen, große glänzende Ritterzüge im Morgen- oder Abendlande, denen die Abenteuerlichkeit den größten Reiz verlieh, ohne große nachwirkende Folgen, gehörten zu den Lieblingsbeschäftigungen dieses Zeitalters. Zwar machte hie und da der tiefer Denkende eine Ausnahme, und erhielt desto größere Vortheile, je weniger die blinder Begeisterung folgende Menge seine Wünsche ahnte, oder ihrer Erzielung zu widerstreben sich die Mühe nahm. Aber die meisten fühlten bloßen Thatendurst ohne höhern Zweck; und darum läßt sich auch im zwölften Jahrhundert noch wenig Zusammenhang in den Staatsverhältnissen der Europäischen Länder und Völker erkennen. Frankreich fand sich durch die beständigen schweren Händel mit England von dem übrigen Europa

wie getrennt, und konnte, da es alle seine Kräfte für jenen Riesenkampf aufbieten mußte, keinen Einfluß in andern Händeln behaupten. Freilich wurde der schwere Krieg bisweilen durch die Kreuzfahrten der Könige und durch vorübergehende Verträge unterbrochen. Aber seitdem Ludwig VII. seine leichtsinnige Gemahlin mit ihren schönen Ländern dem Könige von England abgetreten hatte, ward die Lage der Dinge so gespannt und unnatürlich, daß der Knoten nur mit dem Untergange der einen Partei gelöst werden zu können schien. Aber der König von Frankreich fand bei seinen großen Lehensträgern schwache Unterstützung, denn die Macht des Englischen Fürsten hielten sie für eine Stütze der eigenen Unabhängigkeit. Italien schien eine Zeit lang völlig der Uebermacht der Deutschen Kaiser preis gegeben, wider deren Einfluß der heilige Stuhl mit weltlichen und geistlichen Waffen geschützt, und mit den Normännischen Herrschern der beiden Sicilien verbunden, sich nicht ohne Anstrengung aufrecht erhielt. Hätten die Deutschen Kaiser in ihrem Vaterlande eine ihrer Würde entsprechende Gewalt besessen, so sieht man nicht ein, wie Italien dem traurigen Schicksale, eine Deutsche Provinz zu werden, hätte entgehen mögen. Aber zum Glück für Italische Volksthümlichkeit, die sich bald nachher auf ihre eigene Art entwickelte, traten die Deutschen Kaiser auf Italischem Boden nie anders als wie gewaltige Abenteurer auf, deren Kräfte eben so schnell dahin schwanden, als sie in glücklichen Augenblicken zusammengerafft waren. Der Tag von Legnano vereitelte die großen Entwürfe der Schwäbischen Kaiser auf immer, und wenn sie später auch noch furchtbar auftraten, so war es doch nicht mehr in so weit aussehendem Sinne. Heinrichs ungeheure Herrschaftsplane endigten mit der Erwerbung der Krone beider Sicilien, das große Kaiserhaus sank zum Italischen Fürstenhause herab. Auf den Trümmern der alten Herrschaften erhob sich überall die Bürgerfreiheit. Aber am lebendigsten griffen in das große Völkerleben die Seestädte Genua, Venedig, Amalfi, Pisa ein durch ihre Theilnahme an den Kreuzzügen und durch Benutzung der trefflichen Gelegenheit, ihr Seewesen zu erheben. Hier gründete Venedig eine Macht, welche mit der Macht der Könige wetteifern sollte.

Die Pyrenäische Halbinsel wurde durch die Kreuzzüge in nähere Verbindung gebracht. Besonders fanden die Französischen Kreuzfahrer hier Gelegenheit, in der Nähe der Heimath gegen die Feinde des Glaubens zu fechten. Auch Krieger von andern Völkern trugen zu Schiffe zur Eroberung der Seeplätze bei. Dessenungeachtet drohte die Uneinigkeit der christlichen Fürsten, auch den nördlichen Theil der Halbinsel von neuem der Kühnheit der Araber preis zu geben, und das zwölfte Jahrhundert war in dieser Beziehung für die christlichen Spanier ungleich weniger rühmlich, als es das eilfte gewesen war. Auch die nach dem Siege von Urique geschehene Erhebung zur Königswürde der Herrscher von Portugal und die in Folge desselben mit dem heiligen Stuhl angeknüpften besondern Verhältnisse mochten der Eintracht der Spanischen Fürsten schwerlich günstig seyn. England trat in den großen Weltangelegenheiten des Zeitalters seit dem zwölften Jahrhundert auf jede Weise bedeutender auf. Seit Heinrichs Heirath mit der leichtsinnigen Erbin des Guienneschen Hauses schien dem neuen Königsstamme der Plantagenet die Herrschaft über Britannjen und Frankreich nicht mehr entgehen zu können, und Richard Löwenherzens Waffenthaten am heiligen Grabe stellten das Englische Ritterthum ungemein hoch in der Achtung der Zeitgenossen. Wales verlor immer mehr von seiner Unabhängigkeit. Ireland hingegen wurde mit päpstlicher Erlaubniß unter dem Vorwande, den ächten Glauben daselbst einzuführen, der Englischen Krone unterworfen. Nur Schottland wurde aus einer sehr bedenklichen Lage durch den Umstand gerettet, daß England in andere ungeheure auswärtige Unternehmungen verwickelt war. Auch die kriegerischen Scandier hatten im Innern ihrer Reiche genug mit sich selbst zu thun. Die Thronfolge war daselbst auf keine Weise bestimmt. Sie erhielt sich zwar in der Regel bei demselben Fürstenstamme mit Ausnahme von Schweden, wo die beiden Häupter Swerker und Bonde auf die wunderbarste Weise mit einander wechselten. Aber unter den einzelnen Fürsten des herrschenden Stammes fanden unaufhörliche Kämpfe statt, die sich bald mit Entthronungen bald mit Theilungen endigten. Obschon die Scandischen Völker noch Heiden

genug in der Nähe gefunden hätten, so sah man doch auch ihre Banner am heiligen Grabe wehen. Sonst kamen nur die Dänen durch ihre Händel mit ihren kriegerischen mittäglichen Nachbarn, mit dem übrigen Europa, im eigentlichen Sinne in Berührung. Die Polnische Herrschaft wurde im zwölften Jahrhundert mehr nach Osten gedrängt. Um die Mitte desselben mußten Wladislavs von den Hohenstaufen unterstützte Söhne mit Abtretung von Schlesien befriedigt werden, und die Herzoge dieses Landes suchten sich von da an immer mehr an Deutschland anzuschließen. Gegen die heidnischen Bewohner der Ostseeküste wurden Kreuzzüge unternommen. In Livland waren die Bekehrungsversuche gegen das Ende dieses Jahrhunderts glücklicher als in Preußen. Rußlands Zersplitterung in kleine Fürstenthümer lähmte die Kraft des Volks auf Jahrhunderte. In den Kriegen mit den Nachbarn wurde der Russische Waffenruhm behauptet, aber im Ganzen blieben diese Kämpfe doch ohne Folgen. Auch Ungern war, obgleich nicht wie Rußland durch Theilungen geschwächt, doch wegen öfterer Streitigkeiten über die Thronfolge häufig genug mit sich selbst beschäftigt, Mit Rußland kämpfte man um Halitsch und Wladimir. Ungern errang zwar die Oberlehensherrschaft über diese Fürstenthümer; aber im Grunde war eigentlich damit wenig gewonnen. Ungleich wichtiger waren für dasselbe die Erweiterungen nach Süden, welche es sich jetzt vorzüglich angelegen seyn ließ. Noch einmal schien ein Fürst wie Johann Comnen edel und ausgezeichnet unter den Herrschern aller Zeiten den alternden Byzantinischen Kaiserstaat körperlich und geistig wieder verjüngen zu wollen, und auch unter seinem menschlich nicht so hoch stehenden Sohne Alexius wurde noch eine gewisse Würde behauptet. Aber von da an bis an das Ende des zwölften Jahrhunderts traten die sprechendsten Merkmale unaufhaltbaren Verfalls ein und Alles bereitete sich zu jener wunderbaren Erscheinung des Lateinischen Byzantinischen Kaiserthums, die man im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts sehen mußte. Mit den Kreuzfahrern hatte der Hof von Constantinopel immer in einem sehr zweideutigen Verhältnisse gestanden. Doch hatten sie ihm wenigstens vor den Türken

Ruhe verschafft, wenn er auch über ihre eigenen Absichten in der Zukunft nicht ohne Besorgniß seyn konnte.

Im dreizehnten Jahrhundert starb allmählig die Begeisterung, welche die abendländischen Ritter seit dem Schlusse des eilften schaarenweise zu Erkämpfung des heiligen Grabes in's Morgenland geführt hatte. Der brennende Thatendurst, der früher dahin lockte, war gelöscht. Man fing wieder an, seinen Arm lieber zu nähern verständigen Unternehmungen zu brauchen. Dazu kam noch, daß das früher nur im Morgenlande zu erwerbende Verdienst jetzt auch häufig weit näher und auf eine in irdischem Sinne weit vortheilhaftere Weise errungen werden konnte. Aber die Eroberung von Constantinopel und die rechtgläubigen Verwüstungen des mittäglichen Frankreichs verdunkelten den Schimmer, der bis jetzt von der Kreuzesfahne zurückstrahlte. Es mußte am Ende noch löblicher scheinen, wenn man sein Schwert in rein weltlichen Fehden zog, und sich über die Beweggründe dazu offenherziger aussprach. Das dreizehnte Jahrhundert sah den Untergang des Hohenstaufischen Hauses in Deutschland und Italien und mit ihm den eigentlichen Tod des gemeinsamen öffentlichen Staatslebens in Deutschland. Dieses in seine zahllosen Einzelstaaten zerfallende Reich war von da an nicht mehr geeignet, in dem großen Europäischen Völkerverkehr auf eine selbstständige Weise aufzutreten, und hatte daher auf die andern Staaten eigentlich keinen thätigen unmittelbaren Einfluß mehr. Frankreich hatte sowohl an innerer Einheit und Festigkeit als an äußerer Kraft unendlich gewonnen. Philipp Augusts Verurtheilung des elenden Königs Johann von England und die darauf erfolgte rasche Eroberung der Normandie von Anjou, Maine, Touraine und einem großen Theile von Poitou gaben der Krone Frankreich ein ganz anderes Gewicht. Durch Englische Misvergnügte schien sich sogar eine Aussicht auf England selbst darzubieten. Auch seine Nachfolger vereinigten eine Menge von Lehen wieder mit der Krone. Mit Arragon wurde ein glücklicher Tausch von Barcelona, Roussillon und Cerdagne gegen einige Ländereien im südlichen Frankreich getroffen. Der Kreuzzug gegen die Albigen=

ser mochte zwar in mannigfacher Beziehung für Frankreichs Unabhängigkeit bedenklich erscheinen; die Folgen waren zuletzt doch zu Gunsten der königlich Französischen Macht. Am Schlusse dieses Zeitraums bemächtigte sich noch Philipp der Schöne durch List eines bedeutenden Theils von Guienne und der Grafschaft Flandern. Mit Italien kam Frankreich durch den Französischen Prinzen in Verbindung, den der Papst in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts auf den Thron von Neapel rief. Die erste Hälfte desselben hatte die letzten Versuche der Hohenstaufen zu Gründung eines gewaltigen Reichs gesehen, welches in Europa die blühenden Zeiten des großen Römischen erneuern sollte. Aber Alles war gescheitert. Mit den Hohenstaufen gingen jene früher aufgezwungenen Verhältnisse Italiens gegen Deutschland zu Grunde, und dem schönen Lande, dem geistreichen Volke jenseits der Alpen ward nun eine freie eigenthümliche Entwicklung gestattet, welche auf die später in ganz Europa herrschenden politischen Begriffe einen so außerordentlichen Einfluß gewinnen sollten. Mit Ausnahme Neapels, von welchem durch die Sicilianische Vesper Sicilien zu Gunsten des Arragonischen Hauses abgerissen wurde, des Kirchenstaats und der sich immer mehr vergrößernden Herrschaften des Hauses Savoyen blieb in ganz Italien kein bedeutendes Fürstenthum mehr. Auf den Trümmern der zu leeren Titeln gewordenen Herzogthümer und Grafschaften des nördlichen und mittlern Italiens waren überall freie bürgerliche Gemeinen entstanden, innerlich voll gährender Stoffe, aber nach außen hin häufig mit Kraft und Klugheit handelnd. An der See erhoben sich Staaten, welche wie Venedig, Genua, Pisa, bereits in den großen Europäischen Weltbegebenheiten auf eine sehr bedeutende Weise Theil nahmen. So war Venedig bei der Eroberung von Constantinopel und der darauf folgenden Gründung des Lateinischen Kaiserthums auf die glänzendste Weise aufgetreten. Italien war von fremder beengender Vormundschaft befreit. Ein wunderbares Staatengewebe bildete sich daselbst, beinahe eben so mannigfaltig als das ganze übrige Europa. Die beständige Berührung mit Nachbarstaaten reifte den politischen Blick. Die Bürger der Italischen Ge-

meinwesen gehörten bald zu den sinnreichsten Staatsmännern aller Zeiten. Jenseits der Pyrenäen holten die christlichen Spanier tüchtig nach, was sie im zwölften Jahrhundert versäumt hatten. Aber die Herrscher von Leon und Castilien waren viel thätiger oder glücklicher als die übrigen. Bis auf Granada, welches noch in den Händen der Mauren blieb, eroberten sie fast das ganze mittägliche Spanien. Nur Valencia und die Balearischen Inseln wurden von Arragon gewonnen. Portugal gelangte zu seinen gegenwärtigen Gränzen, durch Castiliens Fortschritte weiter eingedrängt, als es seiner natürlichen Thatkraft gemäß war. Gegen alle andere blieb Navarra zurück, da wegen des öftern Wechsels des Fürstenhauses nicht so feste Staatsgrundsätze befolgt wurden. Im Ganzen blieb aber die Pyrenäische Halbinsel, wenige Händel mit Sicilien und Frankreich abgerechnet, durch den Kampf mit den Mauren und den Feindseligkeiten der christlichen Reiche unter ihnen noch immer auf sich selbst beschränkt. In England war von den drei langen Regierungen, welche das dreizehnte Jahrhundert ausfüllten, die letzte die glänzendste. König Johann hatte das Reich an den Rand des Abgrundes gebracht; König Heinrichs Versuche, die Macht seiner Väter in Frankreich wieder zu gewinnen, waren mislich abgelaufen. Hingegen schienen die Entwürfe Eduards I., das Brittische Inselreich unter einer Herrschaft zu vereinigen, gegen das Ende dieses Zeitraums sich ihrer Verwirklichung zu nähern. Nur mit Frankreich kamen also die Britten eigentlich in Berührung. Doch hatte Schottland in glücklichen Zeiten nicht nur Norwegische Angriffe mit Nachdruck zurückgewiesen, sondern den Norwegern noch mehrere westlich von Schottland gelegene Inseln abgenommen. Unter der glücklichen Regierung Eduards sammelte England Kräfte, um später wieder mit Nachdruck die alten Ansprüche in Frankreich erneuern zu können. Die Scandinavischen Reiche waren noch immer durch die hartnäckigsten Kämpfe der Parteien zerrissen; die Thronfolge blieb eben so schwankend. Doch brachte Norwegen Island, Grönland und die Faröer-Inseln an sich, ja Dänemark war im nördlichen Europa zu einer furchtbaren Macht gelangt. Aber diese Macht

ging bei Waldemars II. Unglück wieder schnell zu Grunde. Die Besitzungen in Preußen, Livland und Esthland wurden eben so wie die ansehnlichen Erwerbungen im nördlichen Deutschland wieder verloren. Polen wurde in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts durch die weltstürmenden Tataren so hart mitgenommen, daß es sich auf lange Zeit außer Stande befand, etwas Bedeutendes gegen außen zu unternehmen. Ja diese verderblichen Besuche wurden in der Folge noch öfters wiederholt. Aber gegen die Europäischen Nachbarn wurde der Polnische Ruhm fortwährend behauptet. Die Erscheinung des Ordens in Preußen, der an Thätigkeit und folgerechter Beharrlichkeit die benachbarten Fürsten weit übertraf, und bei dem heiligen Stuhle in hohen Gunsten stand, war für jene Gegenden ein sehr wichtiges Ereigniß. Seitdem Ringold die Lithauischen kleinen Länder zu einem Großfürstenthum vereinigt hatte, fing dieser neue Staat an, allen seinen Nachbarn gefährlich zu werden, und brachte, obschon allenthalben von Christen umgeben, dennoch die Sache des Christenthums in den zwischen der Weichsel und Ostsee gelegenen Ländern oft sehr in's Gedränge. Ueberhaupt wurden die Küstenländer der Ostsee durch die von verschiedenen Seiten her unternommene Bekehrung der Völker, die Gründung verschiedener Städte u. s. w. sehr belebt. Der heilige Stuhl hatte in diesem entfernten Winkel Europas einen festen Stützpunct gewonnen. Für Rußland war das dreizehnte Jahrhundert eine Zeit tiefer Erniedrigung. Dieses unglückliche Land ward der Oberherrschaft der Tataren gänzlich unterworfen. Nur im nördlichen Theile blieb noch etwas mehr Unabhängigkeit, und man wußte ohne Beihülfe der Tataren die Einfälle der Lithauer und die Angriffe der eroberungssüchtigen Ritterorden abzuwehren. Auch Ungern wurde von den Tataren auf eine furchtbare Weise heimgesucht. Bela IV. hatte das Unglück des Landes mehr oder weniger durch ungerechte Kränkung des Ungrischen Nationalstolzes verschuldet. Durch wahrhaft väterliche Fürsorge für die Wiederherstellung und Wiederbelebung desselben suchte er seine Fehler wieder gut zu machen. Das Ungrische Volk erhob sich zu neuer Kraft. Die Gränzen des Reiches blieben die alten.

Aus dem Untergange des Babenbergischen Hauses zogen die Ungern keinen Vortheil. Rudolf von Habsburg hingegen wußte ihre Hülfe wohl zu dem Seinigen zu benutzen. Gegen die Ränke des Papstes zu Gunsten des Hauses Neapel fanden die Fürsten des Arpadischen Stamms kräftige Unterstützung in dem Gemeingeiste der Ungern und besonders in der Vaterlandsliebe der Mehrzahl der Geistlichkeit, die keinen fremden Einflüsterungen Gehör geben wollte. Aber nebst der Tatarenverwüstung verhinderte die schlechte Regierung mehrerer Könige und die hieraus und aus der Unbestimmtheit der Thronfolge entstandenen Zerwürfnisse Ungern, zu der Bedeutung in den größern Europäischen Angelegenheiten zu gelangen, auf welche es seine bis an das Adriatische Meer ausgedehnte Herrschaft anzuweisen schien. Im nordöstlichen Europa war das furchtbare Reich der Tataren oder Mogolen in Kaptschak, von dessen Hauptort Serai die stolzen Chane die demüthigen Huldigungen der überwundenen Völker annahmen, und über das Schicksal von Herrschern und Völkern nach Launen entschieden. In der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts gehörte Krim zu den wichtigsten Städten Europas durch ihren Umfang, ihre glänzenden Einrichtungen und ihren blühenden Handel. Das Lateinische Reich, welches die glücklichen Waffen der Venetianer und kreuzfahrenden Abenteurer im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts in Griechenland gründeten, behielt während der ganzen Zeit seines Daseyns der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts das Ansehen einer in diesem Lande widernatürlichen träumerischen Truggestalt. Weder die ritterlichen Helden Balduin I. und Johann von Brienne, gewesener König von Jerusalem, der das Reich mit lebenslänglicher Kaiserwürde als Vormund verwaltete, noch der Antheil, den der heilige Stuhl an dem schwankenden Reiche nahm, konnten den unnatürlichen Staat erhalten. Das eingeborne Volk behauptete seine angestammten Rechte von neuem, sobald die durch Widerwärtigkeit geprüften Fürsten und Großen sich wieder zu eigenthümlicher Kraft ermannten, und die auf dem Griechischen Boden fremdartige Pflanze Lateinischer Feudalherrschaft erstarb, um nicht wieder aufzuleben. Während ihrer

Verbannung aus Constantinopel hatten die Griechischen Fürsten sich mit den Türken befreundet, aber seitdem sie wiedergekehrt waren, fanden sie die alten Widersacher von neuem. Byzanz mußte sich jetzt wieder an Europa wenden, und die Päpste, die klug genug waren, die Unmöglichkeit des Fortbestandes eines Lateinischen Kaiserthums einzusehen, zeigten sich nicht ungeneigt, sich der Griechischen Herrscher anzunehmen, wenn die Griechische Kirche sie als Häupter der Christenheit anerkennen wolle. Die Griechischen Kaiser würden sich dieser Bedingung ebenfalls gerne gefügt haben, aber sie scheiterten an dem entschiedensten Widerwillen des Griechischen Volkes, den keiner von ihnen zu überwinden vermochte; und so blieb Griechenland in völliger Vereinzelung dem Andrange des furchtbaren morgenländischen Feindes preis gegeben.

Im Innern der Staaten war im Ablauf dreier Jahrhunderte das Lehenwesen befestigt und weiter entwickelt worden. In einigen Ländern hatte es noch vor Anfang des vierzehnten Jahrhunderts den höchsten Standpunct erreicht, und näherte sich mit raschen Schritten seinem Verfalle. In andern blieb der Geist desselben in dem ganzen Gange der Angelegenheiten noch vorherrschender, je nachdem Stimmung der Völker, Zeitverhältnisse und Ereignisse auf dieselben einwirkten. In Deutschland war am Ende dieses Zeitraums die königliche oder kaiserliche Gewalt ihrem Erlöschen nahe. Eine Menge von Reichsfürsten hatte sich bis zur obersten Stufe hinangedrängt. In Italien hatten sie gänzlich aufgehört. In einem großen Theile dieses Landes schien sich das Lehenwesen völlig auflösen zu wollen. Nur im südlichen und nordwestlichen Theile blieben sie fest. In Frankreich hingegen, wo im Anfange dieses Zeitraumes die königliche Gewalt am schwächsten gewesen war, hatten die Enkel Hugo Capets durch folgerechtes Beharren den öffentlichen Angelegenheiten eine für sie günstigere Richtung zu geben gewußt. Hier sah man das Königthum nicht nur im höchsten Glanze, sondern auch mit einer demselben entsprechenden Gewalt versehen. In England, wo der Eroberer keine Schranken seiner Macht geduldet hätte, war das königliche Ansehen durch die Misgriffe Johanns sehr er-

schüttert worden. In den Spanischen Staaten fand sie in dem Freisinn der Stände schwer zu brechenden Widerstand. In den übrigen Ländern, besonders im Norden und Osten war Vieles schwankend. Im Ganzen genommen erhielt sich überall der Begriff von der Heiligkeit des Königthums und der damit verbundenen Stellvertretung der göttlichen Macht. Aber in der That waren die im Alterthum daran geknüpften Rechte durch Uebertragungen versplittert. Ein Haupthinderniß, welches sich sowohl der Befestigung der königlichen Gewalt als einer angemessenen Festsetzung der Staatsverhältnisse überhaupt in diesem Zeitraume entgegengesetzte, war die Unsicherheit der Thronfolge, die in einem fort zu Bürgerkriegen Anlaß gab, und das System der Theilungen nicht nur beförderte, sondern in schwierigen Fällen sogar nothwendig machen mußte, wenn man das Aeußerste vermeiden wollte. Bei diesen Theilungen kam gewöhnlich dem Einen der Betheiligten eine Art von Oberherrschaft zu, die sich dann in der Wirklichkeit auf die willkürlichste Art deuten ließ, wobei in der Regel eher die Kräfte als die Rechte in Anschlag kamen. So war in Rußland das Großfürstenthum beinahe zum leeren Namen geworden. Bisweilen sahen sich seine Inhaber von Theilfürsten an Macht übertroffen. Bei solcher Zersplitterung der obersten Staatsgewalt, wie wir sie in der Geschichte der einzelnen Länder gesehen haben, blieb den Königen nichts übrig, als dasjenige, was die Umstände nicht in der Wirklichkeit zu behaupten gestatteten, wenigstens in den Begriffen der Völker zu halten, damit unter andern Verhältnissen das Halberstorbene desto leichter wieder in's Leben gerufen werden möchte. Ein glänzendes Hofgepränge bei feierlichen Gelegenheiten entsprach diesem Zwecke am besten und befriedigte die durch die Kreuzfahrten, das Ritterthum, die Minnesängerei und den Anblick des Morgenlandes aufgeregte Einbildung der Menschen. Ein solcher Anblick flößte ihnen Ehrfurcht ein, und bestärkte sie in dem Glauben an die unmittelbar von Gott übertragene Gewalt, an die Vertretung des Höchsten. In den östlichen Ländern ahmte man seit langer Zeit die Gebräuche des Byzantinischen Hofes nach. Auch in den abendländischen Fürstensitzen fand

solcher Prachtaufwand Eingang. So trösteten sich die Europäischen Könige über den Verlust wirklicher Macht im Genusse einer eingebildeten, die wenigstens zu großen Ansprüchen berechtigte. Diesen Ansprüchen war das Ritterthum um so günstiger, als die in dem Lehenwesen nur rechtlich bestimmte Treue gegen denjenigen, der auf der obersten Stufe stand, hier noch besonders durch die erhabensten Gefühle, durch die ganze Stimmung des Gemüths und den Glauben an das Höchste in Anspruch genommen wurden. Daher kann man im Allgemeinen das Verhältniß der königlichen Gewalt in diesem Zeitraume als dem Begriffe nach höchst unbestimmt, und eben deswegen je nach den Umständen leicht dem einen oder andern entgegengesetzten Endpuncte sich nähernd annehmen. In der That aber hatte das Königthum einen schweren Kampf mit den noch kräftigen Grundstoffen des öffentlichen Lebens, welche ihm auf der großen Stufe am nächsten standen.

Am höchsten erhob unter ihnen der Glaube der Zeit die Geistlichkeit. Im nordöstlichen Europa behauptete sie unter rohen Völkern den gewaltigen Einfluß, der unter Neubekehrten den Lehrern natürlich zukömmt; im südwestlichen war sie bereits mit zeitlichen Mitteln so ausgestattet, daß sie mit sinnlicher und geistiger Kraft zugleich das rastlos bewegte Leben der Zeit an sich reißen konnte. In Ansehung ihrer Güter kam die Kirche in ein höchst räthselhaftes Verhältniß zum Staat, welches die erstere um so weniger aus einander zu setzen begehrte, als bei dem damals herrschenden Geiste die häufig vorkommenden zweideutigen Fälle in der Anwendung fast immer zu ihrem Vortheile ausgelegt wurden. Als Eigenthümerin unermeßlicher Güter, deren jeweilige Besitzer ursprünglich den Königen lehenspflichtig gewesen waren, mußte sie ihre natürliche Stelle in der Reihe der Lehensträger einnehmen. Und doch konnte die weltliche oberste Staatsgewalt über diese Vasallen, die ihnen bei jeder Gelegenheit die geistlichen Waffen entgegensetzten, niemals die Rechte geltend machen, die ihr von den andern nicht verweigert werden durften. Um diese dunkle Seite hatte sich der zu Gunsten der Päpste beendigte Investiturstreit gedreht, und den Oberlehensherren war in dieser

Sache wenig mehr als der Name geblieben. Die Geistlichen hatten sich der weltlichen Gerichtsbarkeit völlig entzogen, und somit die Kirche in den westeuropäischen Staaten, wo die Befestigung kirchlicher Hierarchie und die weitere Entwicklung des Lehenwesens gleichen Schritt hielten, endlich die Stellung eines eigenen Staates im Staate völlig erreicht. Aber wenn auf der einen Seite der Priesterstand die Laien von jeder selbst wohlbefugten Einmischung in seine Angelegenheiten abzuhalten suchte, wenn er sich selbst nicht scheute, in solchen Fällen die volksthümliche Selbstständigkeit durch Berufungen an den heiligen Stuhl zu gefährden, so war er auf der andern deswegen auf keine Weise geneigt, seinem eigenen Einflusse auf das Thun und Treiben der weltlichen Stände zu entsagen. Nicht nur wurde mittelbar der Glaube der Zeit zu Einflüsterungen jeder Art benutzt, sondern öffentlich nahm man bei den großen Staatsverhandlungen den ersten Rang ein. In vielen Reichen kam dem Haupte der Geistlichkeit als sogenanntem Primas nicht nur die Vorsteherschaft über alle Genossen seines Standes, sondern sogar in zweifelhaften Fällen eine Zwischenherrschaft zu. Das Banner, unter welches er sich unter diesen Umständen reihte, mußte obsiegen. Mit solchen Kräften ausgerüstet und solchem weltlichen Glanze einhergehend mochte das Priesterthum zu den aristokratischen Körperschaften gezählt werden, und der Geist der Aristokratie, der in dem Priesterstande rücksichtlich seiner Verhältnisse zu Volk und Staat immer vorherrschender würde, erhielt in diesem Zeitraume durch die neue Schöpfung der Ritterorden und die Umwandlung der Domstifter noch mehr Nahrung. Das Gefühl ihrer Macht flößte der Geistlichkeit in verschiedenen Ländern mehr Stolz und Zurückhaltung gegen den heiligen Stuhl ein. Man sah in Frankreich und Ungern das Priesterthum, seiner volksthümlichen Würde bewußt, sich den Päpsten widersetzen, wenn diese der Selbstständigkeit ihres Volks zu nahe treten wollten. Vor dieser Tendenz des Zeitalters mag am Ende dem Römischen Hofe eben so bange geworden seyn, als vor den ketzerischen Angriffen Arnolds von Brescia und der Glaubensverbesserer des mittäglichen Frankreichs. Daher kann man wohl die Stiftung

der Bettelorden als wider beide Gegner gerichtet betrachten. Allein von da an wurde die Anhänglichkeit des aristokratischen Theils der Geistlichkeit, welcher durch sein Besitzthum zugleich näher an das Wohl des Staates geknüpft war, an Rom bedeutend lockerer. Nur wenn man höhern Schutzes gegen Zumuthungen der Fürsten oder der übrigen Stände bedurfte, ward man in seiner Huldigung wieder eifriger. Im seltsamsten Verhältnisse standen endlich die Ritterorden, da sie ihres schönen Grundeigenthums wegen Lehensträger der Fürsten, als Geistliche, Diener des Römischen Stuhls und dann endlich noch ihren eigenen Ordensstatuten und selbstgewählten Vorstehern untergeben waren. Die Genossen des Deutschen Ordens sah man sogar in ihrer neuen Ansiedlung in Preußen als Fürsten, Priester und Adel zugleich auftreten, und in dieser dreifachen Gestalt zu einer sowohl ihren Nachbarn als dem heiligen Stuhle selbst äußerst bedenklichen Macht anwachsen. In staatsrechtlicher Hinsicht muß man die damalige Geistlichkeit als einen Körper betrachten, dessen selbstständiges Wirken zu den Haupthindernissen eines kräftigen Staatsverbandes gezählt werden mag, dessen langsames Fortschreiten auf sicherer Bahn aber ihm im Allgemeinen die Festhaltung der herrschenden Begriffe zu einem höchst wichtigen Vorwurfe seines Strebens und Wirkens machte.

Neben der Geistlichkeit und in den mehrsten Ländern unmittelbar unter ihr, in einigen aber über ihr stand der Adel, dem in diesem Zeitraum jener Glanz zu Theil ward, mit welchem er zum Theil noch in die neuere Geschichte übergegangen ist. Den Ursprung des hohen Adels der Fürsten, Grafen, Freiherrn, Dynasten haben wir im vorigen Zeitraum gesehen. Im gegenwärtigen bildeten sich seine Macht und sein Ansehen nach dem einmal angenommenen Gange aus. In Deutschland näherten sich die obersten Stufen immer mehr der völligen Oberherrlichkeit, eben so in Italien, wo das Königthum völlig erloschen war. In andern Ländern ließen entweder die Einsprüche der Oberlehensherren, gegenseitige Eifersucht oder andere Umstände ein solches Fortschreiten nicht zu. Hier verbanden sich die großen weltlichen Würdenträger mit den Geistlichen, um als Reichsrath, als ari=

stokratischer gewissermaßen selbstständiger Staatskörper in den wichtigsten Staatsverhandlungen die königliche Gewalt zu beschränken. Solche Reichsräthe gab es fast in allen Ländern, und obgleich Befestigung und Erweiterung der eigenen Rechte und Freiheiten Hauptgegenstände ihres Bestrebens waren, so wirkten sie doch in jenen rohen Zeiten unter schlimmen Königen schon durch ihren Widerstand gegen unbegränzte Willkür wohlthätig, oft genug hingegen nachtheilig, wo Könige zu durchgreifenden Maßregeln zum allgemeinen Wohl geneigt waren, im Ganzen aber in Rücksicht der königlichen Gewalt immer hemmend. Uebrigens durfte jener hohe Adel selbst in den Ländern, wo die königliche Gewalt sich noch am kräftigsten erhielt, in seinen Bezirken, wo aus der ursprünglichen Beamtung eine Erbherrschaft geworden war, so ziemlich nach Willkür schalten und walten, in so fern er seinerseits die Lehenspflichten gegen den König nicht vernachlässigte. Selbst da war also der Staat in eine Menge kleinerer und größerer Gebiete zerrissen, wo in Betreff der Staatsverwaltung an keine Einheit zu denken war. Erst Ludwig der Heilige wußte seinen Beschlüssen mehr noch durch ihren innern Gehalt und durch die aus seiner Persönlichkeit erworbene Achtung als durch das Gewicht königlichen Ansehens überall Eingang zu verschaffen. Sonst blieb jeder Zweig der Staatsverwaltung den Herren in ihren Bezirken überlassen, selbst die Waffen gebrauchten sie gegen einander. Was im vorigen Zeitraume überall Ergebniß der Umstände war, wurde in dem gegenwärtigen gesetzlich anerkannt und befestigt, und zwar häufig durch förmliche Staatsverträge oder den Königen abgedrungene Freibriefe, wie in England, Ungern u. s. w. Die Macht und Unabhängigkeit des hohen Adels erhielt eine bestimmtere staatsrechtliche Gestalt.

Nach dem Beispiele des hohen Adels bildete sich in diesem Zeitraume auch der niedere aus, und zwar zum Theil aus den alten Freien, zum Theil aus den niedern Beamten und Dienstleuten der Könige und des hohen Adels. Wie dieser letztere so wußte auch der niedere Adel sich in seinem kleineren Gebiete ähnliche Rechte zu erwerben. Das Ritterthum gab ihm Glanz

und Achtung in der Meinung der Völker, die Geschlechtsnamen und Wappen Festigkeit in seinen rechtlichen Verhältnissen. Wie der hohe Adel zum Könige, so stellte sich im Ablaufe der Zeit der niedere Adel zum hohen, ja das Ritterthum stellte zwischen den Adelsgenossen verschiedener Stufen eine Art von Gleichheit her, welcher sogar die Könige in vielen Fällen huldigten. Der niedere Adel war äußerst zahlreich, besonders ehe er sich durch die Kreuzzüge so sehr geschwächt hatte; daher kann man seine Lebensweise beinahe als die allgemeine Sitte der Zeit ansehen. Im Ganzen genommen war sie fortschreitender Bildung nicht sehr günstig, doch rissen Ritterthum und Minnesängerei den Edelmann aus dem einfachen Landleben hinaus, bei welchem der Geist sich nur äußerst langsam entwickeln konnte, um ihn bisweilen mit einer größern Welt in Verkehr zu bringen, und bei der großen Zahl der Edelleute wurde das solchergestalt Erworbene ziemlich weit verbreitet. Daher mag der Adel im Mittelalter auf allgemeinere Volksbildung wohlthätiger gewirkt haben, als gewöhnlich anerkannt ist, wenn man nur das Faustrecht und die Wegelagerung im Auge hat. An den großen Staatsverhandlungen nahm der niedere Adel in den Germanischen Staaten nicht viel Antheil; der hohe schloß ihn größtentheils davon aus. Doch suchten ihn die Könige endlich auch hervorzuziehen, um dem Uebergewicht der Großwürdenträger auf einige Weise die Waage zu halten. Deswegen wurden gegen das Ende dieses Zeitraums in verschiedenen Ländern Abgeordnete des niedern Adels aus den Grafschaften auf die Landtage berufen, und so erhielt sich derselbe bei seinen staatsbürgerlichen Rechten.

Zu den herrlichsten Erscheinungen dieses Zeitalters gehört die fernere Entwicklung und Erhebung des Bürgerstandes, eines Hauptgrundstoffs des neuen geselligen Lebens und der spätern Europäischen Cultur; und von einem Ende Europas bis zum andern fand diese Entwicklung während der drei Jahrhunderte auf die wunderbarste und trefflichste Art statt. Es vereinigten sich nämlich innerhalb städtischer Mauern Edelleute, ursprüngliche Freie, die später nicht zu Grundbesitz gelangten, und

befreite Leibeigene zu einem neuen Stande, welcher einen ganz eigenthümlichen Geist annahm, der dem der übrigen Stände bald genug auf eine sprechende Weise entgegentrat. Statt unter der beständigen Abhängigkeit von strengen Lehensobern sich in dem engen Kreise von Beschäftigungen herumzudrehen, auf welchen die niederste Classe damals angewiesen war, fanden sich hier eine bedeutende Anzahl von Menschen zusammen, die unter sich gleich waren, und in den meisten Fällen nur dem Könige selbst oder einem seiner obersten Lehensträger zu huldigen hatten, der das Recht bei ihnen durch einen Beamten verwalten ließ, dergleichen im Mittelalter unter verschiedenen Benennungen vorkommen. Handel und Gewerbe wurden ihre Beschäftigung. Es fanden hier in der Regel keine Frohnen statt, sondern was der Bürger erwarb gehörte ihm selbst. Man fing an, sich zu fühlen, die Gleichheit der Verhältnisse, die Selbstständigkeit des Daseyns, die man den neuen Erwerbsquellen verdankte, und die Nothwendigkeit eines regelmäßigern, gesittetern Lebens hoben den Einwohner der Städte auf eine höhere Stufe. Die Könige, denen der Widerstand und die Anmaßungen des Adels und der hohen Geistlichkeit so mannigfaltige Hindernisse in den Weg legten, sahen das Aufblühen des neuen Standes gerne, und gewährten ihm, wo es sich nur thun ließ, besondern Schutz. Allmählig erhielten die Bürger sogar die Freiheit, ihre Stadtbehörden selbst zu wählen. So bildeten sich im Innern der Städte selbst Gemeindeverfassungen, die da, wo man die ausgedehntesten Freiheiten erhalten hatte, sich von unten herauf und also nach Grundsätzen entwickelten, die dem bisherigen Lehens-Staatsrechte völlig entgegengesetzt waren. Zu den wichtigsten Vorrechten, welche die Gunst der Könige dann noch den Städten ertheilte, gehörte die Lehensfähigkeit, oder die Befugniß, wie der Adel Land und Leute als Lehen zu empfangen. Dieses Vorrecht wurde von einigen Städten besonders in Italien und der nachmaligen Schweiz unter günstigen Umständen trefflich benutzt. Zwischen den Städten und ihren Angehörigen wurde das Lehensverhältniß auf allerlei Weise gemildert, und so entstanden mitten im Lehenwesen kleine Staa-

ten mit ganz eigenthümlichen, von den Lehensverzweigungen im übrigen Lande wesentlich verschiedenen Einrichtungen, aus denen sich denn natürlich auch ein ganz eigenthümlicher Geist entwickeln mußte. Eine merkwürdige Erscheinung in denselben war das Zunftwesen, in welchem sich das erhebende Gefühl bürgerlicher Selbstständigkeit wundersam mit den starren Begriffen des Mittelalters über den Unterschied der Stände und selbst einigen aus dem Ritterthum entlehnten Ansichten vermischt fand. Eigene Bewaffnung und Fehden mit feindseligen Nachbarn erhöhten noch das durch die rechtlichen Begünstigungen bereits erweckte Selbstgefühl der Bürger. Dazu kam, daß ein blühender Handel vielen Städten weit über die Schranken der Volksthümlichkeit hinaus eine große Weltbedeutsamkeit gegeben hatte, welcher Könige und Landsleute gewissermaßen Rechnung tragen mußten. Dessenungeachtet blieben in den Ländern, wo die königliche Gewalt sich noch aufrecht erhielt und alle Stände und Lehensabtheilungen des Reichs zu einem Ganzen verband, die Städte gewöhnlich auf ihr Weichbild beschränkt, königliche Unterthanen. Sie mußten sich mit der größern Freiheit ihrer innern Verfassungen, mit dem Rechte der Bewaffnung und Vertheidigung gegen unbefugte Angriffe und der Theilnahme an den großen Staatsverhandlungen begnügen, wenn ihre Abgeordneten auf die Reichstage berufen wurden. Aber sie traten nicht durch Erwerbung weitläufiger Länder in die Reihe der mächtigen Lehensträger, sondern ihr staatsbürgerliches Verhältniß blieb, als sie einmal eine gewisse Mündigkeit erlangt hatten, im Ablauf der Jahrhunderte so ziemlich dasselbe. In Deutschland hingegen erreichten sie schon eine höhere Stufe, und stiegen auf derselben nach Maßgabe der Schwächung des kaiserlichen Ansehens empor. Besonders war dieses der Fall in der nachmaligen Schweiz seit dem Verfall und Untergang einiger mächtigen Häuser in diesen Gegenden. Man stärkte sich durch große Bundsgenossenschaften, wie die Hanse, der rheinische Bund und andere vorübergehende Verbindungen waren, welche den Fürsten und Herren gegenüber mit einer Achtung gebietenden Macht auftraten, dem Kaiser aber gewöhnlich mit einer Ergebenheit treu blieben, in wel-

cher sich die schöne Seite damaliger Deutscher Bürgerlichkeit am herrlichsten spiegelt. Weiter als alle andere hatten es indessen gegen das Ende dieses Zeitraums die Städte in Italien gebracht, wo das Ansehen der Römischen Kaiser und Könige von Italien beinahe in völliges Nichts versunken war. Hier hatten sich bürgerliche Gemeindeverfassungen zum Theil durch alle großen Staatsumwälzungen hindurch erhalten, und der Verfall der obern Stufen der Lehenshierarchie hatte bei einigen Städten vereint mit der günstigen Lage bis zur völligen Selbstständigkeit geführt. So sah man unter diesem schönen Himmelsstriche viele Erscheinungen des Griechischen Alterthums von neuem in's Leben treten. Es wurden Gebiete erobert, und die Städte sahen sich an der Spitze kleiner Staaten, zwischen welchen sich die mannigfachsten Verhältnisse anknüpften. In der Schlacht von Legnano und dem Constanzer Frieden hatte das freie Bürgerthum einen entscheidenden Sieg über die kaiserliche Macht errungen. Aehnliche Vortheile erhielt es im Einzelnen über den Lehensadel. Im Innern aber sah man in der Ausbildung der verschiedenen Verfassungen dieselbe Mannigfaltigkeit, durch welche das so gehaltvolle Griechische Staatswesen belebt worden war. Ein zahlreicher Adel hatte sich innerhalb der Mauern der Italischen Städte niedergelassen, und auch unter der übrigen Bevölkerung waren allerlei Abstufungen entstanden, und der schöne Himmel begünstigte ein öffentliches Leben, wie man es im Alterthume gesehen hatte. So erneuten sich alle Ansprüche und Streitigkeiten der verschiedenen Classen von Bürgern, und alle darauf Bezug habenden, schon im Alterthume erörterten Staatsfragen kamen auch hier wieder zur Sprache. Auf diese Weise lebten im Italischen Bürgerthume eine Menge von Begriffen und Ansichten über den Ursprung aller Staatsgewalt und die Staatsverwaltung selbst wieder auf, welche während der blühenden Zeit des Lehenwesens in Europa völlig zu Grunde gegangen schienen, und mit den Grundsätzen desselben durchaus unverträglich waren.

Weiter als bis auf den städtischen Bürgerstand und zwar auf diesen im größten Theile von Europa erst gegen das Ende

dieses Zeitraums erstreckten sich die staatsbürgerlichen Rechte noch nicht. Die Classe der nichtadlichen Freien auf dem Lande ward immer seltener, und man räumte ihr höchstens noch privatrechtliche Vorzüge wie das Eigenthumsrecht u. s. w. vor den Leibeigenen ein. Das Loos der untersten Classe der Leibeigenen, Zinsbauern u. s. w. endlich, von denen es in den verschiedenen Ländern noch viele Unterabtheilungen gab, war in den einzelnen Staaten und in diesen wiederum unter diesem oder jenem Machthaber, je nach der persönlichen Stimmung derselben oder erhaltenen Freiheiten, höchst verschieden. Im Ganzen genommen nahmen sich die Könige so wie des Bürgerstandes so auch ihrer wo möglich an. So hatten z. B. Bemühungen dieser Art Kasimir dem Großen von Polen den ihm vom Adel beigelegten Spottnamen des Bauernkönigs zugezogen, und die Verhältnisse des untersten Standes kamen in mehrern Ländern auf Reichstagen als eine Angelegenheit von allgemeinem Interesse zur Sprache. Wo dieses nicht geschah, waren sie meistens der Willkür und dem Zufall überlassen, am glücklichsten noch unter der Herrschaft der Geistlichkeit oder unter denjenigen Städten, welche ihre Bürgerschaft aus ihrem Mittel ergänzten und verstärkten, oder gar ihnen eine gewisse Gleichheit der Rechte und Antheil an den gemeinbürgerlichen Befugnissen gestattet hatten.

Die höhern Stände, welche im ausschließlichen Besitze staatsbürgerlicher Rechte geblieben waren, übten dieselben entweder als Machthaber in den ihnen der Lehensordnung zufolge untergebenen Bezirken, oder als Stimmgeber und Berathende auf den großen Reichs- und Landtagen oder Parliamenten aus. In einigen Ländern wurden die wichtigsten Staatsgeschäfte bloß von den Königen mit ihrem einzig und allein aus den mächtigsten Großen geistlichen und weltlichen Standes zusammengesetzten Reichsrathe abgethan, und solche Reichsräthe hatten sich sowohl in ihren Verhältnissen gegen die königliche Macht als gegen die übrigen Reichsstände eine Gewalt von außerordentlicher, beinahe unbegränzter Ausdehnung angemaßt. Der Geist, in welchem sie sich derselben bedienten, war in der Regel der der Oligarchie; eben so drückend für die übrigen als schwächend für

das Ganze. Nur da, wo von der Willkür roher Fürsten das Aeußerste zu befürchten war, mag man ihren Widerstand als heilsam ansehen. In andern Ländern fanden die großen Reichsversammlungen noch immer statt. Einige hatten das Wahlrecht, andere die Befugniß, über Krieg und Frieden zu entscheiden, behalten, andere endlich nur die Bewilligung von Steuern oder die Gutheißung vom König vorgeschlagener Gesetze. In Deutschland blieb der Einfluß auf den großen Reichstagen mehr und mehr den gewaltigsten Machthabern, welche die Oberhofämter bekleideten, überlassen; so auch in Frankreich, wo wegen der Unabhängigkeit und öfterer Feindseligkeit der bedeutendsten Kronlehensträger solche Versammlungen äußerst selten statt fanden. In den Staaten der Pyrenäischen Halbinsel hingegen, wo die herrschenden mit staatsbürgerlichen Rechten begabten Stände den größten Freisinn bewährt hatten, beruhte die Macht auf einer weit größern Zahl, und in den Verhältnissen der Cortes gegen den König herrschten viel demokratischere Grundsätze vor. In Großbritannien bildete sich das Parliament nach den in der magna charta enthaltenen Bestimmungen aus. Den wichtigsten Antheil an den großen Staatsverhandlungen hatte der geringere Adel auf den Landtagen in Ungern, wo die Könige am Ende dieses Zeitraums immer ansehnlichere Bewilligungen einräumen mußten. Aber im Ganzen bemerkte man nur in Zeiten naher und dringender Gefahr auf den großen Reichstagen Uebereinstimmung und Thätigkeit zum Besten des Ganzen. In gewöhnlichen Zeiten herrschte leider fast immer der Geist ständischer Ansprüche vor. Die Sorgfalt für Aufrechthaltung und Vermehrung solcher ständischer Rechte war gewöhnlich leider die Hauptangelegenheit der Berathenden, und verursachte oft scharfe Spaltungen der verschiedenen Staatskörper unter sich. Nur bei Wiederherstellung der königlichen Gewalt auf Kosten der mächtigern Lehensträger und dem stufenweisen Verfalle der Lehenshierarchie war wieder an thätigere Wirksamkeit für das gemeine Beste von Seiten der Reichsversammlungen zu denken.

Eine der vornehmsten Ursachen, von deren allmähliger Einwirkung auf den Geist des öffentlichen Lebens wieder neue Be-

lebung der obersten Staatsgewalt erwartet werden konnte, war die Bekanntwerdung und Verbreitung des Römischen Rechts als Hülfsrecht in den meisten Europäischen Staaten. Denn sogar Jünglinge aus dem weiten Norden fanden sich in den Hörsälen von Bologna ein. Freilich kämpfte mit dem Justinianischen Rechte das kanonische, und wußte es sogar vermittelst des päpstlichen Ansehens von der Universität zu Paris zu verdrängen, aber nichts desto weniger erhielt es sich durch vorzügliche Lehrer und gewann den Schutz der Fürsten, deren Gewalt es begünstigte. Auf solche Weise verbreiteten sich immer mehr Begriffe, die sich auf viel höhere Staatsbegriffe bezogen als die, welche damals überall im Gange waren. Aber selbst das kanonische Recht enthielt mit Ausnahme der das Priesterthum und den heiligen Stuhl vorzüglich begünstigenden Bestimmungen aufgeklärten Grundsätze als die einheimischen Gewohnheitsrechte, auf welche die Völker indessen ungern verzichteten. Auf den großen Reichsversammlungen wurden allgemein verbindliche Gesetze abgefaßt, aber ungleich größer war die Zahl der Provinzialrechte der Stadtsatzungen und der gesetzlichen Verordnungen untergeordneter Lehensmachthaber in ihren Bezirken. Doch fing in den Reichen, die nicht völlig zersplittert waren, ein allgemein gültiges einheimisches Recht an sich auszubilden, wie in England die common law, in Castilien die siete partielas, und in die neuern besondern Gesetze der Städte und Landschaften schlichen sich durch die Gelehrten, welche mit Abfassung derselben beauftragt waren, selbst in die einheimischen Gesetze eine Menge von Begriffen und Meinungen aus dem Römischen und kanonischen Rechte ein. Auf diese Weise wurde allmählig durch Verbreitung höherer Rechtsgrundsätze eine verbesserte bürgerliche Ordnung verbreitet, da sie durch dieselbe auf's lebendigste Anspruch genommen ward.

Nur äußerst langsam folgte die Vervollkommnung des Gerichtswesens der Verbesserung der Gesetze; vielmehr mußte sich dasselbe auf eine feiner Bestimmung oft sehr nachtheilige Weise der damaligen Lehens-Hierarchie in ihren wundersamen Irrgängen anschmiegen. Die unterste Gerichtsbarkeit hatten sich im Widerspruche mit den alten Deutschen Gewohnheiten diejenigen

angemaßt, die auf der niedersten Stufe jener Hierarchie standen. Aber in wichtigen Fällen mußten die Streitenden oder peinlich Beklagten ihr Recht vor der ganzen Reihe von Behörden durchlaufen, bis es vor den König selbst kam. Dabei wurde der ordentliche Gerichtsgang durch das Fürstenrecht, Gottesurtheile, gerichtliche Zweikämpfe, heimliche Richterstühle u. s. w. gehemmt, so daß man es als eine Wohlthat ansehen muß, wenn die geistlichen Gerichte durch einen menschlichern und im Ganzen weit angemessenern Gang die weltlichen zu einiger Nacheiferung zwangen. Auch die städtischen Gerichte gehörten zu den bessern. Erfreuliche Erscheinungen waren die alt-Scandischen Geschwornengerichte in England, von denen sich auch in Rußland Spuren fanden, und das Aufkommen von Schöffen-Gelehrten-Richterstühlen in Deutschland, denen verwickeltere Fälle zur Beurtheilung vorgelegt wurden. Aber schlimm war es, daß die Ansicht sich immer mehr verbreitete und befestigte, als wäre das Gerichtswesen nicht als eine zum Besten des Ganzen anzuordnende öffentliche Anstalt, sondern als ein zu besonderm Nutzen bestens anzuwendendes Sondereigenthum der Machthaber zu betrachten.

Am meisten aber ließ sich die Einwirkung der herrschenden Staatsbegriffe im Kriegswesen fühlen, aus welchem das Lehensystem ursprünglich hervorgegangen war, und auf welches dasselbe jetzt bei seiner weitern Entwicklung auf sehr mannigfaltige Weise zurückwirkte. Die kriegerischen Verhältnisse dieses Zeitraums entwickelten sich zum Theil aus den Lehensverpflichtungen der Vasallen und später auch der Städte, zum Theil aus den Gebräuchen des Ritterthums, die dem Ganzen eher eine abenteuerliche als gemeinnützige Richtung gaben. Die vaterländische Beziehung wurde je länger je schwächer, und kam nur noch in großen und schweren Nationalkriegen in Betracht. Im Uebrigen kannte man nur Lehenspflicht und Ritterehre. Ausdehnung und Dauer der Zuzüge waren mit privatrechtlicher Genauigkeit abgewogen, und die Pflichtigen ohnedem stets in andere Unternehmungen verflochten, daher die Aufgebote schwerfällig und ohne Kraft. Nur hochbegeisternde Züge wie die Kreuzfahrten konnten in kurzer Zeit zahlreiche Schaaren um die Banner der

Fürsten sammeln. Für die gewöhnliche Pflicht blieb man lau. Daher mußten die Könige zu dem gefährlichen Mittel der Miethtruppen ihre Zuflucht nehmen, welche besonders in den langwierigen Kriegen zwischen England und Frankreich aufkamen, und die alten Grundsätze der Kriegspflicht aller Freien je länger je mehr verdarben. Wie denn der Umstand, daß den Königen und mächtigen Herren Schaaren zu Gebote standen, denen jedes vaterländische Interesse völlig fremd war, auf die spätere Gestaltung der öffentlichen Angelegenheiten wirken mußte, spricht sich in der Geschichte des folgenden Zeitraums auf eine noch weit auffallendere Weise aus.

Der Sittenzustand der Völker Germanischen Ursprungs hatte sich in den drei ersten Jahrhunderten des zweiten Jahrtausends nicht unbedeutend gehoben. Ritterthum und Minnesängerei, Handel und Gewerbe nebst dem zum Theile auf sie gegründeten Bürgerthume, endlich das Aufkommen des Ackerbaues hatten mehr als Fortschritte wissenschaftlicher Bildung zur Entwicklung der Menschen beigetragen. Aber Stände und Völker hatten in ihrem Fortgange sehr ungleiche Stufen erreicht. Die Italiener durch schöne Erinnerungen aus alter Zeit, einen blühenden Handel und ein kräftiges Bürgerthum gehoben, nahten sich einer Bildung, wie man sie in der alten Zeit gesehen hatte, während die Länder im Osten, welche durch Tataren-Einfälle verheert wurden, wieder auf die niedrigste Stufe des gesellschaftlichen Daseyns herabgesunken waren. Aber in ganz Europa war das Leben nicht so gestaltet, daß man das Bedürfniß einer bessern Ordnung der Dinge sehr lebhaft gefühlt hätte. Nur diejenigen, welche im Lehensverbande oben an standen, und denen eine solche Verbesserung größere Macht ertheilt hätte, erhoben fruchtlose Wünsche. Die übrigen Lehensherren gefielen sich zu wohl in ihrer Stellung, um eine Veränderung herbei zu wünschen. Das Ritterthum selbst ging auch in seiner höchsten geistigen Beziehung nur auf Erhebung des Einzelnen in seiner Menschenwürde, nicht auf Förderung des staatsbürgerlichen Gemeinsinnes. Nur den Bürgern machten ihre Lebensart und Beschäftigungen solche Fortschritte wünschenswerth. Allein ihre Theil-

nahme beschränkte sich auf ihre innern Stadtverhältnisse, und erweiterten sich nur mit denselben. Daher kamen in jenen großen Italischen Städten, welche das Joch der Lehensherrschaft abgeschüttelt hatten und sich innerhalb ihrer Mauern auf eine selbstständige Weise einzurichten strebten, zuerst höhere politische Begriffe auf, welche sich, da die Bevölkerung dieser Städte aus weit verschiedenartigern Elementen bestand, als die der Hansestädte z. B., auch gleich Anfangs auf eine mannigfaltigere Weise entwickelten. Die wissenschaftlichen Fortschritte des Zeitalters hatten auf die Menge keinen Einfluß. Die Frage von der Wirklichkeit oder bloßen Denkbarkeit der allgemeinen Begriffe, welche die Gelehrten jener Zeit so sehr in Anspruch nahm, war jedem Bezuge auf die öffentlichen Angelegenheiten fremd, und von den so sehr gelesenen Werken des Aristoteles die Politik vielleicht dasjenige, mit welchem man sich am wenigsten beschäftigte. Von allen Wissenschaften dieser Jahrhunderte griff nur das Römische Recht kräftiger in's Leben ein, weil sich vermittelst desselben Begriffe eines höhern gesellschaftlichen Zustandes nothwendiger Weise eindrängen mußten. Man darf also in diesem Zeitraume keine bedeutende Erweiterung der politischen Erkenntniß annehmen. Ueberall findet man Zersplitterung und ein Streben nach Trennung vom Ganzen. Vermehrung persönlicher und ständischer Rechte auf Kosten desselben gehört zu den Haupteigenthümlichkeiten des damaligen Ganges der Dinge. Der Wahn von einem mehr oder weniger beschränkten Eigenthumsrechte nicht nur über das Land sondern auch über dessen Bewohner hatte sich durch die ganze Lehenshierarchie verbreitet, ein Wahn, der ungeachtet der Unrichtigkeit der Grundsätze, auf denen er beruhte, auf jener niedrigen Stufe der allgemeinen Cultur in der Wirklichkeit bisweilen nicht ohne gute Folgen blieb, weil des Machthabers eigener Vortheil ihn auf eine bessere Verwaltung hinwies. Auch über die auswärtigen Verhältnisse der Völker und Staaten galten nicht tiefere Ansichten. Eine ungeheure abenteuerliche Irrfahrt hatte die Einbildung der Menschen berauscht, und Jahrhunderte lang aus der natürlichen Bahn herausgerissen, ohne sie auch für künftige Zeiten in Christo zu verbrüdern. Die Zersplit-

terung der Staaten machte sie gegen außen schwach. Dabei waren bei der allgemeinen Verwirrung und den geringen geographischen Kenntnissen der Machthaber politische Systeme in Rücksicht der auswärtigen Verhältnisse unmöglich, nur der heilige Stuhl übte vermöge seiner weit ausgedehnten Verbindungen und der überall verbreiteten Zweige der geistlichen Hierarchie einen oft sich der Herrschaft nähernden Einfluß in denselben aus.

IV. Capitel.

Vom Anfange des vierzehnten Jahrhunderts bis auf die Eroberung von Constantinopel.

Die 153 Jahre, welche vom Ende des vierzehnten Jahrhunderts bis zur Eroberung von Constantinopel verflossen, sind eine Zeit des allgemeinen Umschwungs der Begriffe und des Uebergangs in ein ganz neues und von neuen Ideen beherrschtes Leben, in welchem sich doch viele Formen und viele Namen aus der alten Zeit lange hindurch noch erhielten, während der Geist, der sie ursprünglich geschaffen hatte, seit Jahrhunderten erloschen war. Und dieser Uebergang aus einem zwar allmählig umgestalteten, in mannigfacher Beziehung entarteten, aber doch noch nicht entkräfteten Leben konnte nicht ohne gewaltige Gährung, ungeheure Anstrengungen und einen hartnäckigen Widerstand von Seiten derjenigen statt finden, welche aus der Herrschaft der Dinge verdrängt werden sollten. Daher ein Ringen und Drängen von allen Seiten, unaufhörliche Reibungen und aus diesem heraus eine reiche herrliche Entfaltung des menschlichen Geistes auf ungewohnten, mancherlei Umkehrung verkündenden Bahnen. Am Ende denn ein furchtbares, obschon lange vorhergesehenes Ereigniß, unabwendbar bei der Schwäche und Selbstsucht der großen Machthaber jener Zeit, und doch schwer drohend für das getrennte, ermattete christliche Europa. Diese ungeheure, das Christenthum und die ganze damalige Europäische Bildung in die äußerste Gefahr bringende Erscheinung bietet sich als natürliche Gränze des Mittelalters dar, und dieses geht wunderbar genug gerade in dem Augenblick zu Ende, wo das letzte Gebäude aus der Römerwelt, mit deren Untergang im Abendlande es begonnen hatte, auch im Morgenlande dahinsinkt.

Der Ruf zum heiligen Grabe war verschollen, der Rittergeist überhaupt im Absterben, der Minnegesang verstummt. Die Quelle aller dieser Erscheinungen selbst, der Glaube der Zeit, wurde durch den Verfall der alten kirchlichen Einrichtungen und das Erwachen eines neuen Zeitgeistes so hart angegriffen, daß sie zu versiegen drohte. Die päpstliche Gewalt hatten bürgerliche Unruhen in ihrem Sitze selbst erschüttert. Der heilige Vater sah sich in ein fremdes Land verdrängt, und als er von da zurückkehrte, machte die lange Kirchenspaltung die Gläubigen auf die peinlichste Art über den Gegenstand ihrer höchsten irdischen Verehrung irre. Ueberall ließ sich eine Gährung in den Gemüthern erkennen, die sich auf mannigfaltige Weise aussprach, und von allen Seiten gegen die ehemals herrschenden Begriffe anzudrängen schien. Nicht nur in den untern Ständen sondern auch selbst unter denjenigen, welche auf den Stufen der weltlichen und geistlichen Hierarchie am höchsten standen, wurde der für den heiligen Stuhl so gefährliche Geist immer weiter verbreitet, so daß sogar Absetzungen von Päpsten im Angesichte der ganzen Christenheit erfolgten. Die Einwirkungen des heiligen Stuhls auf die Verhältnisse von Fürsten und Völkern wurden seltener und schwieriger. Nur etwa der Deutsche Kaiser mußte sich noch päpstliche Zurechtweisungen und Anmaßungen aller Art gefallen lassen. Im Uebrigen sahen sich die Päpste meistentheils so hart gedrängt, daß ihnen über der nothwendigen Vertheidigung Zeit und Kraft zu Angriffen ausging. Nur am Schlusse dieses Zeitraumes war Nicolaus V. auf ganz entgegengesetztem Wege als die frühern Helden des Papstthums dahin gelangt, dem heiligen Stuhle einen Theil seiner abtrünnigen Diener wieder zuzuwenden. Ob aber dieser Kirchenfürst, an welchem viele so herrliche Eigenschaften glänzten, die neu erworbene Kraft zur Gründung einer Herrschaft in einem neuen Geiste benutzen, oder ob nur durch Erschlichenes das Alte wieder belebt werden solle, darüber hatte man damals noch keinen Aufschluß.

Auch von der Kaiserwürde schien der alte Zauber gewichen zu seyn, der sie in den frühern Jahrhunderten umschwebt hatte;

obgleich die alte Idee sich noch lange hindurch im Geiste der Menschen erhielt, wenn auch in der Wirklichkeit wenig mehr davon zu erkennen war. In dem Thun und Treiben der Oestreicher und Luxemburger war keine Spur mehr von dem hohen Sinne der Hohenstaufen zu finden. Wären sie nicht im Reiche mächtige Fürsten gewesen, so würden sie auf die großen Weltangelegenheiten wenig Einfluß geübt haben. Zwar wurden die Unternehmungen auf Italien erneuert; aber die politische Entwicklung und Gestaltung dieses Landes war bereits so weit vorgerückt, daß es zum Gelingen solcher Entwürfe kräftigerer Angriffe bedurfte, als die damaligen Kaiser zu thun im Stande waren. Auch in Deutschland war es zu spät, ein wirkliches Kaiserthum wieder herzustellen. Die Selbstständigkeit der Reichsfürsten hatte an Gewohnheit und Zeitgeist, zum Theile wohl auch an der Kraft dieser Fürsten allzufeste Stützen. Aber im fünfzehnten Jahrhundert schien sich eine schöne Gelegenheit darzubieten, die alte Bedeutung der Deutsch-Römischen Krone wieder geltend zu machen, nämlich die kräftige Verbesserung der Kirche an Haupt und Gliedern. Auch schien in der That Siegmund nicht unempfänglich für diese hohe Idee. Aber stets im Kampfe mit den Zeitumständen brachte er sein Werk nicht zu Stande, und der schwache Friedrich gab sich von neuem dem Willen Roms völlig hin, so daß nun auch das letzte Mittel, die Kaiserwürde zu ihrem alten Glanze emporzuheben, unterging.

Seitdem das Feuer ritterlicher Begeisterung schwächer loderte, und die entwürdigte Kreuzesfahne nicht mehr am Grabe des Erlösers gegen den Erbfeind des Glaubens, sondern nur noch gegen christliche Brüder geschwungen wurde, die sich der Willkür des heiligen Stuhls oder eines andern von diesem begünstigten Mächtigen der Erde nicht unterwerfen wollten, nahmen die Kraft und der kriegerische Geist der abendländischen Völker eine andere Richtung. Man kam von den schwärmerischen Unternehmungen zurück und beschäftigte sich desto eifriger und angelegentlicher mit nähern Zwecken. Fürsten und Völker stärkten sich, überall kamen zweckmäßigere Einrichtungen auf. Vergrößerung des Gebiets war das allgemeine Streben, aber

von den weiten Zügen nach Palästina ermüdet wandte man sein Auge in der Regel nur auf die nähern Umgebungen, und enthielt sich, einzelne kühne Eroberer ausgenommen, fernerer, mit den Mitteln, welche damals zu Gebote standen, schwer zu erreichender Bestrebungen. Jener allgemeine Hang der unabhängigen Machthaber, sich zu vergrößern, zwang sie zur gegenseitigen Aufmerksamkeit, und so wurde der auswärtige politische Blick immer reifer, obschon er sich nur noch auf die nähern Umgebungen beschränkte. An einem Mittelpuncte des großen Weltgetreibes fehlte es, seitdem die Kreuzzüge aufgehört hatten, gänzlich. Auch die Päpste eigneten sich weniger dazu als in frühern Zeiten, die Kaiser noch viel weniger, und so waren die auswärtigen Verhältnisse der Europäischen Staaten immer noch zersplittert, ohne daß sich ein durchgreifender Zusammenhang darin hätte erfassen lassen.

In Deutschland hatte die Zerrissenheit bald den höchsten Punct erreicht. Das Reich aufgelöst in eine Menge von Staaten, fast alle ungleich an Regierungsform und Größe, griff in die Verhältnisse der übrigen Länder wenig ein, und ein hoher Rang unter ihnen bestand bloß in einem leeren Gepränge. Im östlichen Theile desselben hielten sich lange das Oestreichische und das Luxemburgische Haus die Waage, auch gebot neben ihnen das Baierisch-Wittelsbachische über weite Länder. Aber die meisten Deutschen Fürstenhäuser waren in viele Linien getrennt, und fanden im Innern ihrer Herrschaften mancherlei Hindernisse zu bekämpfen, um ihre Macht zusammen zu drängen. Daher war ihnen noch kein kräftiges selbstständiges Streben möglich, und sie mußten sich wegen ihrer eigenen Schwäche nothgedrungen an das Ganze halten, obgleich dieses Ganze von ihnen wenig Unterstützung erhielt. Deutschland stellte eine große Masse im Mittelpunct Europas vor, in sich selbst voller Fehden und Gährungen aller Art, gegen außen hingegen nur von einer unüberwindlichen Kraft der Trägheit geleitet. In seinem westlichen Theile erhoben sich zwei neue Staatskörper, die der bestehenden Ordnung der Dinge auf verschiedene Weise höchst gefährlich zu werden drohten. Der eine war der für die damali-

gen Zeiten höchst beträchtliche Burgundische Staat, dessen Herrscher auf Kosten von Deutschland und Frankreich ein ganz neues Reich zu gründen schienen, welches auf die spätere Gestaltung der Dinge im mittlern Europa einen gewaltigen Einfluß haben konnte; der andere die Schweizerische Eidgenossenschaft, welche durch glückliche Umstände und die Tapferkeit ihrer Bürger immer mehr an Ausdehnung gewann, und auf Kosten der gebrochenen Macht der benachbarten Fürsten und Edelleute ein ganz neues staatsrechtliches Daseyn behaupten mochte, auf welches wir weiter unten zurückkommen werden. Frankreich blieb, obschon seine Könige viele Lehen nach und nach wieder mit der Krone vereinigt hatte, immer noch schwach. Noch gehörte die Provence dem Hause Anjou, noch hatte Bretagne seine Herzoge, und die Macht des von König Johann neu gegründeten Hauses Burgund war für die Krone selbst bedenklich. Allein die größte Gefahr drohte von England her, dessen Waffen eine Zeit lang mit solchem Glück gesegnet wurden, daß Frankreichs Unabhängigkeit auf ewige Zeiten verloren schien. Erst gegen das Ende dieses Zeitraums führten außerordentliche Ereignisse einen unerwarteten Wechsel herbei, und Frankreichs beinahe völlig verdunkelter Stern leuchtete von neuem. Doch hatte diesen ganzen Zeitraum hindurch der schwere Kampf Frankreich so beschäftigt, daß ihm für andere Welthändel selten Zeit übrig blieb. Italien war noch nie mit so starken Schritten einer selbstständigen Entwicklung entgegengegangen als seit dem Schlusse des dreizehnten Jahrhunderts. Frankreich war auf einer andern Seite beschäftigt, und auch die Deutschen Kaiser konnten wenigstens nichts Erhebliches und Bleibendes jenseits der Alpen zu Stande bringen. Eine Menge kleiner Freistaaten waren von den Mächtigern unterjocht worden. Die Zahl der unabhängigen Staaten, welche in politischer Hinsicht in Betrachtung kamen, beschränkten sich in Italien immer mehr auf einige bedeutendere Einzelherrschaften und Freistaaten, deren argwöhnische streng beobachtende Wachsamkeit geübt war, Alles zu berechnen, was der eigenen oder des drohenden Nachbars Macht zu Nutzen oder Schaden gereichen mochte. Der Papst, der, als

er wieder nach Rom zurückkehrte, von selbst wieder an die Spitze oder vielmehr in die Mitte dieses Staatensystems kam, war von Alters her gewohnt, die Verhältnisse der Völker und Fürsten zu überblicken, um so klarer standen ihm die Italienischen vor Augen. Im Süden hatte lange Zeit das Haus Anjou geherrscht und mit dem heiligen Stuhle in freundschaftlicher Verbindung gelebt. Durch seine Verhältnisse mit Ungern und der Provence schien dieses Haus zu einer wichtigen Theilnahme an den Europäischen Angelegenheiten berufen. Aber alle diese schönen Aussichten scheiterten an dem Glücke des Hauses Arragon, mit welchem sich der heilige Stuhl, als die Umstände nicht mehr zu ändern waren, bald genug versöhnte. Die Vereinigung des Arragonischen und Neapolitanisch = Sicilianischen Staats unter einem Hause war ein höchst merkwürdiges Ereigniß, welches für die Folge der Zeit mancherlei erwarten ließ. Im mittlern Italien dehnte Florenz sein Gebiet immer mehr aus, und wurde durch die Unterjochung der alten Nebenbuhlerin Pisa nun auch zum mächtigen Handelsstaate erhoben. Sein Benehmen gegen andere Staaten wurde oft durch den Einfluß der herrschenden Parteien geleitet, aber im Ganzen hielt man sich doch an den heiligen Stuhl, und seine Machthaber galten in der Staatskunst für Meister. Im Norden hatte Genua seit dem Unglück von Chiozza der Nebenbuhlerin Venedig weichen müssen, und gab öfters seine Selbstständigkeit dahin, um vor sich selbst Ruhm zu finden. Auf der Westseite gründete das Haus Savoyen eine Macht, die Italien von dieser Seite zur Schutzwehr hätte dienen mögen; allein die am Schlusse dieses Zeitraums angeknüpften innigen Verbindungen mit dem sich wieder erholenden Frankreich mußten jedem Freunde Italischer Selbstständigkeit bedenklich erscheinen. Nicht ohne Aengstlichkeit betrachtete man die Fortschritte des kriegerischen Sforza, der das schöne Erbe der Viscontis in der Lombardie an sich gebracht hatte, und doch ward er sehr schnell von allen denjenigen erkannt, welche keine Ansprüche auf seine Länder eröffneten, damit nicht etwa einer der mächtigern Ansprecher an die Stelle komme. Von seinen Nachbarn den Venetianern hingegen wurde

er mit scheelen Augen angesehen. Denn sie wandten ihre Blicke von ihrem großen, durch mehrere neu eingetretene Umstände gestörten Welthandel ab, und fingen an, ihr Augenmerk auf Vergrößerungen jenseits der Lagunen zu richten, und auf diese Weise an den bisher von ihnen wenig beachteten Italischen Landhändeln eifriger Theil zu nehmen.

Auf der Pyrenäischen Halbinsel blieben die Verhältnisse der einzelnen Staaten so ziemlich dieselben. Navarra gehörte bald diesem bald jenem. In den andern Ländern herrschten die alten Fürstenstämme fort. Aber die innern Gährungen und Kämpfe gingen so weit, daß selbst Frankreich und England ihre gewöhnlichen Händel vergaßen, um sich jenseits der Pyrenäen für Spanische Angelegenheiten zu schlagen. Den Mauren blieb ihr altes Gebiet um Granada, aber sie erwachten nicht zu neuer Kraft, das Verlorene wieder zu gewinnen. Auch die Gränzen der christlichen Königreiche blieben im Ganzen genommen dieselben. Höchst wichtig für Portugal waren die überseeischen Entdeckungen des Prinzen Heinrich von Visno im fünzehnten Jahrhundert. Hätte England seine ganze Kraft wider Schottland gewendet, statt die Unterjochung Frankreichs zu versuchen, so würde die Vereinigung Britanniens vielleicht schon am Ende des Mittelalters erfolgt seyn. Allein so bewahrte Schottland seine Selbstständigkeit, obgleich seine Waffen selten mit Glück gekrönt wurden. Auch Ireland wurde der Tummelplatz wilder Fehden mit einzelnen Parteihäuptern. Nur nach der Beendigung des großen Kampfes mit Frankreich konnte England seinen Kräften eine natürlichere heilsamere Richtung geben, und in dem Europäischen Völkerverein so auftreten, wie es seiner Würde gemäß war. Die Tapferkeit der Scandischen Völker blieb meistentheils gegen ihre Brüder selbst gerichtet, doch fühlten auch das nördliche Deutschland und Polen die Schärfe ihres Schwerts. Lange blieb Esthland in der Abhängigkeit von Dänemark. Die Schweden eroberten Finnland und Lappland, und kämpften mit abwechselndem Glücke gegen die Russen. Dänen und Norweger stritten mit Schottland um die Schettländischen-, Hebriden- und Orknei-Inseln. Aber ihre Seemacht und ihr Han-

del waren von der Hanse unterdrückt und konnten, so lange diese blühte, zu keiner Bedeutung gelangen. Der Calmarische Vertrag würde Scandinavien zu einem furchtbaren Staate gemacht haben, wenn er aus den Wünschen und Bedürfnissen der Scandischen Völker selbst hervorgegangen wäre. Allein nur von persönlichem Ehrgeiz aufgezwungen fiel er dahin, sobald sich eine günstige Gelegenheit darbot, das verhaßte Joch abzuschütteln, und der Einfluß der Scandischen Reiche auf die Nachbarstaaten ging wieder verloren.

Polen erholte sich im vierzehnten Jahrhundert wieder von den Tatarischen Einfällen. Allein außerdem daß die Ruhe des Staates durch allerlei innere Auftritte gestört wurde, hatte es an dem Deutschen Orden und den Lithauern zwei rüstige Gegner zu bekämpfen. Von diesen letztern insbesondere wurden fast alle Nachbarn gedemüthigt. Daher schien die Vereinigung der beiden Staaten durch Hedwigs Heirath mit Jagello ein äußerst günstiges Ereigniß für Polen. Wie locker aber die Verbindung blieb, und wie wenig dadurch für Polen gewonnen wurde, haben wir gesehen. Auch die Verhältnisse mit Ungern waren unnatürlich, und die feindseligen Gesinnungen der Völker äußerten sich in einem fort ungeachtet der erzwungenen Vereinigung unter einem Haupt. In einem günstigen Augenblick hatte Hedwig den Ungern Rothrußland entrissen. Der Orden schien durch die Erwerbungen Danzigs, Pommerns, Esthlands und der Neumark sich außerordentlich gestärkt zu haben. Allein das Unglück bei Dannenberg und sittlicher Verfall zerbrachen seine Kraft. Das Abnehmen derselben wurde immer sichtbarer. Rußland blieb noch eine Zeit lang in dem Zustande von Erniedrigung, in welchen es durch innern Verfall und die Uebermacht der Tataren gerathen war. Nur als Moskau gewissermaßen zum Brennpuncte aller Kräfte des Großfürstenthums wurde, schien von da an ein neues Leben in das ganze Volk auszuströmen. Aber erst gegen das Ende des Zeitraums fing man an, die Früchte dieser Veränderung und des Verfalls der Tataren zu erkennen. Früher erlitten die Russen von ihren westlichen Nachbarn beinahe eben so harte Demüthigung. Die Lithauer hatten eine ziemlich

große Strecke Landes vom Russischen Gebiete abgerissen; selbst Kiew, die Mutter der Russischen Städte, war darin begriffen, und auch gegen die Livländischen Brüder kämpfte man unglücklich. Halitsch und Wladimir waren verloren, das tapfere Nowgorod durch innere Zerrüttungen gelähmt. Nur mit Mühe konnte sich das Großfürstenthum aufrecht erhalten. Ungern hatte unter den Königen des Hauses Anjou den Gipfel seiner äußern Macht errungen. Aber vieles, was großen Glanz auf die Regierung geworfen, hatte am Ende doch für Land und Volk wenig ersprießliche Früchte getragen; und in der letzten Zeit ging durch die unglückliche Wendung des Kampfes gegen die andrängenden Türken viel mehr verloren, als früherhin in den bessern Zeiten gewonnen war. Die Verbindungen mit Polen unter einem Haupte dienten mehr dazu, die feindselige Gesinnung beider Völker zu nähren, als dem östlichen Europa eine festere Vormauer gegen die eindringenden Barbaren zu erbauen. Die weiten Züge nach Neapel hatten vollends keine Folgen. Man befestigte sich nicht einmal in der Herrschaft Dalmatiens. Vielmehr endigte sich der lange Streit mit Venedig um dieses Küstenland ungünstig für Ungern. Servien und Bulgarien rissen die Türken an sich, welche bis an die Donau drangen. Die Herrscher von Bosnien suchten durch ein gefährliches Schaukelsystem ihre Selbstständigkeit zu retten. Auch der Umstand, daß mehrere der letzten Ungrischen Könige die Deutsche Krone trugen, brachte Ungern keinen Vortheil. Statt dem Ungrischen Volke einen mächtigen Bundsgenossen zu geben, lenkte er nur die Aufmerksamkeit seiner Könige ab auf fremde ihm wenig ersprießliche Händel. Auch im Innern war Ungern, da die herrschenden Königsstämme mehrmals ausstarben, durch öftere langwierige Streitigkeiten über die Thronfolge und andere Unruhen erschüttert worden. Im Ganzen war es gegen das Ende dieses Zeitraums in seiner äußern politischen Bedeutung herabgesunken. Nicht ohne Bekümmerniß sah man den künftigen Unternehmungen der Türken entgegen. Die Walachei und Moldau behaupteten bis an's Ende des Mittelalters eine gewisse Selbstständigkeit, doch mischten sich Ungern, Polen und Türken häufig in ihre Angele=

genheiten. Seit der letzten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts zerfiel die Tataren-Herrschaft in sich selbst. Doch herrschte am Schlusse dieses Zertraums noch der mächtige und tapfere Chan Mahomet über Kaptschak, über Krim hingegen Hadgi Kerai, der die Genueser zum Theil aus ihren Besitzungen vertrieb und in freundschaftlicher Verbindung mit König Kasimir von Polen lebte. Das wiederhergestellte Byzanz behauptete noch anderthalb hundert Jahre hindurch seine schwankende Existenz, aber seitdem die Türken in Europa festen Fuß faßten, ohne alle Bedeutung in den großen Staatenverhältnissen Europas, immer mehr zusammengeschrumpft und endlich von den mächtigen Siegern bis auf die Hauptstadt eingedrängt. Alle Versuche, die Byzantiner durch Unterwerfung unter den heiligen Stuhl wieder an das Abendland zu knüpfen, blieben fruchtlos. Die Bemühungen der Herrscher waren ohne Erfolg, das Volk zeigte im Unglücke nur unbiegsamen Trotz und, seltene Ausnahmen abgerechnet, keine eigentliche Kraft zum Widerstande. Aber selbst wenn der abgelebte Staat noch bessere Hülfsmittel dargeboten hätte, so würde seine Rettung doch an der Selbstsucht und den schlechten Anstalten der Christenmächte gescheitert seyn, von denen keine im Stande war zu einem so hohen und edlen Zwecke mitzuwirken. Und so konnte Byzanz der Erfüllung des seit Jahrhunderten drohenden Schicksals am Ende dieses Zeitraums nicht länger entgehen. Der Untergang eines so verfallenen Staates, aus dem in jener Gestalt nichts mehr Gutes und Großes hervorgehen konnte, mag an sich selbst nicht als ein Unglück betrachtet werden, wohl aber daß die Zeit gar kein Mittel darbot, Neues und Besseres zu gestalten. Das Eindringen eines tapfern, nur für Krieg und Eroberung lebenden und Europäisch-christliche Bildung verachtenden Volkes unter so tüchtigen Herrschern, wie die damaligen Sultane des Osmanischen Hauses waren, in Europa hingegen mußte jeden Unbefangenen mit Schrecken erfüllen, wenn er so feindselige, so gewaltige und gut geleitete Kraft gegen die elenden Bollwerke anstürmen sah, die ihr die christlichen Mächte entgegen zu setzen vermochten, die zersplitterten und meistens von unbedeutenden Fürsten beherrschten Lehensstaaten des

Mittelalters im Kampfe mit den von Glaubenswuth begeisterten, sieggewohnten Völkern tapferer und geistreicher morgenländischer Zwangsherrscher.

Solche Abgerissenheit der äußern Staatenverhältnisse ließe sich übrigens, wenn nicht noch viele andere Umstände dazu beigetragen hätten, schon aus den innern damals herrschenden Staatseinrichtungen allein erklären. Die wenigsten derselben konnten das Ganze solchergestalt kräftigen, daß es auf eine bedrohliche Weise seinen Nachbarn oder andern Gegnern hätte gegenüber stehen mögen. Beinahe in allen Ländern war die königliche Gewalt in der Wirklichkeit durch die zunehmende Macht der Großen ersetzt, die entweder als fast unabhängige Lehensträger in ihren Gebieten auf selbstständige Weise schalten und walten durften, oder in Reichsräthen, dergleichen in den mehrsten Reichen gebildet wurden, die Macht der Könige selbst in den Angelegenheiten des gesammten Staates noch beschränkten. Auf der Pyrenäischen Halbinsel, in England, in Scandinavien und gegen das Ende dieses Zeitraums besonders in Dänemark, in Polen und Ungern mußten sich die Könige von solchen Staatsbehörden, die sich mehrentheils das Recht dazu in den Wirren der Zeit angemaßt hatten, unerhörte Demüthigung gefallen lassen; obgleich man sie in weniger bedeutenden Gelegenheiten durch den glänzendsten Hofprunk und eine scheinbare, beinahe morgenländische Verehrung für die wirkliche Gewalt zu entschädigen suchte, die man ihnen entrissen. Gleich als hätten sich diejenigen, welche diese wirkliche Gewalt inne hatten, selbst emporgehoben, wenn sie den ohnmächtigen Schattenherrscher mit leerem Gepränge vergötterten. In Deutschland war der allgemeine Staatsverband immer lockerer geworden. In Italien hatte er ganz aufgehört. In Rußland war die großfürstliche Würde unter Tatarischer Vormundschaft mit unumschränkter Gewalt über das bedrängte Volk ausgestattet, aber dieses Volk sank in Verwilderung zurück, und der Statthalter der Chane übte keinen Einfluß mehr im übrigen Europa. So war es auch in Byzanz. Nur in Frankreich nahmen die öffentlichen Angelegenheiten einen eigenen Gang, der sie ihrer neuen Gestaltung entgegenführte. Hier hatte die

königliche Gewalt ungeachtet des harten und gefährlichen Kampfes mit England immer noch Fortschritte gemacht. Mehrere Lehen waren eingezogen worden, der königliche Einfluß verbreitete sich immer mehr und mehr durch die Provinzen, allgemein gültige Einrichtungen traten an die Stelle der örtlichen Verfügungen, die Staatsgewalt drängte sich zusammen. Der Geist des Französischen Volks, dessen Eitelkeit sich durch die Macht seiner Könige geschmeichelt fand, die feste Ordnung in der Thronfolge, das Aufkommen von Miethtruppen und die Fortschritte in der Staatsverwaltung wirkten alle in hohem Grade dazu bei, die königliche Macht zu heben. Frankreich könnte man eigentlich als die Wiege der neuern Staatsverwaltung ansehen; denn hier scheint die Kunst erfunden worden zu seyn, durch Stärkung und größere Beweglichkeit der von der obersten Staatsgewalt ausgehenden Glieder, durch zweckmäßige Benutzung aller dem Herrscher zu Gebote stehenden Mittel und Verwendung derselben nach folgerechten Grundsätzen, mit einem Worte durch Erbauung eines künstlichen und wohlgeordneten Staatsräderwerks die königliche Macht auf den Trümmern des Lehenwesens immer mehr auszudehnen und zu kräftigen. Die Krongüter durch Schenkungen u. s. w. geschwächt reichten kaum zum Prachtaufwande des Hofes hin. Die Lehensabgaben waren zum Theil erlassen worden, zum Theil hatten sich ihnen die Lehensträger sonst zu entziehen gewußt. Daher mußten jetzt zur Befriedigung der Staatsbedürfnisse allgemeinere Steuern eingeführt und noch andere Hülfsquellen eröffnet werden. So kamen in diesem Zeitalter eine Menge mittelbarer und unmittelbarer Steuern und Abgaben auf, denen man auch die Lehensträger zu unterwerfen verstand. Schon lange hatten sich beinahe in allen Ländern die Könige des Münzrechts zu einer zwar ergiebigen, aber im Grunde für die sittliche Würde des Staatsoberhaupts höchst zweideutigen Quelle bedient. Die Herrscher von Frankreich wußten es ihren mächtigsten Lehensträgern, selbst dem Könige von England in seinen Französischen Provinzen durch einen durchgreifenden Schritt zu entreißen und zu ihren bedeutenden Zwecken zu benutzen. Die wichtigste Maßregel mag aber hier wohl das Anwerben ste-

hender Kriegsvölker gewesen seyn, welche die Zahl einer Hoftrabantenschaar schon weit überstiegen, und den ersten Kern der stehenden Heere bildeten, denen die Europäischen Fürsten in spätern Jahrhunderten zum Theil ihre Allgewalt verdankten. In allen Anstalten dieser Art ging Frankreich den übrigen Staaten um vieles voran.

Zu den beiden Ständen, welchen im frühern Mittelalter die Herrschaft des Lebens zu Theil geworden war, hatte sich jetzt noch ein dritter gesellt, der zwar den beiden andern im Range noch nachstand, aber durch die Gunst der Könige und eigene Thätigkeit immer weitere Stufen emporstieg. Wie das der beiden übrigen Stände, so war auch sein Streben zunächst auf Erwerbung und Sicherung besonderer Rechte und Freiheiten beschränkt. Scharfe ständische Absonderung der verschiedenen Hauptclassen von Staatsbürgern war daher eine der vorzüglichsten Richtungen des Geistes in diesem Zeitraume, und jede Classe wachte mit ängstlicher Sorgfalt über die Bewahrung ihrer Eigenthümlichkeit. Noch immer behauptete die Geistlichkeit ihren ersten Rang, aber in den meisten Ländern blieb sie die ganze Zeit hindurch in den schwankendsten Verhältnissen zwischen Papst und Vaterland; denn auf der einen Seite hätten die Erzbischöfe und Bischöfe gern eine immer größere Unabhängigkeit vom heiligen Stuhle errungen; auf der andern hingegen konnte ihnen nicht entgehen, daß der Schutz des obersten Kirchfürsten und die Erhaltung des alten Glaubens ihnen durchaus nothwendig war, um die einzelnen volksthümlichen Kirchen im Besitz ihrer gegenwärtigen Rechte und Freiheiten zu erhalten, und wider die Eingriffe der weltlichen Herrscher und Stände zu schirmen. Aber im Ganzen genommen fand man doch bei der höhern Geistlichkeit eher die Neigung zu einer selbstständigen aristokratischen Stellung im Staate als zur Hingebung an Rom. Desto eifriger kämpften für dieses letztere die Menge der Bettelmönche, die man als eine immer zum Kampfe gerüstete und in alle Länder und Stände verbreitete Kriegerschaar im Dienste des heiligen Stuhls betrachten mag. In ihrem Geleite folgten überall Unwissenheit und Ketzerriecherei; allein in vielen Ländern empörten die Greuel der

Ketzergerichte die Mehrheit des Volks und machten es den bis dahin herrschenden Begriffen abgeneigt. Bereits in diesem Zeitraume findet man häufige Merkmale von weit verbreitetem Pfaffenhaß. Die geistlichen Ritterorden waren jetzt vom heiligen Grabe nach dem Abendlande verpflanzt, wo sie unermeßliche Güter besaßen. Dem Deutschen Orden kam in Preußen, den Johannitern in Rhodus sogar Landeshoheit zu. Auch die Spanischen standen in ihrem Vaterlande in hohem Ansehen. Eigentlich bildeten sie eine Art von Zwitterstand, da ihre äußere Gestaltung sie unter die Geistlichkeit setzte, sie sich aber in ihrem ganzen Streben und Handeln vielmehr dem Adel näherten, aus welchem sie sich jetzt immer ausschließlicher zu ergänzen gewohnt waren. Auch in Hinsicht der Verhältnisse von Kirche und Staat ging Frankreich den übrigen Ländern mit zweckmäßigern Anordnungen voran. Nirgends wurden so vortheilhafte Bestimmungen erlangt als in Karls VII. pragmatischer Sanction.

Mit dem Verfalle der Lehensverfassung und dem Ersterben der schönen begeisternden Seite des Ritterthums hatten sich auch die Verhältnisse des Adels in der bürgerlichen Gesellschaft allmählig und zwar mehr dem innern, denselben belebenden Geiste nach als merkbar in den äußern Formen anders gestaltet. Das Ritterwesen verlor sich immer mehr aus dem Leben, ohne am Ende dieses Zeitraums in seiner äußern Erscheinung ganz aufgehört zu haben. Der Adel ließ überall von seinem schwärmerischen Beginnen ab, um in der Wirklichkeit eine desto bessere und sichrere Stellung zu suchen. Aber aus der Ritterzeit, aus den Jahrhunderten, in welchen durch Wappen und Geschlechtsnamen die Adelsgenossen ihrer Nachkommenschaft die Behauptung ihrer Standesrechte möglich machten, und ihre Würde auf dieselbe vererbten, hatte sich eine höchst wichtige Veränderung erhalten, nämlich die, daß der Begriff des Adels statt auf bloß dinglichem Rechte, Grundeigenthum zu beruhen, mehr und mehr persönlich ward und das Grundeigenthum nicht mehr so nothwendig unter die Merkmale der adlichen Würde gehörte. Dieser Wechsel der frühern Ansichten war sowohl für die spätere Gestaltung der bürgerlichen Verhältnisse in den Europäischen Staaten, als für den

ganzen spätern Bildungsgang der Europäischen Völker von den bedeutendsten Folgen. Selbst in dem von den Tataren geknechteten Rußland erhielt sich ein mit Vorrechten begabter Stand. Allein hier, wo die Großfürsten als Statthalter der Chane mit unbegränzter Gewalt nach morgenländischer Weise herrschten, hatten die Würden der Bojaren und Bojarenkinder, wenn sie auch zum Theil erblich wurden, doch nur in der Gnade des Herrschers ihren Ursprung. Auch in Byzanz gab es eigentlich nur einen Dienstadel, der auch nur in so fern auf die Nachkommen der Würdenträger überging, als sie von dem Kaiser in den Aemtern ihrer Vorfahren beibehalten wurden. Bei den Germanischen Völkern hingegen und denjenigen, welche ihre Staatseinrichtungen nachgeahmt hatten, war im frühern Mittelalter Grundeigenthum ein immer nothwendigeres Erforderniß zur Behauptung des ursprünglichen Lehens-Dienstadels geworden, welches diesen letztern zugleich in ein immer freieres und unabhängigeres Verhältniß gegen den Oberlehensherren gesetzt hatte. Da wo die Könige mit kräftigen Schritten eine neue Begründung ihrer Gewalt erstrebten wie in Frankreich, suchten sie die früher herrschenden Grundbegriffe zu verändern und auf den Trümmern der Lehensordnung einen neuen Adel zu schaffen, der die Gunst einer vorzüglichern Stellung lediglich der Gnade des Königs verdanken möchte. Zu solchem Zwecke ließ sich kein wirksameres Mittel denken als die Ertheilung von Hofwürden an minder mächtige Lehensträger, die sie im Range den mächtigsten an die Seite stellten, die Belohnungen mit leeren Würden oder Würdebenennungen, welche das königliche oder Staatsvermögen nicht erschöpften und der Betheiligten Eitelkeit befriedigte, ohne ihre Macht zu vergrößern, endlich die Erhebung von verdienten Männern aus den untern Classen in den Adelstand, eine höchst merkwürdige Neuerung, die nach den früher über Adel herrschenden Begriffen durchaus undenkbar gewesen wäre. Auf diese Weise war der Weg zu dem Verfahren gebahnt, vermittelst dessen der Adel gewissermaßen unter den besondern Einfluß der Könige gestellt und dem staatsbürgerlichen Zustand der übrigen Unterthanen näher gebracht werden sollte. In andern Ländern

hingegen, wo die königliche Gewalt sich nicht wieder erholt hatte, sondern im Gegentheile durch die großen Lehensträger immer mehr erschüttert ward, blieb der Adel auf seinem frühern Standpuncte, und die langsam fortschreitende Bildung diente nur dazu, diesen Standpunct durch bestimmte staatsbürgerliche Verhandlungen genauer festsetzen und sichern zu lassen. In diesen Ländern wurden die Staatsverhältnisse des frühern Zeitraums nur besser entwickelt und befestigt, der Geist der Feudalaristokratie und die durch sie nothwendige Zersplitterung herrschten vor.

In den meisten Europäischen Ländern wurden die staatsbürgerlichen Rechte des dritten Standes in diesem Zeitraum ausgedehnt und befestigt. Dennoch gestalteten sich die Verhältnisse der städtischen Bürgergemeinen hie und da auf sehr mannigfaltige Weise. In Deutschland, wo die schützende Gewalt des Reichsoberhaupts immer unwirksamer wurde, entstand zwischen erobernden Lehensherren und freien Reichsstädten ein gewaltiger Kampf, in dessen unglücklichem Ausgang viele der letztern ihre Unabhängigkeit einbüßten. Die Hansestädte hingegen, Nürnberg und andere mehr gingen desto glorreicher aus demselben hervor, und es waren ihrer an Zahl und Macht genug, um den ganzen Stand, diese ganze Form des geselligen Lebens auf die trefflichste und glänzendste Weise aufrecht zu erhalten. Wegen der zunehmenden Cultur, die jedes neue Unternehmen begünstigte, kamen Handel und Gewerbe in ihre schönste Blüthe. Ein Theil des niedern Lehensadels fand selbst Geschmack an der anmuthigen städtischen Lebensart, und verbrüderte sich hier mit den angesehenern Bürgern. Aber je mannigfaltiger die Lebensweise und Begangenschaften seyn mochten, die sich innerhalb stark bevölkerter städtischer Mauern entwickelten, desto lebendiger wurden auch die Reibungen, desto schwieriger war ein Mittelpunct zu finden, an den sich alle anschließen mochten. Daher nahmen je nach den Umständen die Verfassungen der Städte eine sehr verschiedene Wendung. Zwar sah man überall die Grundbestandtheile des Muncipalwesens, aber je nach dem Sinne der Art und Weise der Einwohner höchst ungleich bedingt. Hier herrschte ein täglicher Rath unter dem Vorsitz eines Schultheißen

oder Bürgermeisters, dort theilte er seine Macht mit größern berathenden Versammlungen, anderwärts wurde die Bürgergemeinde selbst zusammen berufen u. s. w. Bald waren es städtische Edelleute, die gewissermaßen im erblichen Besitz der ansehnlichsten Stellen waren, bald fielen sie einer eigenen Classe von angesehenern, aber Handel und Gewerbe treibenden Bürgern anheim, die man in Nachahmung der Römer Patricier nannte, bald herrschte im ganzen Gemeinwesen unbedingte Gleichheit vor, und die Bürger unterschieden sich nur durch die Art ihres Gewerbes, welche sie unter diese oder jene Zunftgenossen reihte. Auch war das Verhältniß der Städte zum Gesammtstaat höchst mannigfaltig. Hier standen Haupt- und Landstädte bloß unter der unmittelbaren Herrschaft des Reichsoberhaupts, welches in Deutschland so viel war, als ob sie gänzlich unabhängig gewesen wären, in andern Ländern hingegen die Verwaltung eines königlichen Statthalters nach sich zog; dort waren fürstliche, gräfliche, bischöfliche und noch geringere Städte einem Lehensträger vom ersten, zweiten oder dritten Rang unterworfen, und genossen um so weniger Freiheit, als ihr Herr auf einer geringern Stufe stand. Doch wurde sie im Ganzen genommen fast überall vermehrt, und die Reichsstädte erhielten fast in allen Ländern das wichtige Vorrecht der Vertretung auf den Reichs- und Landtagen. Dessenungeachtet war der Einfluß des städtischen Thuns und Treibens auf das Ganze der bürgerlichen Gesellschaft nur noch wenig merkbar. Vielmehr schlossen sich die Städter eben so gut wie die andern Stände ab, und waren mehr auf Behauptung ihrer besondern Freiheiten als auf Eingreifen in die allgemeinen Angelegenheiten bedacht. Daher kann man nicht annehmen, daß im Ganzen genommen die Staatsverhältnisse dieses Zeitraums durch das Bürgerthum wesentlich anders bedingt worden seyen. Während aber in den Fürstenstaaten Europas die Städte solchergestalt auftraten, erschienen die Italischen Gemeinwesen, welche sich in den Stürmen der Zeit erhalten hatten, denn viele unter ihnen sowohl in der Lombardei als im mittlern Italien waren zu Grunde gegangen, noch auf eine weit glänzendere Weise in den großen Weltbegebenheiten der damaligen

Jahrhunderte. Venedig, Genua, Florenz erinnerten durch ihre Staatseinrichtungen und ihr politisches Streben an die Republiken des Alterthums, während sie durch ihre äußern Besitzungen häufig in die Verhältnisse des Lehenwesens verwickelt waren, und ihr Gebiet nach den Grundsätzen desselben beherrschten. Hier lebte also ein ganz eigenthümlicher Geist, aus welchem viele der herrlichsten Erscheinungen des Zeitalters hervorgingen, und welcher hingegen auf das Land, in welchem er sich entwickelte, einen unverkennbaren unendlich wichtigen Einfluß übte. Daher reiften jetzt in Italien viele Früchte des Geistes früher als sonst irgendwo, aber sie fanden in dem übrigen Europa lange keinen gedeihlichen Boden, und die vielen herrlichen Thaten der Italischen Gemeinwesen, ihre Einrichtungen und die Sinnesart ihrer Bürger schienen gewissermaßen eine dem übrigen Wesen des Europäischen Mittelalters völlig fremdartige Traumgestalt.

Der Zustand der untersten Classe, der so nützlichen Ackerbau treibenden, verbesserte sich im Ganzen genommen noch wenig. Fast alle Lasten ruhten zuletzt auf ihr. In den Slavischen Staaten und in Ungern galt Leibeigenschaft, in den Germanischen hingegen erkannte man ihnen doch wenigstens Grundeigenthum und Privatrechte an. Im Einzelnen hingen ihre Verhältnisse viel von dem guten Willen der Lehensmachthaber und den Rechten und Freiheiten ab, welche ihnen die Vorfahren derselben ertheilt hatten. Weise und kräftige Könige nahmen sie gerne in Schutz, aber selten wurde etwas Bedeutendes zu ihrem Vortheile durchgesetzt. Am glücklichsten mögen wohl die Unterthanen der Geistlichkeit gewesen seyn und zum Theil die der freien städtischen Gemeinwesen, wenn sie nicht in das wilde Gewirre bürgerlicher Unruhen hineingezogen wurden.

Die niedrigste Classe war von den öffentlichen Verhandlungen überall ausgeschlossen, nur in Scandinavien durften noch freie aber nicht adliche Landeigenthümer auf den Reichstagen erscheinen. Häufiger wurden hingegen die Abgeordneten der Städte dazu berufen, da man von ihnen wenigstens in den meisten Fällen die ansehnlichsten Geldbeiträge zu erwarten hatte. That es an Geld nicht Noth, so wußte man in vielen Ländern wie in

Deutschland, Ungern u. s. w. ihre Zuziehung zu umgehen. Ueberhaupt hatten auf den Reichs- und Landtagen, Parliamenten, Cortes und wie die großen Staatsversammlungen in den verschiedenen Reichen genannt wurden, die Geistlichkeit und der hohe Adel nicht nur den Vorrang sondern einen unbegränzten Einfluß, den ihnen bis jetzt noch Niemand streitig zu machen wagte. Daher schienen auch diese Versammlungen mehr zu strengen Abwägungen der von diesen beiden Ständen angesprochenen Rechte und Freiheiten, als zu gemeinnützigen Beschlüssen bestimmt. In Frankreich fanden sie nur bei sehr wichtigen Gelegenheiten statt und waren der königlichen Macht auf keine Weise gefährlich, während in den Staaten der Pyrenäischen Halbinsel, vorzüglich aber in Arragon für die Aufrechthaltung der ständischen Freiheiten und die Durchsetzung des ausgesprochenen ständischen Willens so folgerecht gesorgt war, daß es zweifelhaft scheinen möchte, ob sich Arragon mehr der republicanischen oder der monarchischen Verfassung genähert habe. Frühe nahmen hingegen in England die öffentlichen Angelegenheiten eine Wendung, welche den natürlichen Verhältnissen der verschiedenen Hauptbestandtheile des Staatslebens am angemessensten war. Die Trennung der beiden Häuser sicherte den niedern Adel und die Städte vor der Bedrückung der Großen, kräftigte sie und bildete zuerst eine öffentliche Meinung der Gesammtheit auf den einfachsten und natürlichsten Grundlagen der bürgerlichen Gesellschaft. In den übrigen Ländern waren die Reichstage seltener, Reichsräthe bemächtigten sich daselbst gewöhnlich sowohl der königlichen Macht als dem allgemeinen Besten entgegen auf oligarchische Weise aller Gewalt.

In der Mitte des gebildeten Europas, im Zusammentreffungspunct dreier großer, durch Sprache, mannigfaltige Eigenthümlichkeit, Verfassung u. s. w. getrennter Völker hatte sich ein zwar kleiner, aber selbst in seinem geringen Umfange noch an Lebenspuncten reicher Staatenverein gebildet, wo aus einem wundersamen Gemische von lehensmäßigen Begriffen und alterthümlichem Freisinn ein Ganzes entstand, welches im spätern Europäischen Staatensysteme eine ganz besondere Stellung

einnehmen sollte, nämlich die Schweizerische Eidsgenossenschaft. Dem ursprünglich von dreien unabhängigen Landschaften, die jedoch im Gebiete des Deutschen Reiches waren, und in welchen sich die anfänglichen alt-Deutschen Freiheitsgewohnheiten noch erhalten hatten, beschwornen Bunde schlossen sich Reichsstädte und befreite fürstliche Städte an, die mit felsenfestem Muth die gemeinsame Sache, Aufrechthaltung erworbener Rechte und Freiheiten, vertheidigten. Ihre Bande war nicht so eng, daß man sie als einen Bundesstaat hätte betrachten können, und doch innig genug, daß jeder Feind ihrer Selbstständigkeit auf eine blutige Weise über ihr treues Zusammenhalten belehrt wurde. Die wundervollen Tage von Morgarten, Näfels, Laupen und Sempach hatten den Eidgenossen oder Schweizern, wie man sie auch zu nennen anfing, die Heldenweihe ertheilt. Die Verschiedenheit der Staatseinrichtungen, nebst der Einfachheit der Sitten und Lebensgewohnheiten, der Umstand endlich, daß der größte Theil des angränzenden Deutschlands unter der Herrschaft des Hauses Oesterreich stand, an dessen feindseligen Gesinnungen sie nicht zweifeln konnten, trennten die Schweizer immer mehr von den übrigen Deutschen und legten den Grund zu einer ganz selbstständigen volksthümlichen Entwicklung, die im Ablaufe der Zeit für Europa von der größten Wichtigkeit und für das Gleichgewicht der benachbarten Staaten unentbehrlich wurde. Obschon hier so gut wie überall selbst von den freien Landschaften Länder und mehr oder weniger Menschen nach den Grundsätzen des Lehensystems besessen wurden, so traten doch wegen der nähern Verbindung der verschiedenen Stände billigere Verhältnisse für alle ein, und auch in dieser Beziehung hatte das Aufkommen eines solchen öffentlichen Wesens in Europa die wichtigsten Folgen.

Gesetzgebung und Gerichtswesen machten nur langsame und, wenn man ganz Europa in Betrachtung zieht, nur wenig bedeutende Fortschritte. Das Recht, Gesetze und Verordnungen zu erlassen, war allzusehr zersplittert, als daß allgemeinere und das Gesammtwohl näher bezweckende Verfügungen hätten durchgesetzt werden mögen. Auch darf man nicht verhehlen, daß

die Verhältnisse der Zeit solche örtliche Bestimmungen nothwendig machten. Die frühern Gewohnheitsrechte verwandelten sich meistentheils in geschriebene örtliche Satzungen, bei deren Abfassung neben althergebrachten Uebungen einige Römische oder kanonische oder auch lehenrechtliche Grundsätze aufgenommen wurden. Doch kamen auch einige allgemeine Landesgesetzgebungen zu Stande, die in der Geschichte der einzelnen Länder aufgezählt sind, deren Einfluß sich aber einzelne Städte, Landschaften und Mächtige durch Befreiungen und Ausnahmen zu entziehen wußten. Theils wurden sie bloß vom königlichen Rathe untersucht, theils auf den großen Reichsversammlungen vorgelegt, aber dann immer im Namen des Königs erlassen. In Polen fand sich sogar ein König, der sich des Werkes mit Liebe und Kenntniß selbst annahm. Die einigermaßen bedeutenden Städte hatten fast alle ihr eigenes Recht oder das einer andern wegen der Trefflichkeit ihrer Gesetze berühmten Stadt. Das Gerichtswesen als einer der wichtigsten Zweige der Staatsverwaltung mußte der übrigen Einrichtung des öffentlichen Wesens in allen ihren Irrgängen folgen. Zwar suchte man der Willkür der untern Behörden durch Berufung an höhere Gerichtsstellen zu steuern, aber diese Berufung war schwierig, und wenn sie von den verschiedenen Gerichtshöfen bis zum Könige ging, oft mit unsäglicher Mühe und Unkosten verbunden. Dazu ging selbst bei unabhängigen Staaten die Weiterziehung oft in fremde Länder, und zwar nicht nur bei den geistlichen Gerichten, wo zuletzt in Rom geurtheilt werden sollte, sondern selbst bei städtischen Gerichtshöfen wurde öfters die Sache vor das Gericht derjenigen Stadt eines andern Landes gezogen, deren Gesetz man daselbst angenommen hatte. Als eine eigenthümliche, aber dem damaligen Geiste einer rohen Billigkeit völlig angemessene Einrichtung muß man die hie und da eingeführte Gewohnheit betrachten, bei Appellationen den am Unrecht erfundenen Theil entweder den Appellanten oder den Richter mit einer Strafe zu belegen. Schauderhaft war hingegen sowohl in seiner unmittelbaren Wirksamkeit als in seinen entferntern Folgen auf den rechtlichen Zustand und die Sittlichkeit der Völker das finstere

Unwesen der heimlichen Fehmgerichte, welches sich in Deutschland weit verbreitete und nur mit Mühe unterdrückt werden konnte. Selbst rechtliche Männer ließen sich zur Theilnahme verleiten. Von jeher hatte solches abeuteuerliches verborgenes Wirken unwiderstehlichen Reiz. Aber auch der öffentliche geregelte peinliche Gerichtsgang war noch voller Entsetzlichkeiten. Nur in England fing er an menschlicher und zweckmäßiger zu werden.

So wie im frühern Mittelalter die Staatseinrichtungen aus dem Kriegswesen hervorgegangen waren, so fällt auch jetzt der Einfluß der in demselben ohne eigentliche politische Veranlassung geschehenen höchst merkwürdigen Veränderungen auf die neuere Gestaltung der bürgerlichen Gesellschaft beim ersten Blicke in die Augen. Denn nicht nur waren durch die Zersplitterung der Staaten vermittelst des Lehenwesens die alten Aufgebote in Verfall gerathen, sondern das Ersterben des Rittersinns, das Aufkommen geübter nicht adlicher Fußvölker, welche die Städte und die Eidgenossen aufstellten, endlich mehr als Alles die Einführung der Feuergewehre hatten fast überall eine allmählige Umschaffung des gesammten Kriegswesens nothwendig gemacht. Die mächtigern Fürsten suchten den Landfrieden zu behaupten. In Frankreich geriethen sogar die Turniere in Vergessenheit. Der bis dahin so kriegerische Adel verließ allmählig seine Gewohnheiten. Die langwierigen Kriege gegen England, die vielen Niederlagen, welche die Französischen Ritter ungeachtet der glänzendsten Tapferkeit von der Ueberlegenheit Englischer Kriegskunst erlitten, fingen an den Adel zu ermüden. Eben so ging es vielen Städten, welche durch Handlung und Gewerbe zu ungeheuern Reichthümern gekommen waren, und in erhöhtem Prachtaufwand und Annehmlichkeiten aller Art dieselben genießen wollten. Man hätte seines Lebens nie froh werden können, wenn man die Ausfechtung der so häufigen Kämpfe nicht Leuten vom Handwerk überlassen hätte. Häufig entstanden jetzt Schaaren, welche von einem erfahrnen Krieger geworben und von diesem mehrentheils ohne Berücksichtigung der Sache, welche sie verfechten sollten, dem Meistbietenden vermiethet wurden. Frankreich und Italien sahen zuerst solche Schaaren, und

das abscheuliche Unwesen, welches theils mittelbar theils unmittelbar auf ihre Rechnung gesetzt werden muß, ist in der Geschichte dieser Länder mit den grellsten Farben geschildert. Wie sehr Vaterlandsliebe und Gemeinsinn durch die Einführung dieser Truppen leiden mußten, liegt am Tage. Gold und Kühnheit verfehlten niemals ihren Zweck. Das Loos der Völker lag in den Händen des Zufalls. Zum Glücke hatten indessen die Miethschaaren in der neuern durch die Umstände erforderten Kriegskunst noch nicht solche Fortschritte gemacht, daß ihnen die Eroberung und Behauptung bedeutenderer Länder und befestigter Städte ein Leichtes gewesen wäre, und die ungeheure Löhnung, welche ihnen der Miethende geben mußte, beschränkte ihre Zahl und machte ihre längere Unterhaltung beinahe unmöglich. Kleinere aber mit kriegerischen Einwohnern bevölkerte Staaten konnten sich daher noch immer mit Vortheil gegen sie vertheidigen. Im Innern der Länder hingegen machten sie dem Gewalthaber manches möglich, was er früher nicht gewagt haben würde. Dessenungeachtet verübten in Frankreich die sogenannten routiers, ribauds, cotteraux, grandes compagnies u. s. w. solchen Unfug, daß der König die schärfsten Maßregeln zu ihrer Unterdrückung ergriff, und durch Einführung der Gens d'armerie zugleich den Französischen Adel in der Kriegsübung erhielt, und ihn durch glänzende Auszeichnungen aller Art an seine Sache zu fesseln wußte. Die Aufstellung eines einheimischen stehenden Heeres, welches keine Miethschaar war, sondern wie die ehemaligen Aufgebote an König und Vaterland hing und vom frühern Rittergeist beseelt durch Sinn für Ehre und Ruhm geleitet wurde, während beständige Uebung ihnen eine große Gewandtheit und Ueberlegenheit gab, ist ganz gewiß eine der merkwürdigsten Erscheinungen der spätern Jahrzehende dieses Zeitraums, und daß Frankreich in dieser zeitgemäßen Anstalt den übrigen Ländern voranging, erhob nicht nur daselbst die königliche Macht, sondern gab dem Staate selbst in der großen Europäischen Waagschaale ein außerordentliches Gewicht. Ueberall verkündeten jetzt die großen im Kriegswesen eintretenden Veränderungen das Herannahen einer neuen Zeit.

Seit dem Aufhören der Kreuzzüge und dem Verfalle des

Ritterthums schien in ganz Europa, besonders aber in den gebildetern südwestlichen Staaten das Leben wieder allmählig eine neue Gestalt annehmen zu wollen, so wie es früherhin bei den Germanischen Völkern durch Lehenwesen und Ritterthum auf eine ganz eigenthümliche Weise entwickelt worden war. Und da sich diese Stufe fast unmittelbar an die Entstehung des neuern, bis auf die großen Umwälzungen unserer Tage aufrecht gebliebenen gesellschaftlichen Zustandes anreiht, so mag man den Zeitraum vom Anfange des vierzehnten Jahrhunderts bis in die Mitte des fünfzehnten als eine Periode des Ueberganges ansehen, in welcher zwar viele von den frühern Erscheinungen sich dem äußern Ansehen nach noch völlig kräftig erhalten hatten, das Leben aber dem Geiste nach sich immer mehr seiner neuern Gestaltung näherte. Strenge Abgeschlossenheit der Stände und eine höchst eigenthümliche besondere Ausbildung derselben, die wenn nicht zu eigentlicher höherer geistiger Belebung, doch gewiß zu Kräftigung derselben vieles beitrug, fallen in dieser Zeit besonders auf. Das Ritterthum ward zwar sowohl in seiner hohen Schwärmerei als in seiner gewaltigen Thatkraft immer mehr gebrochen, allein die Achtung für dasselbe war noch nicht erloschen, und eine desto strengere Form sollte jetzt das alte erstorbene Heldenthum ersetzen. Die großen gemeinsamen Unternehmungen fanden nicht mehr statt, und die Gelegenheiten sich heraufzuschwingen wurden seltener, bis gegen das Ende dieses Zeitraums das eingerissene Miethschaarenwesen wieder neue schuf. Daher suchte nun Jeder das Errungene zu behaupten, und ihm durch ein festes äußeres Formengebäude desto sicherern und größern Werth zu geben. Vom gewaltigsten Herrscher bis zum Knechte herab fand man dieses Bestreben in allen Ständen thätig. Die Könige und Fürsten nahmen ein bestimmtes Hofgepränge an, der höhere und niedere Adel schied sich in Fürsten, Herzoge, Markgrafen, Grafen, Barone u. s. w., von denen den einen auch die ihrer Würde entsprechende Macht zukam, den andern bloß eine im gesellschaftlichen Leben Glanz verleihende Amtsbenennung ohne Ansehen. In den Städten, von denen viele Herrschaften und Unterthanen besaßen und unter ih-

ren Bürgern viele Adelsgenossen zählten, gab man sich ebenfalls Auszeichnungen dieser Art; in Spanien wurden ganze Bürgerschaften zu Hidalgos ernennt. Die geringern Bürger fühlten sich durch das Zunftwesen eben so gehoben, wie die Höchsten im Staat. Um in irgend einem Handwerke Meister zu werden, bedurfte es nicht weniger Förmlichkeiten, als wenn man hätte zu einer Domherrenstelle gelangen, oder sich zum Ritter schlagen lassen wollen. So verbreitete sich diese strenge Förmlichkeit über das ganze Leben und beherrschte dasselbe überall. In ihr verloren sich zum Theil die schwärmerische Thatkraft und die rauhe kampfgewohnte Sitte der frühern Jahrhunderte. Daher milderte sich im Ganzen genommen die Lebensart der höhern Stände, wo sie nicht durch langwierige Kriege und das aus ihnen hervorgegangene Miethschaarenwesen wieder verwildert wurde. Auf der andern Seite hatte der Handel eine gewaltige Bewegung im gesellschaftlichen Leben hervorgebracht. Lebhafter Verkehr und Bedürfnisse schienen eine Zeit lang mit jedem Jahrzehende zuzunehmen; sie erregten und bedingten sich gegenseitig in einem fort. Die Ueppigkeit, welche unermeßliche Reichthümer möglich machten, stellten auch reiche Handelsleute den höhern Ständen gleich, sie ließen sich adeln; die Hauptzweige der Gesellschaft wurden einander auf mannigfaltige Weise näher gebracht. Der glänzende Zustand des Handels und der Gewerbe warf einen lebendigen Funken in die sonst starre Bestimmtheit der übrigen Verhältnisse. Fürsten und Ritter stiegen von ihren Burgen herab und nahmen an den festlichen Vergnügungen der Städter Theil, und mit den neuen Gewohnheiten, mit der Vervielfältigung der Geschäfte aller Art fing die Mehrzahl an, sich mit jedem Tage mehr nach besser geordneten Staatsverhältnissen zu sehnen. Vergebens widerstrebten einige Gewalthaber, die im Gewirre und der Herrschlosigkeit besser ihre Rechnung fanden. Der allgemeine Strom riß zu bessern öffentlichen Anstalten hin. Indessen hatten der Verfall der schönen Seite des Ritterthums, das Aufkommen der Miethschaaren u. s. w. doch auch ungeachtet der vielen vortheilhaften Einwirkungen der reichen Geistesentwicklung dieser lebendig bewegten Zeit nichts desto weniger ihren verderblichen Einfluß auf die Sitten der Völker geübt. Va-

terlandsliebe, frommer Glaube, Zucht und Ehrbarkeit waren geschwächt, und fast überall, wie wir in der Geschichte der einzelnen Länder gesehen, durch Ehrgeiz, Geldgier und Laster aller Art, wie sie ein üppigeres Leben herbeiführt, ersetzt worden. Dieses Verderbniß war tief in alle Stände eingedrungen. Der Lehr- oder Priesterstand selbst, der doch den übrigen mit einem guten Beispiele vorgehen sollte, war am wenigsten davon frei. Vielmehr hatten seine Vergehungen und Laster zu gewaltigen Gährungen und sogar zu den heftigsten Ausbrüchen Anlaß gegeben. Man konnte sich nicht länger verhehlen, daß in Glaubenssachen immer wichtigere Sachen zur Sprache kommen würden, daß um die neuen Begriffe gekämpft werden müsse, und die Erschütterung herrschenden religiösen Glaubens griff tief in alles bis dahin Bestehende ein. Die Wissenschaft schien, seitdem sie aus dem bedrängten Griechenland nach Italien geflüchtet, in diesem herrlichen Lande sich ganz neu zu beleben, und besonders durch ihre Einwirkung auf die höchsten Begriffe, die der Mensch zu erfassen vermag, für die spätere Gestaltung der Europäischen Menschheit wichtig zu werden. Auch noch immer waren es im Ganzen die abgezogenern Theile des Wissens, welche größere Theilnahme erregten, wenn man die äußere Gesetzgebung der Kirche ausnimmt, welche in diesem Zeitraume beinahe für alle tiefer Denkende ein Gegenstand sowohl kühner als sorgfältiger Untersuchung wurde. Die weltlichen gesellschaftlichen Verhältnisse hingegen wurden von den Gelehrten nicht berührt. Nur der Geschichte gehörten sie an. Man nahm sie als ein Gegebenes, und suchte sich darin so gut als möglich zurecht zu finden. Doch wirkten einige Fortschritte des Geistes wie die Erweiterung der mathematischen Kenntnisse auf mehrere Künste und Richtungen des thätigen Lebens so ein, daß die entferntern Früchte dieser Einwirkung im spätern Getreibe Europas nicht zu verkennen waren. Wenn man also die Ergebnisse dieses Zeitraums für die Ausbildung der bürgerlichen Gesellschaft, die Verhältnisse der Völker unter sich und der Einzelnen zum Gemeinwesen in wenigen Worten zusammenfassen wollte, so würde man ungefähr auf Folgendes zurückkommen. Die 153 Jahre, welche vom Ende des dreizehnten Jahrhunderts bis auf die Eroberung

von Constantinopel verflossen, sind eine Zeit des Uebergangs vom kräftigen, aber theils rohen, theils träumerischen Leben des Mittelalters auf die verständigere Geistesrichtung der neuern Zeit. Die Kreuzfahrten haben ganz aufgehört, das Ritter- und Fehdewesen verliert sich allmählig, aber desto entschiedener und abgeschlossener spricht sich in starren Formen der Unterschied der Stände und Begangenschaften aus, welche nur hie und da durch Handel und Ueppigkeit einander näher gebracht werden. Ein äußerer politischer Blick in die Verhältnisse der Staaten neben und gegen einander reift nur langsam, und ist in dem großen Weltgetreibe nur schwer zu bemerken. Die Bürger der kleinern aber unabhängigen Freistaaten, die mitten unter den Lehensstaaten auf eine ganz eigenthümliche Weise auftreten, waren wegen des beständigen Kampfes gegen ihre Nachbarn und der öffentlichen Erörterung in ihren Staatsversammlungen hierin noch am geübtesten. In größern Staaten, wo lebendigere Geistesentwicklung statt fand, bemerkte man ein Streben nach bessern Einrichtungen, in welchen sich eine dunkle Ahnung vom Staatszwecke aussprach, und diese waren nicht anders zu erwarten als durch die Kräftigung der königlichen Gewalt, welche sie in den Stand setzte, eine bessere Verwaltung einzuführen. Hierin ging Frankreich allen übrigen Staaten voran. In den meisten Ländern hingegen war Aristokratie oder Oligarchie der Großen vorherrschend. Den König entschädigte man durch desto glänzendere Formen eines im Grunde gehaltlosen Gepränges. Nichts desto weniger mußte die königliche Oberherrschaft in der Idee geheiligt werden, weil das Bestehende der Form nach von oben herab gestaltet worden war. Da nun aber zu gleicher Zeit in einigen Staaten mit den Fortschritten der Verwaltung die königliche Gewalt auch wirklich eingreifender wurde, so war eine Zeit vorauszusehen, in welcher man die öffentlichen Verhältnisse nach den Interessen der Völker berechnen würde. Diese Periode war nahe und jene mannigfaltigen und verworrenen Abwägungen des Herrschervortheils bilden einen Grundzug in dem politischen Treiben der sogenannten neuern Zeit, mit deren Beginnen sich der lange, reiche, sinn- und gehaltvolle Zeitraum des Europäischen Mittelalters endigt.

Druckfehler des dritten Bandes.

S. 58. Z. 16. „Statthalterschaft" lies „Statthalterschaft **Kiew**".
S. — Z. 34. „Sekerier" lies „Sewerier".
S. 59. Z. 13. „Jameri" lies „Jarner".
S. 62. Z. 17. „Schwächling" lies „Schwächlings".
S. 63. Z. 32. „Perejaslawez" lies „Perejeslawez".
S. 64. Z. 10. „in seinem Arme" lies „in seinen Armen".
S. 68. Z. 7. „Gornün" lies „Gorün".
S. 73. Z. 3. „Art" lies „Anzahl".
S. 78. Z. 29. „Perkjaslav" lies „Perejaslav".
S. 82. Z. 25. „Sasdal„ lies „Susdal".
S. 83. Z. 21. „Sasdal" lies „Susdal".
S. 85. Z. 21. „Glücke" lies „Glück".
S. 85. Z. 35. „Choldim" lies „Cholim".
S. 92. Z. 5. „Grivan" lies „Grivna".
S. 93. Z. 39. „Güter" lies „Gärten".
S. 95. Z. 25. „Grivan" lies „Grivna".
S. 103. Z. 12. „Nandrocis" lies „Naurocis".
S. — Z. 16. „Tugtschakische" lies „Kaptschakische".
S. — Z. 24. „Mamni" lies „Mamai".
S. — Z. 28. „Buktamisch" lies „Tuctamisch".
S. 104. Z. 34. „Machmuth" lies „Machmeth".
S. 105. Z. 20. „Dmiter" lies „Dmitri".
S. 113. Z. 32. „kalt Wasser" lies „kaltes Wasser".
S. 118. Z. 19. „Theognis" lies „Theognost".
S. 119. Z. 22. „Gesetzmaal" lies „Geschmack".
S. 139. Z. 27. „Szony" lies „Szóny".
S. 146. Z. 6. „Erlach" lies „Erlav".
S. 150. Z. 9. „Symegh" lies „Sixeph".
S. 176. Z. 4. „jetzt" lies „je".
S. 182. Z. 8. „die Lateinische Geistlichkeit in Ungern, in Ungern das Aufkommen eines Griechischen Kirchenthums" lies „die Lateinische Geistlichkeit in Ungern das Aufkommen eines Griechischen Kirchenthums".
S. 193. Z. 4. „prisfoit" lies „pristoit".
S. 195. Z. 22. „Olaszky" lies „Olaszky-liszka".
S. 200. Z. 26. „König" lies „Könige".
S. 206. Z. 23. „Novigrod" lies „Novigrad".
S. 220. Z. 36. „der Kirche außer dem Zehenten" lies „außer dem Zehenten der Kirche".
S. 232. Z. 5. „Erzählung" lies „Aufzählung".
S. 288. Z. 33. „wie vielerlei" lies „vielerlei".
S. 309. Z. 15. „dem Fürsten" lies „den Fürsten".
S. 359. Z. 3. „Capetinische" lies „Capetingische".